

Titel für den Umschlag

**Herbert Diercks (Hg.)**

# **Verschleppt nach Deutschland!**

**Jugendliche Häftlinge des KZ Neuengamme  
aus der Sowjetunion erinnern sich.**

**Herbert Diercks (Hg.)**

## **Verschleppt nach Deutschland!**

**Jugendliche Häftlinge des KZ Neuengamme aus der Sowjetunion  
erinnern sich.**

**Herausgegeben im Auftrag des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte  
Neuengamme e.V. und der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.**

**Bremen (Temmen) 2000**

Herbert Diercks (Hg.):

Verschleppt nach Deutschland! Jugendliche Häftlinge des KZ Neuengamme aus der Sowjetunion erinnern sich. Herausgegeben im Auftrag des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme e.V. und der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Bremen (Temmen) 2000.

**Diese Publikation erschien auch auf Russisch unter dem Titel: XXX, ISBN  
xxx**

Abbildung auf dem Umschlag: Der ehemalige Häftling Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko im Gespräch mit einer Mitarbeiterin des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme e.V., Mai 1997.

Foto: Herbert Diercks (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Lektorat: Dieter Schlichting

Die Drucklegung dieser Publikation wurde gefördert durch die Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg.

## **Inhalt**

Einleitung

Jugend in der Sowjetunion, Krieg und Besatzung

Deportation nach Deutschland

Kriegsgefangenschaft

Zwangsarbeit: Als „Ostarbeiterinnen“ und „Ostarbeiter“ in Deutschland

Widerstand, Flucht, Verhaftung

Ankunft im Konzentrationslager Neuengamme

Arbeit im Stammlager Neuengamme

Misshandlungen, Terror, Hinrichtungen

Verpflegung

Alltag im Stammlager

Flucht aus dem KZ

In Außenlagern des KZ Neuengamme

    Bomben- und Trümmerräumkommandos

    Außenlager Wittenberge

    Außenlager Salzgitter

    Außenlager Beendorf und Porta Westfalica

    Außenlager Meppen und Ladelund

    Außenlager Hannover

    Außenlager Kaltenkirchen

    Außenlager im Werftbereich

    Frauenaußenlager

Die Räumung der Außenlager nach Bergen-Belsen, Sandbostel und Wöbbelin

Räumung des Stammlagers Neuengamme

Befreiung und Rückkehr

Das Leben danach

Statt eines Nachwortes

Verfolgungsschicksale

Begriffserläuterungen

Ausgewählte Literatur zur Geschichte des KZ Neuengamme

*Bildunterschriften der Fotos*

## Einleitung

Begegnungen mit ehemaligen Häftlingen der nationalsozialistischen Konzentrationslager hinterlassen bei jüngeren Menschen immer wieder tiefe Eindrücke. Sie erleben Persönlichkeiten, die nicht nur als ZeitzeugInnen einen sehr wichtigen Abschnitt deutscher Geschichte beobachtet haben, sondern die in den Lagern den verbrecherischen Wesenszügen des Nationalsozialismus in Form von täglicher Lebensbedrohung, Schikanen und Misshandlungen mit Leib und Seele ausgesetzt waren und diese Torturen nur mit Glück und manchmal auch Geschick überlebt haben. Kein noch so gutes Geschichtsbuch vermag einen solch authentischen Eindruck von der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus zu vermitteln wie ehemalige Häftlinge, die von ihren Erlebnissen berichten. Nur wenige ZuhörerInnen können erahnen, welche seelischen Schmerzen die Erinnerungen noch heute bereiten und welche Kraft es bedeutet, sie zu überwinden und über die vielfachen Verletzungen zu berichten – zumal wenn die ZuhörerInnen Deutsche sind. Viele Überlebende tun dies dennoch, um mit der Vermittlung eigener Erfahrungen dazu beizutragen, dass sich ein solches menschenverachtendes Regime nie wiederholen möge.

Persönliche Begegnungen mit ehemaligen KZ-Gefangenen werden aber immer seltener, weil sehr viele Überlebende der Lager inzwischen verstorben sind oder auf Grund ihres hohen Alters nicht mehr berichten können. Schriftliche und andere Formen der Überlieferungen werden deshalb immer wichtiger. Im vorliegenden Buch werden deshalb Auszüge aus Berichten dokumentiert. Im biografischen Anhang werden die Verfolgungsschicksale der zu Wort Kommenden kurz vorgestellt. Es ist dies ein Versuch, Geschichte, wie sie erlebt wurde und erinnert wird, lebendig zu vermitteln.

Dieses Buch entstand im Rahmen der Aktivitäten der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und ihres Freundeskreises. Die Forderungen vieler ehemaliger Häftlinge und Angehöriger nach Errichtung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme verbanden von vornherein den Wunsch nach der Bewahrung ihrer Erfahrungen aus Krieg und Faschismus mit dem nach ihrer Vermittlung an die nachfolgenden Generationen. Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des 1981 errichteten Dokumentenhauses Neuengamme bildete dieser Auftrag die Basis für ihre Arbeit, die von den ehemaligen Häftlingen, den Angehörigen und ihren Organisationen mit großem persönlichem Engagement unterstützt wurde.

Bei der Erforschung der Geschichte des KZ Neuengamme mit seinen über 80 Außenkommandos und -lagern war die Gedenkstätte daher auf die Zusammenarbeit mit ehemaligen Häftlingen angewiesen, da die SS gegen Kriegsende alle Akten und Karteien systematisch hatte vernichten lassen – viele Informationen ließen sich erst mit den Methoden der „Oral History“, der von ZeitzeugInnen erzählten Geschichte, gewinnen. Im Rahmen eines Anfang der 90er-Jahre durchgeführten „Oral History“-Projektes wurden lebensgeschichtliche Interviews mit über 120 ehemaligen Häftlingen in Frankreich, Dänemark, Belgien, Polen, der Ukraine und weiteren Ländern Europas sowie in Israel und den USA durchgeführt. Bei diesem wissenschaftlichen Interviewprojekt ging es bereits darum, die Aussagen der ehemaligen Häftlinge zu dokumentieren und damit ihre Erinnerungen als historische Zeugnisse der Nachwelt zu erhalten.

Inzwischen verfügt das Archiv der Gedenkstätte über einen großen Bestand von

etwa 2 000 schriftlichen Häftlingsberichten und mehreren hundert Video- und Audiointerviews. Diese Sammlung vergrößert sich ständig, weil ehemalige Häftlinge weiterhin detaillierte Berichte über ihre Zeit im Konzentrationslager verfassen oder sich für Befragungen, die per Video oder Tonband aufgezeichnet werden, zur Verfügung stellen. Mit diesen authentischen Erinnerungen wird die Gedenkstätte noch arbeiten können, wenn die AugenzeugInnen nicht mehr leben.

Die Erinnerungen ehemaliger Häftlinge sind nicht nur für die Forschung von großem Wert, sondern auch für die Vermittlungsarbeit. In der Ausstellung der Gedenkstätte werden Erinnerungen an verschiedene Aspekte der Geschichte des KZ Neuengamme in schriftlicher Form, als Tondokument oder als Video eingesetzt. Diese Dokumente sind anschaulich und tragen so dazu bei, dass Geschehnisse im Konzentrationslager sehr konkret dargestellt werden, indem sie mit dem Schicksal einzelner Personen verbunden werden, in das sich jüngere Menschen „hineindenken“ können.

In den Jahren der Zusammenarbeit entwickelte sich zwischen ehemaligen Häftlingen, Angehörigen der Opfer und Verfolgtenorganisationen einerseits und der KZ-Gedenkstätte Neuengamme andererseits ein partnerschaftliches, vielfach freundschaftliches Verhältnis. Viele der Betroffenen verstehen die Gedenkstätte als ihre Interessenvertretung in Deutschland auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers, deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Sorge um die Schaffung eines Ortes des würdigen Gedenkens tragen, Gedenkveranstaltungen ausrichten, in Form von Gedenkbüchern und -tafeln an die vielen Opfer erinnern, Einzelschicksale aufklären, an ihrem heutigen Leben Anteil nehmen. In mehreren hundert Fällen konnte die Gedenkstätte Unterstützung bei der Beschaffung von Haftbescheinigungen bieten, die in Polen, Russland, Weißrussland und der Ukraine benötigt werden, um eine kleine Entschädigungszahlung seitens der nationalen Stiftungen „Für Verständigung und Aussöhnung“ zu erhalten.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gedenkstätte gründeten gemeinsam mit ehemaligen Häftlingen und interessierten Bürgerinnen und Bürgern 1988 den „Freundeskreis KZ-Gedenkstätte Neuengamme e. V.“, der die Aufgabe übernahm, als privater, unabhängiger Verein die Arbeit der Gedenkstätte ideell und finanziell zu fördern. Zu einem Schwerpunkt der Arbeit entwickelte sich sehr bald die Vorbereitung und Durchführung von Besuchsreisen ehemaliger Häftlinge des KZ Neuengamme, die in ihrem hohen Alter die Stätten ihrer Verfolgung noch einmal sehen und die Arbeit der Gedenkstätte kennen lernen möchten. Die meisten der osteuropäischen KZ-Überlebenden verfügen aber über keinerlei finanzielle Reserven, um sich solch eine Reise leisten zu können. Weit über 100 Frauen und Männer, die meisten von ihnen aus der Ukraine, konnten mit Geldern, die der Freundeskreis in Form von Spenden und Zuschüssen gesammelt hatte, in den letzten fünf Jahren zu einem jeweils mehrtägigen Aufenthalt eingeladen werden. Persönliche Kontakte entstanden, die vertieft wurden, als eine kleine Delegation des Freundeskreises im April 1999 in die Ukraine reiste und dort 85 ehemalige Häftlinge des KZ Neuengamme traf.

Als Archivar in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und zugleich Mitglied des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme e. V. „hüte“ ich den Schatz „Häftlingserinnerungen“ im Archiv der Gedenkstätte und bin Briefpartner insbesondere für die ehemaligen Häftlinge aus der Ukraine, Russland und Weißrussland. Die Idee für dieses Buch entstand beim Lesen der Briefe und Berichte ehemaliger russischer und ukrainischer Häftlinge und in der persönlichen

Begegnung. Sie, die heute noch leben, waren damals Kinder, Jugendliche. Zumeist waren sie als „Ostarbeiter“ oder „Ostarbeiterinnen“ nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt worden. Schon die zwangsweise Trennung von ihren Eltern, Geschwistern, Verwandten, Freundinnen und Freunden und die Deportation waren Verbrechen, denen in den Lagern im nationalsozialistischen Deutschland viele weitere folgten. Diese schrecklichen, persönlichen Schicksale und die Herzlichkeit dieser Menschen berühren mich immer wieder. Mit großem Unverständnis musste ich erfahren, dass ihr Schicksal in der Heimat jahrzehntelang nicht anerkannt wurde, viele von ihnen weiteren Verfolgungen ausgesetzt waren und ehemalige KZ-Gefangene heute im hohen Alter, mit Schäden an Körper und Seele, zu den Ärmsten der Armen gehören. Statt sofort und unbürokratisch zu helfen, wurde in Deutschland in den vergangenen beiden Jahren eine die ehemaligen Opfer entwürdigende, verletzende Debatte um Entschädigung geführt, als habe man diesen Menschen nicht schon genug Leid zugefügt. – So entstand die Idee, die sehr schnell auch unter weiteren KollegInnen und FreundInnen auf große Resonanz stieß und unterstützt wurde, diese Opfer des Naziregimes zu würdigen, ihnen „ein Denkmal zu setzen“ und ein Buch mit ihren Erinnerungen in russischer und deutscher Sprache herauszugeben.

Bei den Erinnerungen an die Verfolgung und Haft im KZ Neuengamme, die die KZ-Gedenkstätte Neuengamme in den letzten zehn Jahren erhalten hat, handelt es sich im Wesentlichen um solche einer letzten Generation von Verfolgten des NS-Regimes, um Erinnerungen damals Jugendlicher der Jahrgänge 1924 bis 1927. Ihre Erlebnisse in Deutschland waren die junger Menschen mit zunächst geringen Lebenserfahrungen und es ist zu vermuten, dass sie Verfolgung und Haft anders als ältere, erfahrene Häftlinge erlebten und in ihrer Erinnerung verarbeiteten.

Sie waren in der Mehrzahl auf Grund ihres Alters noch keine Soldaten der Roten Armee gewesen, sondern gehören zu jenen, die als Zivilpersonen zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert wurden und aus unterschiedlichen Gründen in das KZ Neuengamme kamen. In diesem Buch kommen daher nur wenige ehemalige Kriegsgefangene zu Wort, die als Soldaten politisch geschult und als Kämpfer ausgebildet waren. Es ist anzunehmen, dass dieser Personenkreis die Strukturen eines Konzentrationslagers besser durchschaute und zum Beispiel eher zur Beteiligung am organisierten Widerstand bereit war, als es bei vielen jugendlichen OstarbeiterInnen der Fall ist. Darauf deuten auch ältere Berichte aus den 50er- und 60er-Jahren hin, die sich im Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme befinden. So handelt es sich bei den in diesem Buch dokumentierten Berichten keinesfalls um repräsentative Erinnerungen sowjetischer Häftlinge an das Lager.

Dass überwiegend ehemalige „Ostarbeiterinnen“ und „Ostarbeiter“ aus der Ukraine und weniger ZwangsarbeiterInnen aus anderen besetzten Republiken der Sowjetunion in diesem Buch zu Wort kommen, widerspiegelt die Tatsache, dass drei viertel aller nach Deutschland verschleppten BürgerInnen der Sowjetunion aus der Ukraine stammten und ebenso jene, die aus dieser Verfolgengruppe in das KZ Neuengamme kamen. Im Lager allerdings waren sie alle unterschiedslos als „Russinnen“ oder „Russen“ bezeichnet worden.

Zu den grundsätzlichen Problemen hinsichtlich der Veröffentlichung der Berichte gehört, dass die Briefe an die KZ-Gedenkstätte Neuengamme und den Freundeskreis ursprünglich nicht für eine Veröffentlichung gedacht waren. Viele schriftliche Berichte waren der Gedenkstätte für das Archiv zur Verfügung

gestellt worden. Texte, die von vornherein für die Veröffentlichung geschrieben worden wären, hätten sich vielleicht von diesen Unterlagen unterschieden. Noch problematischer als diese Quellen sind die verschriftlichten, ursprünglich mündlich erteilten Auskünfte im Rahmen lebensgeschichtlicher Interviews. Mündlich Berichtetes kann immer nur mit Einschränkungen schriftlich dokumentiert werden, weil Sprache und Schrift unterschiedliche Ausdrucksmöglichkeiten beinhalten. Zur Einordnung der jeweiligen Quellenart und zum besseren Verständnis erfolgt daher jeweils ein Hinweis, ob es sich um einen Brief, einen schriftlichen Bericht oder ein verschriftlichtes Interview handelt.

Alle Briefe und Berichte werden gekürzt dokumentiert. Die Kürzungen wurden sowohl in der russischen Originalfassung als auch in der deutschen Übersetzung vorgenommen. Sie waren notwendig, um möglichst viele ehemalige Häftlinge zu Wort kommen zu lassen. Schließlich umfassen zahlreiche Transkriptionen mündlicher Berichte mehrere hundert Seiten. Der besseren Lesbarkeit halber wurden Kürzungen nicht gekennzeichnet. Alle Briefe und Berichte können aber im Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme in ungekürzter Länge eingesehen werden.

Erinnerungen können trügen. Bei den Berichten, die im Folgenden zitiert werden, handelt es sich um Begebenheiten, die für die Situation im KZ Neuengamme typisch waren und mit zahlreichen weiteren Quellen belegt werden können. Zu den größten Ungenauigkeiten gehören erinnerte Orts- und Städtenamen sowie Vor- und Nachnamen von Mithäftlingen und anderen Personen. Mancher Name oder Namensteil ist später vergessen worden. Die korrekte Schreibweise deutscher Namen war vielen sowjetischen ZwangsarbeiterInnen zudem schon deshalb nicht geläufig, weil sie die lateinische Schrift zunächst nicht lesen konnten. Außerdem wurden ihnen Namen oft nicht in der korrekten Schreibweise mitgeteilt. Weitere Fehler konnten beim Transkribieren der Tonbänder oder beim Übersetzen der russischen Texte entstanden sein. Offensichtliche Fehler bei der Transkription oder Übersetzung wurden für dieses Buch ebenso wie eindeutig falsche Schreibweisen in den Briefen und schriftlich verfassten Berichten korrigiert. Ebenfalls wurden in den russischen Texten, aus denen sich die deutschen Übersetzungen herleiten, Rechtschreibfehler korrigiert sowie bei Wechseln zwischen russischen und ukrainischen Wörtern die ukrainischen Begriffe ins Russische übersetzt.

Die deutsche Ausgabe dieses Buches wurde auf der Grundlage der neuen deutschen Rechtschreibung abgefasst. Wenn bei bestimmten Begriffen Frauen und Männer gemeint sind, wurde ein großes „I“ in das Wort eingefügt – ein Verfahren, das sich immer mehr durchsetzt.

Vielen Kolleginnen und Kollegen und Freunden der KZ-Gedenkstätte Neuengamme habe ich für umfangreiche Hilfen bei der Erstellung dieser Veröffentlichung zu danken: Alissa und ... Kaplunova, Sergej Katkovskij, Ruth Ehart und Hedwig Gafga für Transkriptionen und Übersetzungen, Harriet Scharnberg, Petra Lutz und Leonie Güldenpfennig für Archivrecherchen, Dieter Schlichting für Lektoratsarbeiten, Detlef Garbe und Katja Hertz-Eichenrode für inhaltliche Beratungen.

Im Namen des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme e. V. und der Gedenkstätte danke ich allen, die die Herausgabe dieses Buches finanziell

förderten. In erster Linie ist die Hamburger Kulturbehörde zu benennen. Das Erzbistum Hamburg ebenso wie viele Einzelpersonen halfen mit ihren großen und kleinen Spenden bei der Realisierung dieser Arbeit. Ein besonderer Dank gilt Volker Starke, der sich wiederum sehr stark für die Einwerbung von Spenden für diese Veröffentlichung einsetzte.

Der größte Dank gilt den vielen ehemaligen Häftlingen, die in den letzten Jahren der KZ-Gedenkstätte Neuengamme in großem Umfang ihre Erinnerungen zur Verfügung stellten. Ihnen ist dieses Buch gewidmet.

Herbert Diercks

Freundeskreis KZ-Gedenkstätte Neuengamme e. V.

KZ-Gedenkstätte Neuengamme

## 1. Jugend in der Sowjetunion, Krieg und Besatzung

Wenn sich die in den 20er-Jahren geborenen ehemaligen Häftlinge in Briefen und Gesprächen an ihre Kindheit und Jugend erinnern, gehört dazu auch das Erleben von Notzeiten in der Sowjetunion Anfang der 30er-Jahre, von Hunger und Elend bis hin zu politischer Verfolgung von Familienmitgliedern und Freunden. Die Aussagen von Aleksej Ponomarjow und Nikolaj Schramko werden von vielen weiteren Häftlingen, die damals in der Sowjetunion lebten, bestätigt. Tatsächlich befand sich die Sowjetunion Anfang der 30er-Jahre in einer schwierigen Umwandlungsphase, die Folge einer forcierten Industrialisierung und ab 1929 der Kollektivierung der Landwirtschaft war. Die sowjetische Regierung reagierte mit zunehmenden Verfolgungsdruck und „Säuberungen“ auf diese Krisensituation.

Am 22. Juni 1941 erfolgte der Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion. Während in Russland der Vormarsch der deutschen Truppen von der Roten Armee vor Moskau gestoppt und auch Leningrad trotz schwerster Belagerung erfolgreich verteidigt werden konnte, waren schon nach wenigen Wochen große Teile Weißrusslands und der Ukraine besetzt. Kiew wurde im September, Charkow im Oktober 1941 eingenommen.

Berichte wie die von Jewgenij Kukareshnikow und Wladimir Ostapenko verdeutlichen exemplarisch, wie unterschiedlich die Bevölkerung die Besatzungsmacht empfing: Während insbesondere in bäuerlichen und nationalistisch gesonnenen Kreisen die Besatzer mit Sympathien empfangen wurden, meldeten sich andere gleich zu Beginn des Krieges zur Aufnahme in die Rote Armee, um die Heimat zu verteidigen. Später bemühten sich viele um Kontakte zu Partisanen und sabotierten Rüstungsarbeiten.

Anfängliche Sympathien verkehrten sich oft in Ablehnung und Hass, als die deutsche Besatzungsmacht begann, die eroberten Gebiete rigoros auszubeuten, die jüdische Bevölkerung zu ermorden und ein brutales Terrorregime zu errichten, zu dem öffentliche Erhängungen oder Erschießungen vermeintlicher oder tatsächlicher Partisanen, Vergeltungsmaßnahmen und Zwangsdeportationen gehörten.

Geboren wurde ich 1924. Meine Eltern waren Bauern. Mein Vater hat seine Eltern sehr früh verloren: Mein Großvater ist im ersten imperialistischen Krieg gefallen, als Russland mit Deutschland Krieg führte. Er ist durch eine deutsche Kugel gefallen.

Mein Vater wurde so im Alter von 14 Jahren zum Hausherrn und musste noch seine jüngere Schwester erziehen. Er gewöhnte sich aber schnell an die Lage, denn er war gescheit. Er kaufte sich ein Pferd und begann, Himbeeren anzubauen, die er in die Stadt Lugansk zum Markt brachte und dort verkaufte. Das Geld investierte er in Gerätschaften und Inventar.

Weil man Himbeeren sehr schnell ernten muss, brauchte er Erntehelfer. Die übrige Arbeit machte er allein. In den Dreißigerjahren kam die Kollektivierung. Mein Vater galt nun als Ausbeuter. Er wurde mit mir und mit meinen zwei Brüdern nach Sibirien deportiert, in die Stadt Nischneursk, nicht weit vom Baikalsee. Meine Brüder starben in der Verbannung an Typhus. Daraufhin entschied mein Vater, von dort zu fliehen. Zuerst schickte er mich und meine

Mutter fort. Ich war damals drei Jahre alt. Als er nach Hause zurückkam, konnte er dort aber nicht leben, denn er wäre erneut nach Sibirien deportiert worden. So begann er in einem Bergwerk zu arbeiten.

So war es, als der Krieg begann. 1941 war ich in der neunten Klasse der Mittelschule. Ich lernte dort gut und bekam viele Ehrenurkunden. Im Winter wurden wir evakuiert. Dann stockte der Vormarsch der Front aber und wir kehrten wieder zurück. Ich war schon in der zehnten Klasse und beendete die Schule im Frühjahr 1942. Danach mussten wir auf die Dörfer fahren, um zu ernten. Wir mussten den Weizen ernten, damit er nicht in die Hände des Feindes fiel. Dann begannen die Deutschen jedoch erneut anzugreifen.

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Ich wurde 1925 im Dorf Gaj-Schewtschenko im Achtyrsker Bezirk geboren. Von jungen Jahren an wurde ich ohne Eltern erzogen. Die Mutter war 1932 gestorben, der Vater 1935. Ich war gerade erst zehn Jahre alt und die Großmutter erzog mich.

Das Leben war ziemlich schwer. Wir hatten nicht genug zu essen und nichts zum Anziehen. Und dann begann zu all dem 1941 noch der Krieg. Ich wurde nicht eingezogen, weil ich noch sehr jung war, erst sechzehn.

In Gaj-Schewtschenko ging ich in die Schule Nr. 11. Ich hatte gerade sieben Klassen beendet. Konowalow, Galina Kabanzewa und noch andere aus meiner Klasse waren wohl Helfer der Partisanen gewesen, sollen etwas an die Partisanen weitergegeben haben. Man hat sie im Winter 1941/42 irgendwo gefangen. Es war ein fürchterlicher Winter mit sehr starken Frösten, minus 38 bis minus 40 Grad. Da saßen sie irgendwo auf dem Ofen. Und einer hat sie verraten. Sie haben dann das Haus umstellt und sie verhaftet und erschossen. So wie sie erschossen worden waren, so sind sie gefroren – und so wurden sie dann auf dem Platz hingestellt.

Was ist denn da dran, wenn man sagt: „Helfershelfer der Partisanen?“ Ob das überhaupt die Wahrheit war ...? Es war schrecklich. Erschießen oder Erhängen für die kleinste Beschuldigung.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Es gab Gespräche darüber, dass Hitler im Jahr 1933 die Macht ergriffen hatte, dass das Faschismus war. Die gab es schon. Aber wir haben damals nicht wirklich gewusst, was Faschismus bedeutet.

Niemand hatte an einen Überfall geglaubt. Aber dann begannen sie wirklich Bomben zu werfen. Zuerst bombardierten sie Kiew, dann warfen sie Brandbomben auf Charkow, auf die Industriebetriebe. Es folgte schon bald die Evakuierung der Stadt. Aber wir Jugendlichen – wir waren alle aus derselben Straße – schrieben einen Antrag ans Wehramt, dass man uns als Freiwillige in die Armee aufnehmen solle, obwohl vom Alter her ... ich war damals erst sechzehneinhalb Jahre alt.

Wir gingen zum Wehramt. Sie sagten, dass sie Leute im Hinterland bräuchten, in der Stadt Charkow. So gingen wir dort zum Bahnhof. Unsere Aufgabe war zu beobachten, welche Transporte auf dem Bahnhof ankamen – Panzer, Kanonen, Soldaten, ihre Uniformen ...

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom März 1993.

1941, als die deutschen Truppen in unser Dorf einmarschiert waren, wurden sie von der Bevölkerung freundlich empfangen. Ich selbst war mit meinem Pferdeschlitten den ganzen Winter über bei deutschen Nachrichtensoldaten als Aushilfe beschäftigt und war mit ihnen sehr zufrieden.

Iwan Konstantinowitsch Pletenj, Brief vom August 1998.

Sie haben die Deutschen mit Brot und Salz willkommen geheißen. Man dachte eben, dass es wirklich eine „Befreiung“ vom Kommunismus sei. Und Hitler kam ja nicht mit Krieg, er kam ja wie ein „Befreier“ ... Es schien, als ob er Gutes brächte ...

Jewgenij Danilowitsch Kukareschnikow, mündlicher Bericht vom Juni 1992.

Als der Krieg begann, habe ich am zweiten Tag ein Gedicht geschrieben. Ein ganz kurzes Gedicht. Es wurde in der Zeitung „Majejewsker Arbeiter“ – ich stamme aus Majejew – abgedruckt und dass der Autor Witja Semjonow heißt und 14 Jahre alt ist:

„Hitler, der wilde Menschenfresser,  
hat viele Siege schon errungen,  
ganz Europa unterworfen,  
sich jetzt auch auf uns geworfen,  
im Flug mit seiner grimmen Meute  
Unsere Grenzen überlaufen,  
und heulend wie ein hungriger Wolf,  
will er die ganze Beute erraufen.  
Korn sucht er in der Ukraine,  
Stahl und Erdöl, wie auch Kohle.  
Und so gräbt er sich als Grab  
selber seine eigne Grube.  
Hitler wird schnell zerschlagen sein.  
Dann gibt's kein Marodieren mehr.  
Wir werden alle Faschisten schlagen,  
bis nach Berlin werden wir sie jagen.“

Jewgenij Danilowitsch Kukareschnikow, mündlicher Bericht vom Juni 1992.

Charkow wurde am 23. oder 24. Oktober von den deutschen Streitkräften eingenommen. Sie begannen hier ein „neues Leben“ aufzubauen, ein „neues

Europa“, wie sie es nannten. Aber es gab nichts zu essen. Sie sammelten alles ein und brachten es fort. Es gab nichts. Wir tauschten dann unsere Kleidung, gaben sie den Bauern. Wir bekamen dafür Weizen oder ein Stück Brot; verkauft haben sie nichts, gar nichts. Es gab natürlich Märkte. Da war aber alles teuer und russisches Geld wurde nicht genommen, nur „Deutschmark“, aber die hatten wir ja nicht. Wir konnten nur tauschen. Wir gaben unsere Kleidung her oder auch die Schuhe, die Socken, um irgendwie zu überleben.

Wladimir Afanassjewitsch Zhernownikow, mündlicher Bericht vom August 1993.

Es war genau um 4 Uhr am 22. Juni, als Kiew bombardiert wurde. Da wussten wir, dass der Krieg begonnen hatte. Bald kamen deutsche Flugzeuge auch nach Trostjanez. Wohl im September griffen sie den Bahnhof an. Wir wohnten nicht weit vom Bahnhof. Und als sie den Bahnhof bombardierten, haben sie meine geliebte Mutter getötet. Eine Bombe fiel direkt in den Gemüsegarten und Glasscherben sind ihr in das Gesicht getrieben worden. Eine Nachbarin hat sie ins Krankenhaus gebracht. Als sie das zweite Mal angriffen, da kam sie gerade aus dem Krankenhaus – man hatte ihr schon all die Glassplitter entfernt. Neben der Eisenbahn-Kantine wurde sie dann getötet. Der Vater war nach Hause gekommen und hatte gefragt: „Wo ist die Mama?“ – Ich sage: So und so, sie ist ins Krankenhaus gegangen. – Er ist zum Krankenhaus gelaufen und hat sie dann auf dem Weg gefunden, wie sie schon erschlagen dalag. Er hat sie dann hergebracht und wir haben sie beerdigt.

Es war ja so: Wo die Unsrigen zurückwichen, sind die deutschen Streitkräfte nachgedrängt. Neujahr 1942 waren sie dann schon in Trostjanez. Nun begann das Erhängen, das Erschießen und das Verschleppen nach Deutschland.

*Leonid Pawlovitsch Furdylo, mündlicher Bericht vom Mai 1992.*

1941 wurde meine Heimatstadt Berdjansk von deutschen Truppen besetzt. Ich war 17 Jahre alt. Mit meinen Freunden entschloss ich mich, Flugblätter gegen Hitler zu verfassen und überall in der Stadt zu verteilen. Es gab aber einen Verräter. Mit seiner Hilfe wurden wir vom SD verhaftet. Es folgten Verhöre und Folter. Wir wurden so heftig gepeitscht, dass unsere Haut platzte. Es war sehr schmerzhaft und schrecklich, aber eingestanden haben wir nichts. Schließlich wurde uns der Befehl eines SD-Offiziers vorgelesen: Wegen subversiver Tätigkeiten gegen Hitlers Truppen war gegen uns die höchste Strafe verhängt worden und wir sollten auf dem Marktplatz aufgehängt werden. Sofort wurden uns Handschellen angelegt und früh am Morgen brachten uns drei SD-Leute am Marktplatz vorbei in einen Park. Wir stiegen aus dem Wagen, die Handschellen wurden abgenommen und ich musste eine Grube ausheben. Ich zitterte am ganzen Körper. Wir sollten jung sterben, die Besatzer brachten uns den Tod. Mein Freund wurde zur Grube geführt und mit einer Pistole in den Kopf geschossen. Er fiel in die Grube. Man befahl mir, die Grube zuzuschütten. Danach musste ich daneben noch eine Grube schaufeln. „Das wird dein Zuhause sein“, sagte der Polizist zu mir. Man nahm mir aber die Schaufel wieder ab, setzte mich in den Wagen und wir fuhren zurück zum SD-Gebäude. Ich wurde erneut verhört, aber ich gab nichts zu.

Dann wurde ich in Handschellen ins zentrale Polizeirevier gebracht. Ich verbrachte drei Tage in einem dunklen Zimmer ohne Essen, danach ließ man mich

heraus, warnte mich aber, wenn ich nicht täglich morgens und abends zur Meldung erscheinen würde, würde ich erschossen. Viele wurden damals erschossen. Wahrscheinlich haben sie mich nicht gleich erschossen, weil sie mir nachspionieren wollten. Ich stand ganz oben auf der Liste der Polizei und immer, wenn ich dorthin ging, um mich zu melden, hatte ich Angst, nicht mehr nach Hause zurückzukehren.

Aleksandr Iossifowitsch Swjatenjkij, Brief vom Dezember 1997.

## 2. Deportation nach Deutschland

Bereits unmittelbar nach Kriegsbeginn begannen in Polen massive Anwerbungen polnischer Arbeitskräfte für den so genannten „Reichseinsatz“, den Arbeitseinsatz im Deutschen Reich. Die Rekrutierungsmaßnahmen verschärfen sich sehr schnell. Jahrgangweise wurden Arbeitskräfte dienstverpflichtet, Razzien wurden durchgeführt, Straßenbahnen aufgehalten, öffentliche Gebäude umstellt, um arbeitsfähige Männer und Frauen einzufangen und anschließend nach Deutschland zu deportieren. Über eine Million Polinnen und Polen kamen allein bis Sommer 1940 nach Deutschland – mit einem „P“ auf der Kleidung als weitgehend rechtlose polnische ZwangsarbeiterInnen gekennzeichnet.

Diese Politik wurde in den besetzten Gebieten der Sowjetunion in verschärfter Form fortgesetzt. Zwar warben deutsche Dienststellen auch dort für den Arbeitseinsatz in Deutschland, wie Iwan Pletenij berichtet. Die Regeln waren aber äußerst brutale Rekrutierungsmethoden. Jahrgangweise wurden Jugendliche aufgefordert, sich zum Arbeitseinsatz in Deutschland an einem bestimmten Tag und Ort einzufinden. Am stärksten waren Jugendliche der Jahrgänge 1922 bis 1927 betroffen. Bei Nichterscheinen wurden Repressalien angedroht. Zusätzlich erhielten einheimische Dorfälteste die Aufforderung, aus ihrem Dorf eine bestimmte Anzahl von Arbeitskräften eines festgelegten Jahrgangs zu stellen. Vielfach gingen diese dann in Begleitung deutscher Soldaten von Haus zu Haus, um mögliche Opfer zu benennen und sofort mitzunehmen. Es wurden aber auch Razzien durchgeführt, Personen auf offener Straße verhaftet und regelrechte Menschenjagden veranstaltet, um die arbeitsfähige Zivilbevölkerung für die Zwangsarbeit zu rekrutieren.

Die Berichte von Neonila Kurljak und Pawel Pawlenko verdeutlichen in aller Knappheit, welchen Schmerz sich mit der zwangsweisen Trennung der jungen Menschen von ihren Familien verband. Doch ebenso wie diese Trennung von Familie, Freundinnen und Freunden brannte sich die menschenverachtende, entwürdigende Deportation nach Deutschland in das Gedächtnis der Betroffenen ein. Sie wurden in ungeheizten, schmutzigen, überfüllten und mit Stacheldraht umwickelten Güterwagons transportiert. Obwohl die Fahrt manchmal über eine Woche dauerte, war für Verpflegung nur unzureichend gesorgt. Toiletten waren nicht vorhanden. Die Verrichtung der Notdurft geschah während der Fahrt in einer Ecke des Wagens oder während der wenigen Stopps des Zuges vor den Augen aller. Auch bei einem gemeinsamen Transport von Frauen und Männern wurde auf Schamgefühle keine Rücksicht genommen. Alle, die zur Zwangsarbeit deportiert wurden, erinnern sich noch heute mit Empörung an diese Behandlung: „Wie Vieh“, so Pawlenko.

Es wird angenommen, dass zweieinhalb Millionen Menschen aus der Sowjetunion nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt wurden. Allein drei Viertel davon waren Ukrainerinnen und Ukrainer. Dafür gab es mehrere Gründe: Die Ukraine war sehr lange, drei Jahre, besetzt, große Ballungszentren wie Kiew und Charkow mit Millionen von Menschen waren eingenommen worden und mit der Bildung des „Reichskommissariats Ukraine“ waren schon im Juli 1941 besonders gute verwaltungsmäßige Voraussetzungen für eine systematische Erfassung und Verfolgung gegeben.

Die Transporte führten in Deutschland zunächst in verschiedene Sammellager. Dort wurden je nach Arbeitskräftebedarf Gruppen für verschiedene Regionen

zusammengestellt und mit Eisenbahn oder Bus weitertransportiert. Unter Umständen folgten weitere Aussonderungen, zum Beispiel von kräftigen Männern für den Bergbau. Waren Firmenvertreter oder auch Bauern zugegen, um sich geeignete Arbeitskräfte auszusuchen, ging es zu wie auf antiken Sklavenmärkten: Der Körperbau wurde begutachtet, die Muskeln befühlt – die Erinnerungen von Wassilij Owtscharenko und Witalij Semjonow vermitteln davon einen Eindruck.

Schon 1942 begannen die Deutschen, die Bevölkerung nach Deutschland zu verschleppen: Arbeitskräfte! Sie brauchten Soldaten an der Ostfront – aber es war ja auch jemand zum Arbeiten nötig. In Gaj-Schewtschenko waren ein Polizist und ein Dorfältester, die hatten den Befehl bekommen, dass sie aus ihrem Dorf zum Beispiel 10 oder 20 Menschen abzustellen hätten. Das heißt also junge Mädchen, junge Burschen, um sie nach Deutschland zur Arbeit zu verschleppen. Auch mich haben sie gleich mitgenommen – und „Prost Mahlzeit“.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Als ich im Mai 1942 zur fälligen Kontrolle auf dem Polizeirevier in Berdjansk erschien, wurde ich von SS-Soldaten festgenommen und in einen Wagen gesetzt, in dem schon andere waren, meist junge Leute. Wir wurden zum Bahnhof gebracht und von dort aus unter SS-Bewachung nach Deutschland abtransportiert. Man brachte uns in die Stadt Magdeburg. Dort wurde nur ich alleine aus dem Zug geholt und in ein Lager geführt.

Aleksandr Iossifowitsch Swjatenjkij, Brief vom Dezember 1997.

Als im Frühjahr 1942 die ersten Freiwilligen für die Arbeit in Deutschland angeworben wurden, gaben die Soldaten mir den Rat, nach Deutschland zu fahren, weil ich es dort angeblich gut haben würde. Ich glaubte ihnen und kam freiwillig nach Deutschland. Am 3. Mai 1942 befand ich mich bereits in Hamburg. Ein Kommando von 60 Leuten wurde zusammengestellt, um am Nord-Ostsee-Kanal an der Bahnstation Burg/Dithmarschen als Streckenarbeiter eingesetzt zu werden.

Iwan Konstantinowitsch Pletenij, Brief vom August 1998.

Mein Freund Fedja Sapsaj und ich wurden von den Faschisten im Januar 1942 verhaftet. Im Herbst hatten wir einen Trosswagen mit Munition angezündet. Unter uns war der Sohn des Dorfältesten gewesen; er hatte uns bei seinem Vater verpiffen. Der Dorfälteste meldete den Vorgang den Dorfpolizisten, um seinen Sohn zu schützen. Damit fing mein Leidensweg an. Wir wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt.

*Jewgenij Nikolajewitsch Myschewskij, schriftlicher Bericht in: Republik Krym, „Einer von elf“, August 1998.*

Im zeitigen Frühjahr 1942 wurde ich gewaltsam nach Deutschland verschleppt. Die Polizei kam zu uns nach Hause und sie sagten: „Zieh dich an, du fährst nach Deutschland zum Arbeiten! Wenn dir einfallen sollte zu türmen, stecken wir deine Mutter in ein jüdisches Getto und erschießen sie dort!“

Wasilij Lukjanowitsch Krotjuk, mündlicher Bericht vom August 1993

Wir wurden alle aufgefordert, uns mit Lebensmitteln versehen an einem bestimmten Ort zu melden. Durch Flucht hätte man sich und seine Familie in Gefahr gebracht. Daher entschieden sich alle, nach Deutschland zu fahren, denn man hoffte, unterwegs fliehen zu können.

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Ich bekam eine Vorladung. Ich sollte zur Registrierung bei der Kommandantur erscheinen. Ich ging zur Kommandantur und sah dort im Hof schon sehr viele Leute wie mich, 5 000 vielleicht. Eine medizinische Kommission untersuchte mich dort. Sie schrieben auf einen Schein: „Tauglich“. Von dort ließen sie mich schon nicht mehr fortgehen. Wir wurden in Straßenbahnwagen verladen und zum Bahnhof gebracht. Da standen schon Wagons, warteten Soldaten. Durch dieses Spalier mussten wir in den Wagon gehen und uns setzen.

Iwan Jemeljanowitsch Storoschuk, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Eines Tages gab es in Charkow eine Massenverhaftung, die Schergen veranstalteten eine Menschenjagd. Auch ich befand mich im betroffenen Gebiet und wurde ergriffen. Sie sonderten die 15- bis 17-Jährigen auf die eine Seite aus, die Älteren auf die andere Seite. Einige Leute haben sie dann auch aufgehängt. Sie schrieben auf Täfelchen: „Partisan“. Aber uns, die damals Minderjährigen von 15 bis 17 Jahren, brachten sie ins Gefängnis. Das Gefängnis war zerstört und kalt. Einige Tage und Nächte gaben sie uns weder zu trinken noch zu essen.

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom März 1993.

Nachdem die Deutschen in Nikolajew eingezogen waren, wurde die Verschleppung von Jugendlichen nach Deutschland vorbereitet. Man ging nach Geburtsjahren vor. Zuerst wurde der Jahrgang 1922 genommen, dann 1923, und so ging es immer weiter. Aber mein Jahrgang war immer noch nicht an der Reihe. Der kam erst im Jahr 1943 dran. 1943 kam der Befehl: „Alle, die 1926 geboren sind, sollen sich beim Arbeitsamt wegen des Arbeitseinsatzes in Deutschland melden.“ Ich konnte mich anfangs davor drücken und erschien nicht. Dann hat man Hausbesuche gemacht und kontrolliert. Da hat man dann festgestellt, dass ich 1926 geboren war, und ich musste mich innerhalb von zwei Tagen melden. Ich musste meine Sachen packen und hingehen. Man sammelte uns in Nikolajew, in einer Schnapsbrennerei. Dann wurden wir abtransportiert.

Der Anblick war fürchterlich. Diese Kolonnen, und daneben Deutsche mit Hunden und unsere Verwandten. Hier wurde eine Mutter ohnmächtig, dort bellten die Hunde. Wir warfen uns hin und her, trafen aber überall auf Peitschen. Man umstellte uns und stieß uns in Wagons, die so voll waren, dass man dort nicht

einmal stehen konnte. So haben wir uns, wie man sagt, von unseren Familien verabschiedet. Schreie, ein Heidenlärm ... Wir fuhren ab. Wie lange wir gefahren sind, weiß ich nicht mehr. Sechs oder zehn Tage.

Neonila Aleksandrowna Kurljak, mündlicher Bericht vom März 1998.

Die hitlersche Kommandantur war nicht dumm. Sie wussten, dass der Norden der Ukraine eine waldige Gegend ist. Aber was bedeutet Wald? – Partisanen! So waren also wir, die jungen Leute, faktisch eine potenzielle Reserve der Partisanen. Darum haben sie auch die ganze Jugend ohne Ausnahme gesäubert.

Für die gesamte Region war ein deutscher Kommandant ernannt worden. Der hatte Helfer in jedem Dorf unter unseren ukrainischen Leuten. Die setzte er als Dorfälteste ein. Von unseren Leuten gab es noch eine „Schutzpolizei“, mit Armbinden. Die halfen der deutschen Garnison in Iwankow. Zum Beispiel im Dorf Starye Sokoly: Sie kommen mit diesen Polizisten und mit den Soldaten der deutschen Garnison, umzingeln das Dorf und gehen von Hütte zu Hütte. Der Dorfälteste sagt, dass dieser da 15 Jahre alt sei, der da 14, der da 13. Und dann ab in die Kolonne. Uns trieben vier deutsche Soldaten und etwa acht Mann Polizei. Sie jagten uns in zwei Tagen zu Fuß nach Kiew – das sind 100 km!

Das war dann ein Stöhnen, ein Weinen. Die Mütter fühlten, dass dies die Trennung von ihren Kindern war. Begleitung erlaubten sie bis zum Flüsschen; weiter ließ unsere Polizei die Verwandten nicht mitkommen. Und das war auch das letzte Mal, dass ich meine Mutter gesehen habe.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Im Januar 1944 wurden ich und viele andere Mitbürger aus unserem Kreis während des Rückmarsches deutscher Streitkräfte Richtung Westen zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Meiner Ansicht nach wurden wir nicht als Arbeitskraft gebraucht, sondern man wollte die Möglichkeit ausschließen, dass wir als Verstärkung in die anrückende sowjetische Armee kommen.

Jefim Gawrilowitsch Andrussin, Brief vom Februar 1997

Sie luden uns auf Güterwagons. Die Wagons waren mit Stacheldraht vergittert. Wir fuhren acht Tage lang. Zwei Mal am Tag hielten wir irgendwo auf freiem Feld, um „Toilette“ zu machen – Männer und Frauen gleichzeitig. In dem einen Wagon waren Frauen, im anderen Männer. Alle mussten es in Gegenwart der Wachen tun. Fünfzehn Minuten waren erlaubt.

Wasilij Lukjanowitsch Krotjuk, mündlicher Bericht vom August 1993.

Uns hat man damals in Kiew in Güterwagons gesetzt. Wir fuhren lange. Sie gaben uns nichts zu essen. Mädchen und Jungen waren zusammen. Es wurde sehr viel geweint. Auf die Toilette zu gehen, das war ein Problem. Man konnte nicht hinausgehen. Alles war verschlossen. Sie hatten uns mit Stacheldraht umspannt

wie Vieh. Wenn es doch wenigstens irgendein Gefäß gegeben hätte. So musste man ... in der Ecke. Und so ging es zehn Tage – Gestank im Wagon.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

In den Wagons, in denen wir transportiert wurden, war vorher Kohl befördert worden. Wie wir da aussahen! – Immer wenn wir anhielten, öffneten sie die Wagons. Sie schauten uns an: Das sind also die Bolschewiken! Sie öffneten und haben uns nicht einmal begrüßt: Wir sahen ja sozusagen nicht mehr wie Menschen aus.

Jewgenij Danilowitsch Kukareschnikow, mündlicher Bericht vom Juni 1992.

Sie luden uns in Güterwagen. Sie heizten sie nicht. Ringsum Soldaten: Wie Häftlinge führten sie uns davon. Ein Brot gaben sie uns für vier, und das Brot war so wie Brot im Krieg – in Deutschland war das Brot auch zur Hälfte aus Sägespänen. Der Winter damals 1941/42 war sehr kalt, minus 28 bis minus 30 Grad, und sie gaben nur einen Laib Brot für vier mit, für 24 Stunden! Und dann mussten wir es noch mit dem Beil auseinander hauen und lutschen. Zur Toilette durfte man zwei Mal in 24 Stunden gehen. Morgens wurde irgendwo angehalten, wo nichts war. Drumherum Bewachung. So war es morgens und abends. Es gab ja keine Toiletten, es waren Güterwagens. In unserem Wagon ist zwar keiner gestorben. Aber in anderen, weil diese fürchterliche Kälte herrschte.

*Wladimir Afanassjewitsch Zhernownikow, mündlicher Bericht vom August 1993.*

Die Güterwagens waren tagsüber offen, damit es frische Luft gab. Nach einigen Tagen befanden wir uns bereits auf polnischem Territorium. Unser Zug hielt in der Stadt Lodz an. Wir sollten dort eine Sanitärbehandlung durchlaufen, duschen usw. Als wir dort hingebbracht wurden – es war von einem Metallzaun umgeben, so etwa eineinhalb Meter hoch –, standen dort Polen und Polinnen, Kinder, die sich an den Metallstäben der Umzäunung fest hielten und sagten: „Fahrt nicht nach Deutschland, geht weg, geht in den Wald!“ Nun, wie soll man in den Wald verschwinden, in einer fremden Gegend? Wir merkten, wie sehr die Polen wünschten, dass keine Leute nach Deutschland zur Arbeit fahren. Offenbar dachten sie, je weniger Leute arbeiten, desto schwächer wird Deutschland.

Iwan Jemeljanowitsch Storoschuk, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Im Jahr 1942 wurden wir aus der Stadt Sewastopol mit Güterzügen nach Deutschland abtransportiert. Man brachte uns in ein Lager, das mit Stacheldraht umgeben war. Ein Vertreter der deutschen Regierung trat vor uns und hielt eine Rede: Uns wurde mitgeteilt, dass wir nun Arbeitsklaven waren, die gehorchen und an den Orten, denen wir zugewiesen würden, gewissenhaft arbeiten mussten. Wer nicht gehorche oder zu fliehen versuche, der werde gnadenlos bestraft.

Wir wurden in Gruppen aufgeteilt. Ich war 17 Jahre alt und geriet in eine Gruppe von 40 Menschen. Wir wurden in einen Bus gepfercht und abtransportiert. Man brachte uns in ein anderes mit Stacheldraht umzäuntes Lager. An den Ecken standen Wachtürme. Das Lager bestand aus Holzbaracken für ebenfalls

verschleppte Bergarbeiter. In diesem Lager wurden Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion inhaftiert, die in einem Kohlebergwerk arbeiteten. Sie berichteten uns von schwerer Arbeit, schlechter Ernährung und grausamen Misshandlungen. Wir erfuhren, dass wir uns in der Nähe der Stadt Bochum befanden.

*Klimentij Iwanowitsch Bajdak, schriftlicher Bericht vom Mai 1997.*

Nach sieben bis zehn Tagen kamen wir schließlich in einem Städtchen an. Sie haben dorthin nur einen Wagon gebracht. Unterwegs hatten sie die Wagons schon verteilt: hierhin einer, dorthin ein anderer. Offensichtlich je nach Bedarf.

Wir waren etwa 40 Personen. Ich erinnere mich daran wie heute, dass wir dort auf einem Rasen warteten. Deutsche kamen und suchten sich Leute aus. Ich erinnere mich, wie eine Hausfrau kam. Sie suchte lange unter den Mädchen, bis ihr eines gefiel. Ein anderer kam einfach und nahm – hier zwei Menschen, dort zwei Menschen. So wählten sie aus.

Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Wir kamen an einem Morgen in Berlin an. Der Zug hielt und sie gaben Essen an uns aus. Währenddessen kam eine S-Bahn an. Leute stiegen aus. Sie waren offensichtlich unterwegs zur Arbeit. Ich sehe einen Mann aussteigen, hochgewachsen, etwa 40 Jahre, mit einer Aktentasche. Und links an der Brust hat er auf dem Mantel einen großen sechszackigen gelben Stern. Der war angenäht. Ich wusste, dass das ein Jude ist, weil uns davon etwas vor dem Krieg in der Schule gesagt worden war und in der Presse darüber geschrieben wurde, dass in Deutschland eine Verfolgung der Juden stattfindet. Ich schaute ihn an. Er tat mir leid. Aber was konnte ich tun? Nichts. – Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung und am nächsten Tag wurden wir irgendwo in der Gegend von Münster im Wald ausgeladen. Es kamen deutsche Bauern angefahren und begannen, sich Leute zu nehmen. Einer sagte etwa: „Wollt ihr zum Bauern? Dreißig Leute werden gebraucht.“

Iwan Jemeljanowitsch Storoschuk, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

In Bielefeld fand eine erste Aussonderung statt, dort wählten sie die gesunden Männer, die kräftigen, für die Fabrikarbeit aus. Aber Kinder und Frauen, die haben sie nach Osnabrück fortgebracht. Dort haben uns die Bauern ausgesucht. Einer kam zu mir heran. „Ah, nun“, sagte er, „drück mir mal die Hand!“ Und ich war so ein Hurtiger. Probierte es. „Oh, da ist Kraft. Ah, nun, gebt mir diesen, wir werden es versuchen.“ Er sagte: „Er ist gut. Ich nehme ihn.“ Dabei war ich von kleinem Wuchs. Ich war fünfzehn, was war ich da schon. Aber er nahm mich. Und so kam ich nach Lahde bei Minden zu Fritz Nawelt.

Witalij Georgijewitsch Semjonow, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

### 3. **Kriegsgefangenschaft**

Gleich zu Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion gerieten Hunderttausende Soldaten der Roten Armee in deutsche Gefangenschaft. Allein bei Białystok und Minsk und dann bei Smolensk verlor die Rote Armee 640 000 Soldaten, im Gebiet von Kiew 665 000 und bei Brjansk und Wjasma 670 000.

Zunächst war ein Arbeitseinsatz dieser Kriegsgefangenen nicht vorgesehen. In den für sie errichteten Lagern in der Sowjetunion, die lediglich aus Stacheldrahtumzäunung und Wachtürmen bestanden, verhungerten, verdursteten und erfroren im Winter 1941/42 über die Hälfte der Gefangenen. Mit zunehmender Kriegsdauer änderte sich die Behandlung aber, weil die Kriegswirtschaft in Deutschland Arbeitskräfte benötigte.

Aus diesem Grunde entstanden im Deutschen Reich eine große Zahl von Lagern für sowjetische Kriegsgefangene. So wurden auf Truppenübungsplätzen in der Lüneburger Heide drei große so genannte Kriegsgefangenen-„Stammlager“ eingerichtet, die 100 000 Gefangene aufnehmen sollten: Wietzendorf, Fallingbostal-Oerbke und Bergen-Belsen. Sie ähnelten zunächst den Lagern in der Sowjetunion: Die Gefangenen mussten unter freiem Himmel kampieren und konnten sich nur in Erdlöchern vor Wind und Kälte schützen. Auf Grund der schlechten Verpflegung, der mangelhaften medizinischen Versorgung und der katastrophalen hygienischen Bedingungen starben allein im Winter 1941/42 in den drei genannten Lagern 46 000 Menschen. Mit der Errichtung von Unterkünften wurde erst Monate später begonnen.

Nikolaj Zhuk war im Lager Stukenbrock untergebracht, in dem nach Schätzungen bis zu 65 000 Gefangene ums Leben gekommen sind. Der Name des Lagers, in dem sich Nikolaj Simonow befand, ist unbekannt.

Dmitrij Riwkin und Saul Kroner gehören zu den wenigen Überlebenden dieser Lager in der Lüneburger Heide. Sie müssen einen Schutzengel gehabt haben, denn sie waren Juden. Auf Grund des vom Oberkommando der Wehrmacht erlassenen „Kommissarbefehls“ wurden Juden unter den sowjetischen Gefangenen ermordet. Dazu wurden schon im August 1941 in Wietzendorf Selektionen durchgeführt, jüdische Gefangene weggeführt und Ende August 1941 im KZ Neuengamme ermordet. Dmitrij Riwkin und Saul Kroner hatten ihre Bewacher jedoch täuschen können.

Ich wurde im November 1939 zum Militärdienst in einer Unteroffiziersschule einberufen. Am 19. Juni 1941 befanden wir uns im Raum Riga, dann ging es Richtung Ostpreußen. Ich erinnere mich an Artilleriefeuer, morgens um 4 Uhr. Das ganze Dorf hat geschrien. Deutsche Flugzeuge flogen über uns hinweg. Es gab erste Verwundete. Die russischen Truppen wichen langsam zurück.

Am 25. Juni abends sah ich deutsche Panzer auf der Straße. Ich war allein. Abgetrennt von meiner Truppe fand ich ein lettisches Haus, in dem ich zu essen bekam. Nachts, ich stellte mich schlafend, suchte man an meinem Hals ein Amulett, das mich als Politkommissar ausweisen würde. Sie glaubten, ich sei ein Kommissar. Ich war aber keiner. Ich wusste, dass ich verschwinden musste. Ich

tat so, als ob ich zur Toilette müsste, und haute ab in den Wald. Am nächsten Tag ging ich in Richtung einer kleinen Stadt, ich wurde auf dem Weg angerufen „Hände hoch!“ und von den Deutschen gefangen genommen.

Ich bekam den Befehl, ein Grab auszuheben, ich sollte auch Verwundete begraben. Als ich zusammen mit anderen ein Loch ausgehoben hatte, das zu klein für die Toten war, kam ein Deutscher und trat die Toten brutal ins Loch, sodass sie wie hineingestopft darin lagen. Nach der Beerdigung wusste ich nicht, ob wir auch erschossen werden sollten. Wir standen schon aufgereiht da, die Gewehre waren auf uns gerichtet. In diesem Augenblick hupte ein Auto laut – wahrscheinlich wären wir, wenn das Auto nicht gekommen wäre, tot gewesen. Ich bin auf Sekunden dem Tod entronnen.

Seit Anfang des Krieges war gut eine Woche vergangen. Ich war 22 Jahre alt.

Von dort wurden wir in ein Kriegsgefangenenlager bei Tilsit getrieben, in Kolonnen, „Kopf runter!“ Hob einer den Kopf, wurde die ganze Reihe erschossen. Auch, wer sich nach Stummeln bückte, wer nicht mehr bei Kräften war. Das Lager war an der Grenze, es bestand nur aus einem umzäunten Feld. Man hat mich gefragt, ob ich Komsomolze sei, ob ich Parteimitglied sei. Ich antwortete: „Nein.“ Erst später wurde mir klar, dass ich zum ersten Mal „gesiebt“ worden war. Für fünf Menschen gab es ein Brot, das innen schimmelig war. Wer ein Randstück bekam, hatte Glück. Ich blieb dort bis zum 7. August 1941.

In Kolonnen von 3000 Mann ging es von dort zum Bahnhof, in Züge, 60 Personen pro Wagon. Jeder bekam ein Brot, die Wagons wurden verschlossen. Es gab nur ein Loch als Klo. Die Fahrt ging bis 18 km vor Paderborn. Im Lager mussten wir uns Erdlöcher graben. Den Kopf durften wir nicht über den Rand heben, dann wurde geschossen. Als die Erdlöcher zusammenbrachen, gab es die ersten Toten. Wir hatten großen Hunger. Im Lager brach Typhus aus, mehr als die Hälfte starb.

*Nikolaj Grigorjewitsch Zhuk, Gesprächsprotokoll vom September 1990, bearbeitet.*

Im August 1940 wurde ich gleichzeitig mit meinem jüngeren Bruder eingezogen, der 1921 geboren wurde. Mein Vater begleitete meinen Bruder, während meine Mutter von mir Abschied nahm. Ich diente in Ljubawa, Litauen, im 56. Regiment der 67. Schützendivision.

Der 21. Juni war ein Samstag mit sehr schönem Wetter – was für eine Sonne, was für eine Stille ... Ich sagte zu meinem Freund: „Weißt du was, wir gehen mal zum Oberfeldwebel und fragen, ob wir die Geschützstellungen bewachen dürfen. Da können wir ungestört Briefe schreiben, uns ausruhen.“ Er erlaubte es uns. Ich war dort eingeschlafen, aber nach einiger Zeit spürte ich, wie das Ufer bebte, begriff aber nicht, warum.

Bei Tagesanbruch kamen zwei Soldaten bei uns vorbei, unter ihnen auch unser Kompanieführer Golowako, ein sehr guter Mensch, den wir sehr mochten. Er guckte verlegen und fragte: „Jungs, was macht ihr denn hier?“ – „Wir sind im Wachdienst“, antwortete ich. Er begriff und sagte: „Jungs, der Krieg ist ausgebrochen.“

Bei uns klappte gar nichts, weil wir vollkommen unvorbereitet waren. Wir hatten nichts, um den Feind abzuwehren. Wir besaßen nur Übungsmaschinengewehre

„Djagterew“ und Gewehre „Tokarew“. Aber sobald man das auseinander nahm, flog schon die Feder raus. Was nützten diese Gewehre gegen einen solchen Feind? Die Deutschen schossen ununterbrochen – Explosionen, Bombenangriffe, hinter jedem Flugzeug waren sie her. Sie haben unsere Artillerie blitzschnell zerschlagen. Später lachten die Deutschen uns aus, die Russen seien Dummköpfe, weil sie mit bloßen Händen gegen die Artillerie angehen und dabei „Hurra“ schreien würden. – Das war in der Tat lächerlich.

Am 27. Juni 1941 wurde ich verwundet und am 29. Juni nahmen die Deutschen die Stadt ein und wir alle gerieten in Gefangenschaft. Wir wurden auf Kutter oder Schlepper verladen und über die Ostsee abtransportiert. Wir hofften, unsere U-Boote würden uns befreien, aber dem war nicht so. So wurden wir nach Klajpeda gebracht. Von dort kamen wir nach einem langen Marsch in ein Lager. Es war eigentlich kein Lager, sondern nur ein riesiges Gelände, umgeben von zwei Reihen Stacheldraht und Wachtürmen. Keine Baracken, nichts. Wir übernachteten einen Monat direkt auf der Erde. Und es war noch ein Glück, dass man den Boden aufgraben konnte, denn es trat Wasser heraus und so hatten wir wenigstens etwas zu trinken. Man brachte uns nur wenig zu essen. Wir haben noch ausgerechnet, wie viele Kalorien eine Portion enthielt, wie lange man davon leben könnte. Wir durften uns auf dem nackten Boden weder drehen noch wenden.

Nach einiger Zeit wurden wir abtransportiert. Am Tor wimmelte es von Deutschen mit Hunden. Sie schauten sich jeden genau an. Ich begriff, dass sie Juden suchten. Sie haben ja sogar noch im Lazarett im Radio geschrien: „Schweine, den Juden habt ihr das zu verdanken!“ Und jeden, den sie in Verdacht hatten, ein Jude zu sein, haben sie herausgeholt.

Wir kamen in das Stammlager mit der Nummer 321c oder so ähnlich in Fallingbostal. Auch hier einfach nur freies Gelände mit zwei Reihen Stacheldraht und Wachtürmen. Ich hatte nur ein Militärhemd und eine Hose an. Wer eine Jacke oder etwas Ähnliches hatte, schloss sich mit anderen Jungs zusammen. Aber wer würde sich schon mit mir zusammentun, so ohne Kleidung. Wir wurden dann in ein Bad der französischen Kriegsgefangenen gebracht. Dort erhielt ich von einem Franzosen Zigaretten, die ich gegen eine Ziviljacke tauschte, eine dicke alte Jacke. So ging es mir schon viel besser. Schließlich wurde uns erlaubt, Löcher zu graben. Wir bekamen Reisig, mit dem wir die Löcher zudeckten, in denen wir dann wohnten.

Die Ernährung war sehr schlecht – nur Rüben; kam einem eine Kartoffel unter die Augen, war das schon eine Ausnahme. Man rief: „Jungs, mir wurde eine Kartoffel zugeteilt!“ Es gab Unmengen von Läusen. Wenn man das Hemd auszog, fielen sie nur so ab. Und es war unglaublich kalt. Die Menschen starben massenweise. Man ging buchstäblich über Leichen.

Nach und nach wurden Baracken gebaut. Aber auch dort war die Sterblichkeit sehr hoch. Bereits Anfang 1942 lebten nur noch wenige Häftlinge. Sie haben dann die ausgesucht, von denen sie meinten, sie könnten noch 25 km marschieren. Wir vermuteten, dass wir vielleicht zu Bauern geschickt würden. Aber wir kamen nur in ein anderes Lager. Es war auch ein Stammlager mit der Nummer 321, nur mit viel mehr Lagerinsassen. Während im ersten Lager schon alle gestorben waren, gab es hier noch eine sehr große Zahl von Häftlingen.

Ich versuchte immer wieder, mit einem Transport wegzukommen und habe mich als Ukrainer registrieren lassen. Als einmal Leute für die Arbeit als Schlosser

zusammengestellt wurden, ließ ich mich in die Listen eintragen und wurde schließlich mit einer Gruppe von angeblichen Schlossern abtransportiert.

Dmitrij Grigorjewitsch Riwkin, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Wir wurden in einem ehemaligen Stalinlager untergebracht. In einem Teil des Lagers lebten Juden, in einem Teil Kriegsgefangene. Wir lebten in Erdlöchern. Am rechten Fuß hatte ich einen deutschen Schuh, den linken wickelte ich in einen Fußlappen.

In diesem Lager lebten ca. 60 000 Gefangene, täglich starben 200 bis 300 Menschen. Ein Teil der Gefangenen wurde zur Arbeit eingesetzt. Als eines Tages gefragt wurde, wer einen Ofen bauen könne, meldete ich mich, obwohl ich davon keine Ahnung hatte. Ich wollte aus dem Lager raus. Neben einem Holzhäuschen auf dem Flughafen begann ich. Als klar war, dass ich das gar nicht konnte, wurde ich getreten, geschlagen. Ein Offizier beschimpfte mich: „Russisches Schwein.“ Er erklärte mir dann, wie ich den Ofen bauen musste.

Als im Lager bekannt wurde, dass Fluchtversuche gelungen waren, wurde gedroht, wenn das wieder vorkäme, würde jeder Zehnte erschossen. Trotzdem plante ich mit drei anderen Gefangenen und mit Hilfe eines Dolmetschers die Flucht. Der Dolmetscher, ein Ukrainer, verriet den Plan an den Kommandanten. Während der Mittagspause wurden wir vier herausgerufen. Wir dachten, wir würden jetzt erschossen. Der Kommandant erklärte, jetzt werden vier Russen hingerichtet. Unsere Hände und Füße wurden an einen Pfahl gebunden. Sekunden schienen Stunden zu sein. Wir bekamen aber nur 25 Schläge. Hinten war danach alles schwarz. Nach uns kamen zwei Ukrainer, die tatsächlich erschossen wurden. Ich selbst war dabei, als die beiden hinter dem Lager begraben wurden. Am nächsten Morgen wurden wir wieder zur Arbeit geschickt.

*Nikolaj Jossifowitsch Simonow, Gesprächsprotokoll vom September 1990, bearbeitet.*

Als ich in Gefangenschaft geriet, gelang es mir durch einen Zufall, mein Rotarmistenbuch und das Soldatenmedaillon verschwinden zu lassen. Ich hatte im Medaillon Briefe und Fotos. All das habe ich vergraben und bin so jene Dokumente losgeworden, aus denen die Deutschen sofort erfahren hätten, dass ich Jude bin.

Wir kamen ins Stalag 321 nach Fallingbostal, ein neu errichtetes Lager. Als wir durch das Tor gingen, sahen wir als Erstes einen riesigen Platz, und darauf Käfige: Vier Pfosten, mit Stacheldraht umspannt, bildeten solch einen Käfig, einen Meter lang, einen Meter breit und etwas mehr als mannshoch. Darin waren Gefangene. Ohne Nahrung, ohne Wasser kamen sie vor den Augen des ganzen Lagers um. Es waren Leute, über die die deutschen Offiziere erfahren hatten, dass sie entweder Kommandeur oder politischer Instrukteur oder Komsomolze oder Jude oder Kommunist seien. Nach der Denunziation wurden sie in den Käfig gesteckt. Es war eigentlich nicht so einfach, solche Leute aufzuspüren, aber unter den Kriegsgefangenen gab es Verräter, die für einen Laib Brot oder für 100 Zigaretten denunzierten. Wenn wir das aber herausbekamen und wenn die deutschen Soldaten sie nicht rechtzeitig isolierten, wurden jene von uns erwürgt. Sie wurden vernichtet von ihren ... nun, „Kameraden“ kann man hier nicht sagen,

weil sie für uns keine Kameraden waren, sondern Denunzianten.  
Saul Sacharowitsch Kroner, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

#### **4. Zwangsarbeit: Als „Ostarbeiterinnen“ und „Ostarbeiter“ in Deutschland**

Im Spätsommer 1944 arbeiteten fast sechs Millionen AusländerInnen in Deutschland in der Industrie, im Bergbau und in der Landwirtschaft. Die meisten von ihnen kamen aus der Sowjetunion oder Polen, die zwangsweise nach Deutschland verschleppt und häufig in eingezäunten Barackenlagern untergebracht worden waren. Die osteuropäischen ZwangsarbeiterInnen, die nach der „Rassenlehre“ des Nationalsozialismus ähnlich wie die Juden als „Untermenschen“ galten und über keinerlei Rechte verfügten, waren mit Aufnähern auf ihrer Kleidung für alle sichtbar gekennzeichnet: Die als „Ostarbeiter“ bezeichneten Frauen und Männer aus der Sowjetunion mit „OST“, die PolInnen mit einem „P“. Zusätzlich waren zum selben Zeitpunkt etwa 1,9 Millionen Kriegsgefangene im Deutschen Reich, die in Kriegsgefangenenlagern untergebracht waren und ebenfalls Zwangsarbeit zu verrichten hatten.

Mehr als 30 000 Arbeitslager, in denen die ZwangsarbeiterInnen untergebracht waren, existierten während des Krieges in Deutschland. Sie wurden meist in der Nähe von Großbaustellen errichtet, zum Beispiel für den Bau von Bunkeranlagen. Besonders in Industriegebieten konzentrierten sich diese Lager, um das Arbeitskräftepotenzial für Rüstungsarbeiten zu nutzen. Auch bei kommunalen Einrichtungen wie Müllabfuhr und Wasserwerken wurde der Einsatz der Zwangsarbeiter üblich.

Für Hamburg geht man von einer Zahl von über 600 Lagern aus, die während des Krieges errichtet wurden, in denen allein im November 1944 nahezu 80 000 Menschen untergebracht waren. Viele der Hamburger Lager waren auch im Freihafen angesiedelt, denn wohl jede Werft und jeder Hafenbetrieb beschäftigte „Ostarbeiter“ und ZwangsarbeiterInnen anderer Nationen.

Die Bedingungen in den Lagern für „Ostarbeiter“ waren unterschiedlich und abhängig von der Versorgung des jeweiligen Lagers mit Lebensmitteln oder Brennmaterial, von der Bewachung, von der Schwere der Arbeit, der Ausstattung des Arbeitsplatzes und dem Verhältnis zu deutschen VorarbeiterInnen und zu Kolleginnen und Kollegen. Die Verpflegung der „Ostarbeiter“ reichte nicht, um satt zu werden, sie war weder ausgewogen noch gar schmackhaft zubereitet, sondern reichte gerade, die Menschen nicht verhungern zu lassen.

Die in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, hatten es hinsichtlich Unterkunft und Verpflegung meist besser als jene im Bergbau und in der Industrie. Zwar berichten ehemalige „OstarbeiterInnen“ immer wieder von unwürdiger Unterbringung in Ställen, tyrannischem Verhalten der bäuerlichen Familie und schwerer körperlicher Arbeit. Davon handeln auch Berichte in diesem und dem folgenden Kapitel. Dennoch war die Verpflegung besser, die bäuerlichen Familien verhielten sich zuweilen korrekt zu „ihren“ Arbeitskräften, und sie waren in der Regel in beheizten Wohn- oder Stallgebäuden untergebracht.

Alle Lager wurden von der Gestapo überwacht. Bei geringsten Vergehen gegen die Lagerordnung oder Verstößen gegen Arbeitsanordnungen drohte die Einweisung in ein „Arbeitserziehungslager“, das ein Straflager der Gestapo war

und hinsichtlich der Arbeitsbedingungen, der Verpflegung und der Unterbringung einem Konzentrationslager ähnelte.

Ohne den massenhaften Einsatz von ZwangsarbeiterInnen wäre Deutschland nicht in der Lage gewesen, den Krieg fünfzehn Jahre zu führen. Millionen Deutsche konnten nur deshalb zur Wehrmacht einberufen werden, weil gleichzeitig massenhaft Zwangsverschleppte aus der Sowjetunion, Polen und anderen besetzten Ländern die Arbeitskraft in den heimischen Betrieben und in der Landwirtschaft ersetzten und so zur Aufrechterhaltung der Rüstungsproduktion oder der Versorgung mit Lebensmitteln beitrugen. Weil diese Arbeitskräfte nur wenig kosteten, zu allen Arbeiten herangezogen werden konnten, über keinerlei Rechte verfügten, und weil die Produktion in allen Kriegsphasen aufrechterhalten und sogar erweitert werden konnte, profitierten private wie öffentliche Unternehmen vielfach von jenen Männern und Frauen, die zur Zwangsarbeit herangezogen wurden.

Der Offizier brachte mich auf seinen Bauernhof, sechs Kilometer von Lüdinghausen entfernt. Unterwegs begeisterte er sich für seine Kultur, für seine Heimat; gleichzeitig sprach er von der Unkultiviertheit der Russen, von ihrer Unwissenheit und Armut, und wollte, dass ich ihm zustimme. Ich erwiderte, dass jedes Volk seine eigene Kultur habe und sein Heimatland liebe. Nachdem wir auf dem Hof angekommen waren, bauten zwei polnische Arbeiter ein eisernes Bett zusammen, das wir dann in einen Raum über dem Pferdestall trugen. Im Zimmer standen noch zwei andere Betten, in denen zwei Polen schliefen.

Zum Mittagessen wurde für die Arbeiter ein separater Tisch gedeckt. Nachdem ein Gebet vorgelesen worden war, fing man mit dem Essen an. Das Essen war für Arbeiter und Hausherrn gleich. Die Speisen waren feierlich angerichtet und sahen appetitlich aus. Auf dem Tisch stand viel unterschiedliches Geschirr, jedes für einen bestimmten Zweck: Da stand eine Schüssel mit Suppe, auf großen Tellern gab es gekochte Kartoffeln, Salat, Soßen, Fleisch und Kuchen. Jeder bekam auch einen Pudding auf eine Untertasse. Wir waren berührt: Noch nie hatten wir so gegessen. Nach dem Essen war eineinhalb Stunden Mittagspause – so war es in der Landwirtschaft üblich. Wir legten uns ins Bett und fühlten uns vollkommen glücklich.

Klimentij Iwanowitsch Bajdak, schriftlicher Bericht vom Mai 1997.

Wir arbeiteten jeweils zwölf Stunden in zwei Schichten. Die Arbeit war sehr schwer im Laderaum. Die Kräne schütteten Kohlen hinein und wir mussten sie weiterschaukeln. Es war ein solcher Staub, dass wir das Bewusstsein verloren. Das Lager wurde von Polizei bewacht, die uns auch zur Arbeit führte. Auf der Arbeit selbst wurden wir den Meistern übergeben – auf uns zehn bis zwölf Mann kam ein Meister, ein Deutscher mit einer Pistole. Er nahm uns unter seine Aufsicht und gab Befehle, was gemacht werden sollte. Die Meister waren sehr grausam, denn sie wollten sich einschmeicheln, um nicht an die Front zu kommen. Und so haben sie uns halt geschlagen.

Wasilij Lukjanowitsch Krotjuk, mündlicher Bericht vom August 1993.

Am Anfang war es nicht schlecht. Ich schlief in einem eigenen Zimmer. Natürlich zwangen sie mich zu arbeiten – zwar nicht direkt, aber ich verstand, dass ich arbeiten musste, und zwar schwer. Ich machte wirklich jede Arbeit: Ich molk die Kühe, ich mähte, ich trieb die Kühe auf die Außenweiden. Nachmittags fuhr ich mit dem Fahrrad hin und molk sie nochmals, und in der Zwischenzeit tat ich etwas auf dem Feld. Kurz: Der ganze Tag war mit Arbeit angefüllt. Abends molk ich die Kühe noch einmal. Dann hatte ich frei.

Wir aßen an einem Tisch – der Hausherr, die Hausfrau und ich. Fritz, ihr Sohn, war in der Armee, an der Front. Ich lebte mit in der Familie, aber trotzdem bin ich fortgelaufen. Wenn ich keinen Unfug gemacht hätte und nicht fortgelaufen wäre, hätte mich auch niemand in ein KZ gesperrt.

Ich bin weggelaufen, weil ich meine Heimat geliebt habe: Ich hielt es für ein Verbrechen, Deutschland zu helfen und habe Schaden angerichtet, so viel ich konnte. Die Unsrigen kämpfen, fallen, aber ich helfe den Faschisten? Ich musste entweder weglaufen, an die Front, oder umkommen!

Mir gegenüber waren die Jungs da anständig und wir haben uns unterhalten. Einmal sagten sie, dass die Russen zu nichts zu gebrauchen seien. Sie hatten da eine Zeitschrift: Auf der einen Seite Deutschland, auf der anderen Seite Russland. Da wurde ein deutsches Kind gezeigt, so ein rundes – das lachte. Und ein russisches – unterernährt, krank. Sie zeigten eine deutsche Skulptur, zeigten die Venus von Milo. Aber die russische Skulptur – da hatte irgendjemand aus Holz ein nacktes Weib geschnitzt.

Und dann erzählten sie mir, dass sie heute 75 Panzer abgeschossen hätten. Ich sagte, für die Unsrigen sei das kein Verlust, bei uns produziere man jeden Tag 300 Stück davon, 225 sind noch übrig und morgen noch 200. Sie könnten uns sowieso nicht besiegen. Als Fritz auf Urlaub kam, hat sich aber jemand von den Nachbarn bei ihm beschwert: Hier, dein Hilfsarbeiter betreibt Propaganda. Er hat mich gerufen und verprügelt. Einfach tierisch. Er prügelte mich durch wie einen Hund, nur dafür, dass ich etwas gesagt hatte. Damals wurde ich schon wütend. Er hatte mich für nichts und wieder nichts geschlagen, nur weil der Hass auf die Russen so stark war: Er war verwundet worden und ließ es nun an mir aus. Schließlich engagierten sie den Polizisten: Der kam, verprügelte mich, sie bezahlten ihn, sagten, sie seien zufrieden, fertig. Er bekam einen Kaffee und ging wieder.

Witalij Georgijewitsch Semjonow, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Wir kamen nach Bremen, wo wir in einem Hüttenwerk, der Norddeutschen Hütte, arbeiten mussten. Es waren allerdings keine typischen Bedingungen – ich habe gehört, dass man mit den Russen oft schlecht umging. Die meisten Deutschen gingen dort aber gut mit uns um.

Da ich ausgebildet war, musste ich im Labor arbeiten, wo fast nur gebildete Leute waren. Wir trugen unsere eigene Kleidung, jedoch mit einem Aufnäher, auf dem „Ost“ stand, das bedeutete „Ostarbeiter“. Wir waren verpflichtet, ihn immer zu tragen, damit alle wussten, wer wir waren.

Wir wohnten in Bremenburg in zwei Baracken, eine davon für die Verheirateten. Die zweistöckigen Schlafbänke waren aber etwas besser als im KZ. Zur Arbeit fuhren wir mit der Straßenbahn, manchmal gingen wir auch zu Fuß.

An das Kollektiv, in dem ich arbeitete, habe ich sehr gute Erinnerungen. Einige hatten aber etwas gegen die Russen, z. B. ein kleiner Deutscher, der bei mir bis heute noch Entrüstung hervorruft. Er hat sich einmal über mich beschwert.

Ich erzählte dort von unserer sowjetischen Wirklichkeit, denn es gab bei uns manch Lobenswertes. So trug ich einen Anzug aus reiner Wolle. Als die Deutschen diesen Anzug sahen, wunderten sie sich: Bei uns gab es also reine Wolle, während die Deutschen schon seit langem Ersatzstoffe verwendeten. Ich wollte ihnen damit zeigen, dass die Russen nicht schlechter sind. Als ich dann Gedichte von Heinrich Heine vortrug, erschrakten sie direkt ein wenig.

Es war so erträglich, man hätte so bis zum Kriegsende leben können.

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Ich kam mit einer Gefangenengruppe in ein Straflager nach Marl-Hüls. Dort wurde ich demonstrativ öffentlich verprügelt und es wurde mir ein Streifen von der Stirn bis zum Nacken rasiert, die so genannte „Autobahn“. Als Rasierseife wurde Spucke benutzt. Ich wurde einem Strafkommando zugewiesen, das im Lager „Brüder“ hieß. In diesem Kommando waren die Bedingungen noch unerträglicher. Es wurde zu den schwersten Arbeiten eingesetzt. Wochenenden gab es nicht. Zu jeder Zeit, tags wie nachts, konnten wir zur Arbeit getrieben werden. Die Menschen im Kommando „Brüder“ wurden auf jede erdenkliche Art und Weise schikaniert, misshandelt. Sie waren unterernährt. Die Arbeitskleidung trugen sie direkt am nackten Körper. Die meisten versuchten, aus dem Lager zu fliehen, wurden aber schnell wieder eingefangen und ohne Kleidung in den Bunker gesperrt, wo sie eine Woche lang nur ein Stück Brot und Wasser bekamen.

Klimentij Iwanowitsch Bajdak, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Als wir in der Fabrik angekommen waren, bekamen wir auf Brust und Rücken ein „U“ und ein „R“ für „Union Russland“ gedruckt. Dazu wurden auf die Kleidung kleine Schablonen gelegt und die Buchstaben vorne und hinten auf die Kleidung gesprüht. Wir haben gefragt: „Wozu soll das gut sein?“ Später, als ich schon nicht mehr in diesem Lager war, hieß es, dass an alle ein Aufnäher mit „Ost“ ausgegeben worden sei. Aber anfangs haben die einfach unsere Kleidung versaut und „U“ und „R“ draufgesprüht. So sind wir übrigens auch fotografiert worden: Unsere Fingerabdrücke wurden genommen und Fotos gemacht und wir bekamen Ausweise mit unserem Foto.

Nikolaj Nikolajewitsch Sadowskij, mündlicher Bericht vom September 1993.

Wir arbeiteten in zwei Schichten jeweils zwölf Stunden. Abends gab es zu viert einen Laib Brot und Tee, der aber natürlich nicht süß war. Auch morgens gab es Tee, aber kein Brot, und zum Mittagessen Steckrübensuppe. Meiner Meinung nach war sie nicht gewürzt und enthielt auch kein Fett. Danach gab es Pellkartoffeln, zwei, drei für jeden. Etwa nach zwei Wochen ereignete sich etwas, worüber ich mich gewundert habe, denn die Deutschen hielten sich immer für so sauber: Man hatte uns die Suppe gebracht – wir nannten das immer nur Brühe – und es waren Würmer drin. Da wurden wir zum ersten Mal wütend, denn wir

konnten schon nicht mehr. Man möchte ja schließlich jeden Tag essen, das war uns nicht über, schließlich arbeitete jeder zwölf Stunden. Also schluckst du diese Brühe und lässt dir nichts anmerken.

Es gab dort kriegsgefangene Franzosen und Polen und italienische, holländische und belgische Zivilgefangene. Alle aßen in der Kantine, dort, wo auch die Deutschen ihr Essen bekamen – alle außer den Russen. Sie bekamen dasselbe wie die Deutschen, das haben sie uns erzählt. Und die kriegsgefangenen Polen und Franzosen erhielten auch Pakete. Uns hat überhaupt niemand etwas geschickt – „Ostarbeiter“!

Wladimir Afanassjewitsch Zhernownikow, mündlicher Bericht vom August 1993.

In Berlin hat man uns dann eingeteilt in verschiedene Betriebe. Ich kam in das Lager Röderstraße, es war ein Fremdarbeiterlager, und wir haben dann in der Firma Knorr-Bremse gearbeitet. Da wurden Bremsen vor allen Dingen für die Reichsbahn hergestellt. Aber gewisse Abteilungen sind umgestellt worden, in denen Kanonen hergestellt wurden. Und dort habe ich als Revisor gearbeitet, d. h. ich musste Lastwechselkästen prüfen, was das auch heißen mag: Lastwechselkasten. Jedenfalls: Sie wurden hergestellt und ich musste sie dann prüfen. Wenn sie funktionieren, musste ich dann eine Nummer draufschlagen.

Und im Lager, da waren fast KZ-ähnliche Zustände. Vielleicht waren die Schikanen nicht so stark, aber wir mussten auch zum Appell, ziemlich früh morgens. Um sechs Uhr. Wir mussten ungefähr drei Kilometer zu Fuß gehen zur Fabrik. In Begleitung von Wachmannschaften. Und wir mussten zwölf Stunden arbeiten. Also von sechs morgens bis sechs abends. Die Ernährung war anfangs schlechter, später ist sie ein bisschen besser geworden. Aber wir mussten immer nach Essen Ausschau halten. Ich habe dann so ein bisschen Schwarzhandel betrieben.

Witalij Kostanda, mündlicher Bericht in deutscher Sprache vom Oktober 1997.

Wir wurden nach Brinkenau transportiert, in einen Rüstungsbetrieb, in dem Geschosse und kleine Sprengbomben hergestellt wurden. Man ließ mich an einer Drehmaschine arbeiten. Ich hatte aber kein gutes Augenmaß. Ich bohrte Löcher in diese kleinen Sprengbomben, die genau zueinander passen mussten. Ich produzierte sehr viel Ausschuss. Deshalb stellte mich der Meister an eine andere Maschine, an der die fertigen Bomben mit Farbe lackiert wurden.

Hinter mir arbeitete eine schon recht betagte Frau. Ich weiß nicht mehr genau, was für Arbeiten sie ausführte. Sie war uns gegenüber sehr wohlwollend. Eigentlich waren den Deutschen jegliche Kontakte und Gespräche mit uns untersagt. Deshalb hat sie heimlich mal ein Stückchen Brot hingelegt, mal eine Kartoffel oder uns mal zugezwinkert. Und wenn sie nichts anders hätte tun können, als uns zuzulächeln, wäre uns das schon eine Hilfe gewesen. Sie hat uns damit unterstützt.

Und dann habe ich mir überlegt: „Hier läuft der Krieg, Menschen sterben an den Fronten, und von meiner Hand sterben meine Kameraden an der Front. Möglicherweise sind meine Mutter und mein Vater auch ums Leben gekommen.“ Nicht nur an unsere Landsleute dachte ich, ich machte mir überhaupt Gedanken: Ich arbeitete doch für das Töten!

Neonila Aleksandrowna Kurljak, mündlicher Bericht vom März 1998.

In dem Kommando in einer Zuckerfabrik blieb ich bis April 1943. Wir bekamen nur sehr wenig zu essen. Einmal schien unserem Wirt, der uns mit Essen versorgte, dass wir zu dicke Pellen von den Kartoffeln schälten. Er befahl uns, die Pellen wieder aus der Abfallgrube herauszuholen, und an diesem Tag wurde die Suppe für uns mit dieser Pelle aus dem Abfall gekocht. Obwohl die deutschen Soldaten uns oft „russische Schweine“ nannten, waren wir nicht im Stande, das zu essen, was da für uns gekocht wurde – wir hielten uns doch nicht für Schweine. So etwas passierte mehrfach.

Da wir auch an den Ruhetagen ausgenutzt wurden, erholten wir uns nie. So zwang uns z. B. der Wirt, die Abtrittgruben zu leeren. Wir hatten Bäume in seinem Garten umgesetzt und er düngte sie mit dem, was wir aus den Latrinengruben geholt hatten. Für die Ernte ist das natürlich gut, aber uns ekelte es, die Latrinengruben zu leeren. Dazu wurde die Arbeit noch mit Schlägen und Geschrei begleitet.

In der Zuckerfabrik arbeiteten auch Deutsche, unter ihnen ein Lokomotivführer. Er passte oft eine günstige Gelegenheit ab und stieg zu mir auf die Pressen, sah sich dabei aber mehrmals um, dass ihn auch niemand bemerkte, und reichte mir ein kleines Butterbrot. Auch ein anderer deutscher Arbeiter, er hieß Michel, passte manchmal eine günstige Gelegenheit ab und gab mir etwas ... Das Verhalten der einfachen Leute, nicht in der Gesamtmasse, sondern einzelner, war durchaus mitfühlend.

*Saul Sacharowitsch Kroner, mündlicher Bericht vom März 1992.*

Zur Arbeit und von der Arbeit gingen wir allein, unsere Baracke wurde auch nicht verschlossen. Man zahlte uns zwanzig Reichsmark im Monat aus und wir hatten die Möglichkeit, Geschäfte in der Stadt aufzusuchen.

Die meisten Waren wurden in den Geschäften aber nur gegen Lebensmittelmarken verkauft. Ich entdeckte ein Geschäft, das einer alten deutschen Frau gehörte, einer menschlichen und gutherzigen Frau. Sie war ein außergewöhnlicher Mensch. Als ich ihr Geschäft zum ersten Mal betrat und sie bat, mir Brot zu verkaufen, erzählte ich ihr dabei von der schweren Arbeit und der schlechten Ernährung. Sie wog mir ein Pfund Brot ab und wollte dafür genau den Preis, den das Brot kostete, nicht einen Pfennig mehr. Sie bedeutete mir, das Brot vor Fremden zu verstecken. Jeden zweiten Tag ging ich in dieses Geschäft, achtete aber immer darauf, dass dort sonst niemand war – und diese gutherzige Frau schnitt mir dann ein Pfund Brot ab. In anderen Geschäften konnte man nur selten Brot kaufen. In einer Fleischerei habe ich aber manchmal Wurstanschnitte ergattert, wenn gerade sonst niemand da war. Einige Arbeiter spionierten mir nach und begannen, ebenfalls in das Brotgeschäft zu gehen. Die gute Frau verkaufte auch an sie je ein Pfund Brot.

Weihnachten und Ostern gingen wir in die benachbarten Dörfer zu Bauern und baten sie, uns Brot und andere Lebensmittel zu verkaufen, denn an den Feiertagen waren die meisten Einheimischen großzügig und freundlich. Sie schenkten uns Kuchen, Kekse und anderes Gebäck. In manchen Häusern aber wohnten Nazis, die uns unter Schimpfen und Drohungen wegjagten.

Klimentij Iwanowitsch Bajdak, schriftlicher Bericht vom Mai 1997.

Ich war einmal zu einem Brotladen gegangen. Da ich aber voller Dreck war, fürchtete ich, näher heranzutreten. Fünf Frauen standen dort in der Schlange und unterhielten sich im Laden. Aber als ich auf der Schwelle stand, sagte eine Frau: „Geben Sie es ihm durch, Sie sehen doch, dass es ein Gefangener ist.“ Ich ging hin, gab das Geld, fertig. Die Frauen schauten mich an. Dann öffnete eine ihr Täschchen, holte ein Butterbrot heraus: „Nimm!“ Und eine andere Frau öffnete auch ihr Täschchen – und da drin war Käse.

Aber dann dachte ich: „Was ist denn mit mir los?“ Mir flossen die Tränen, flossen nur so herunter. Ich blickte diese Frauen an: Sie standen da – und weinten auch. Ich heulte und auch sie heulten. Und der Kaufmann stand auf und auch er weinte. Alle hatten sicherlich ihres eigenen Kummers gedacht; die Stadt wurde ja bombardiert, nirgends konnte man leben. Der einen hatte man vielleicht den Mann getötet an der Front – es war ja schon das Jahr 1945. So standen wir alle da und weinten, ein russischer Gefangener und deutsche Leute – Bewohner der Stadt Kiel.

Witalij Georgijewitsch Semjonow, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

## 5. Widerstand, Flucht, Verhaftung

Es gab viele Gründe, warum nach Deutschland verschleppte Männer und Frauen verhaftet und in ein Konzentrationslager eingewiesen werden konnten. Die Beschuldigungen lauteten häufig auf Arbeitsbummelei, Sabotage, Verstoß gegen Arbeitsauflagen oder die Lagerordnung. Eine entsprechende Denunziation bei der Gestapo genügte häufig für eine Bestrafung der beschuldigten Person mit KZ-Haft.

Viele Anzeigen entbehrten jeglicher Grundlage. Vielleicht versuchte die Denunziantin oder der Denunziant, sich anzubiedern oder von eigenem Versagen abzulenken. Vielleicht waren die Beschuldigten aber auch für die ihnen gestellten Aufgaben nicht ausreichend qualifiziert oder nicht genügend eingearbeitet worden, sodass zwangsläufig Ausschuss produziert wurde.

Sehr viele Verstöße gegen Arbeitsauflagen und die Lagerordnung waren spontane Reaktionen auf miserable Verpflegung, unmenschliche Arbeits- und Lagerbedingungen und persönliche Schikanen. Berichte wie die von Wassilij Gluschko und Wladimir Ostapenko dokumentieren diesen Zusammenhang: Weil das Essen schlecht war, wurde protestiert, die Nahrungsaufnahme verweigert und die schwere Arbeit boykottiert.

Manchen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern wurde aber auch bewusst, dass sie in der Rüstungsindustrie an der Herstellung von Waffen beteiligt waren, die sich gegen ihr eigenes Volk, ihre Heimat, richten sollten, und dass sie dazu beitragen, den Krieg zu verlängern. Der Gewissenskonflikt konnte dazu führen, dass langsamer und bewusst Ausschuss produziert wurde. So konnte „Arbeitsbummelei“ durchaus politisch motiviert sein – ein Grund mehr für die Gestapo, rücksichtslos alle Verdächtigten zu verfolgen. In dem Bericht von Pawel Pawlenko geht es sogar um mehr als Bummerei – nämlich um gemeinschaftliche Sabotage, um dem Feind zu schaden.

Zu den Reaktionen auf miserable Arbeits- und Lagerbedingungen gehörte aber auch die spontane Flucht der ohnehin heimwehgeplagten jungen Ostarbeiterinnen und Ostarbeiter. Sie war möglich, weil die Lager nicht wie Straflager oder gar Konzentrationslager bewacht wurden. Durch Verordnungen und die Androhung drakonischer Strafen bei Missachtung waren persönliche Freiheitsrechte zwar weitgehend aufgehoben, aber viele Lager konnten in der arbeitsfreien Zeit verlassen werden. Fluchtversuche waren jedoch auf Grund der Überwachungsmethoden, der mangelnden Hilfsbereitschaft der Bevölkerung und der Kriegssituation praktisch zum Scheitern verurteilt.

Einer Verhaftung durch die Polizei folgten in der Regel Vernehmungen durch die örtliche Gestapo. Konnte eine Beteiligung an Sabotage oder Widerstand nachgewiesen werden, hatte dies die Einweisung in ein Konzentrationslager zur Folge. Bei minder schweren Delikten waren Haft in einem örtlichen Polizeigefängnis und die zeitlich befristete Einweisung in ein Straflager, ein „Arbeitserziehungslager“, üblich. Grigorij Dzijuba berichtet hier von einem „45-Tage-Lager“ in Braunschweig. Vermutlich war es das „Lager 21“ in Salzgitter. Die Haftzeit war aber länger als jene, an die sich Grigorij Dzijuba erinnert, nämlich 56 Tage. Und Wassilij Krotjuk war in einem Straflager „bei Hamburg

oder Harburg“ – vermutlich dem Arbeitserziehungslager „Langer Morgen“ in Hamburg-Wilhelmsburg. Der Haft im Straflager folgte in sehr vielen Fällen die Einweisung in ein KZ.

Als ich nach Deutschland verschleppt wurde, war ich erst 15 Jahre alt. Wir wurden nach Bremen transportiert und auf einem Dampfschiff untergebracht. Von dort mussten wir zu verschiedenen Arbeiten im Hafen, zum Entladen von Kohle, Zement und Koks usw. Die Arbeit war schwer und zu essen gab es nur Steckrüben, zwei Kartoffeln und 100 Gramm Brot. Viele der Jungs begingen wegen der schweren Arbeit und des Hungers Selbstmord, hängten sich auf.

Die Kohle kam mit Schiffen aus Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland, deshalb beschlossen vier Kameraden und ich, nach Schweden zu fliehen. Im Laderaum eines Dampfers ließen wir uns mit Koks zuschütten, aber während der Schiffskontrolle wurden wir von Polizisten entdeckt und zum Verhör zur Bremer Polizei gebracht.

Danach kamen wir in ein Hamburger Gefängnis in Einzelhaft. Erneut verhörte man uns. Wir wurden an eine Wand gestellt und es wurde über unsere Köpfe geschossen, damit wir gestehen, wohin wir fliehen wollten. Aber wir beharrten darauf, dass wir nicht fliehen wollten, sondern im Laderaum eingeschlafen waren. Im Gefängnis bekamen wir fünf Tage nichts zu essen, nur Wasser.

Nikolaj Semjonowitsch Gluschenok, Brief vom Oktober 1997.

Wir konnten frei zur Arbeit und zurück und auch nach der Arbeit in einem Wald Spaziergänge machen, ziemlich zwanglos. Eines Tages gingen wir nach dem Abendbrot wieder in den Wald, als ob wir dort einen Spaziergang machen wollten. Wir verabschiedeten uns von den anderen Mädchen und brachen auf. Wohin, wussten wir nicht. Irgendwohin.

Wir standen gerade vor einem Wäldchen, als vor uns ein Deutscher auftauchte: „Halt!“ – Wir hielten an. „Wohin?“ – Wo wollten wir hin? Wir sagten ihm, woher wir kamen. Namen und Vornamen hatten wir aber geändert. „Wir gehen zu einem Bauern.“ – „Zu welchem?“ – Also, es kam ein Wagen, man ließ uns einsteigen und fuhr los. Der Führer unseres Lagers holte uns ab und brachte uns zurück. Man nahm uns auf, Schweigen, nichts. Nur Essen bekamen wir an diesem Tag nicht und wir wurden in ein Zimmer gesperrt. Dort mussten wir Fußbodenbretter abreißen. Das taten wir den ganzen Tag, hungrig. Danach wurden wir herausgelassen: „Geht in die Baracke schlafen!“ Alle gingen schweigend in die Baracke zurück, während ich protestierte: „Ich werde trotzdem weglaufen!“ Er hat darauf kein Wort gesagt, nicht geschlagen, nicht geschimpft. Aber als ich eines Tages von der Nachtschicht in die Baracke zurückgekehrt war und mich hingelegt hatte – niemand sonst war in der Baracke –, wurde ich von einem Polizisten geweckt: „Steh auf! Zieh dich an!“ Ich zog mich an, ging ins Werk. Mir wurden zwei Rationen Brot und ein Stück Margarine ausgehändigt. Und dann los. Man brachte mich in ein Berliner Gefängnis. Dort wurde ich registriert. Man schloss eine Zelle auf, in der fünf Mädchen saßen, und stieß mich hinein. Ich richtete

mich auf, sah mich um. Die Mädchen sagten zueinander: „Das muss eine Französin sein.“ Eine meinte: „Nein, das ist eine Polin.“ Ich sagte: „Ich bin Russin.“ Wir verbrachten nicht mehr als drei, vier Tage im Gefängnis, bis eine Gruppe zum Abtransport zusammengestellt wurde. Man schickte uns nach Ravensbrück. Das war am 12. Mai 1944. Dort ... wieder eine Dusche, die Haare wurden abgeschnitten, wir bekamen gestreifte Kleidung und eine Nummer und wurden in die Baracke 28 eingewiesen. Meine Nummer war 38546.

Neonila Aleksandrowna Kurljak, mündlicher Bericht vom März 1998.

Die Arbeit war schwer und die Verpflegung völlig unzureichend. Deshalb bin ich geflohen. Im Wald hat mich ein Deutscher gefangen, ein Erwachsener. Er hatte ein Gewehr und führte mich ab zu seinem Hof. Alle – Kinder, Männer und Frauen – umringten mich, weil ich im Wald ganz verwildert war, alle guckten und redeten auf Deutsch, aber ich verstand ja nichts. Ich dachte: „Ach, es wäre gut gewesen, Deutsch zu lernen!“ Aber ich verstand „Telefon“ – „Polizei“. Ich dachte, sie werden anrufen, damit Polizisten kommen und mich auf die Wache bringen.

Dann kam aber die Ehefrau dieses Mannes, der mich im Wald gefangen hatte, und forderte mich nachdrücklich auf, ins Zimmer zu kommen. Sie gab mir einen kleinen Teller Suppe und ich aß. Aber nun hatte ich erst recht Hunger und wollte ich noch mehr essen. So holte sie einen Laib Brot und ein Paket Margarine. „Oh“, dachte ich, „jetzt kann ich richtig essen.“ Sie hat aber an der Brotschneidemaschine zwei Mal gedreht, sodass die Scheiben ganz dünn wurden. Wenn sie mit dem Messer geschnitten hätte, dann wären sie wahrscheinlich nicht so dünn geworden. Sie strich Margarine darauf, dazu eine Tasse Kaffee, und trug alles auf. Der Hausherr kam dann mit einer alten Steppdecke und ließ mich auf dem Speicher im Heu schlafen. Das Heu war ganz frisch, noch mit Blüten, es roch gut. Ich war müde, ich war ja nachts im Wald umhergeirrt, und ich legte mich hin. Nur würde mich dann wohl die Polizei erwischen. So hielt ich mir die Augen auf, damit sie mir nicht zufielen. Ich dachte, ich würde dann nicht einschlafen. So saß ich da und wurde immer müder, als ich draußen Stimmen hörte. Ich dachte: „Ich muss fliehen!“ Ich wartete, bis das Gespräch draußen zu Ende war. Dann kletterte ich über das Dach aus der Scheune. An einem Milchkübel trank ich mich noch satt. Unter dem Dach hing Quark. Ich nahm den Quark und sagte: „Danke Freund, für das Nachtlager.“

Wieder war ich auf der Flucht. Nach fünf Tagen und Nächten im Wald hat man mich aber erneut gefangen. Ich war in die Nähe einer Straße gekommen, ich kannte mich ja nicht aus. Als ich mich umschaute, war da gerade jemand in Uniform, mit Helm und Pistole, ein Polizist, und ein Zivilist mit Schnur, Hakenkreuz und Gewehr. Sie setzten mich in den Beiwagen eines Motorrades und brachten mich ins Gefängnis. Nach etwa drei Tagen luden sie acht Leute in ein Auto und fuhren uns nach Neuengamme.

Iwan Andrejewitsch Slipatschenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Als wir auf dem Schiff, auf dem wir arbeiteten, Fässer mit Fischfett entdeckten, ergab es sich ganz spontan – keiner hat irgendein Kommando gegeben: Wir entschlossen uns, die Fässer zu zerschlagen, damit sie nicht an die Front

gelangten. Wir waren 35 Leute und arbeiteten in vier Luken. In unserer Luke durchbohrten wir alle Fässer von unten, immer nur ein kleines Loch. Es waren Hunderte Fässer. Während das Schiff zwei Wochen unterwegs war, arbeiteten wir weiter.

Als die Fässer entladen wurden, entdeckten sie, dass alles verdorben war. Wir hatten zudem auch noch Zuckersäcke zerrissen, sodass der Zucker hausgelaufen war. – Es kamen 200 Gestapo-Leute in schwarzen Uniformen. Sie umstellten das Lager Sandtorkai und forderten vom Kommandanten das Journal, in dem die Nummern verzeichnet waren, wer wo arbeitete. Unser Kommando wurde dann herausgerufen und ins Gefängnis gebracht.

Sie verhörten mich: Wer befohlen hätte, das zu tun. Wenn ich es sagte, würde mein Leben verschont. Sonst würde man alle erschießen. – Was sollte ich schon sagen, wo es doch keine Absprache und keine Anweisung gegeben hatte. Wir hatten es ja ganz spontan gemacht, nur um der deutschen Armee zu schaden. So hängten sie mich an den Armen auf. Ich verlor das Bewusstsein. Als ich zu mir kam, gehorchten mir meine Hände nicht mehr. Die Knochen waren zerschlagen. Wann sie sie zerschlagen haben, weiß ich nicht. Sie übergossen mich mit Wasser. In der Zelle schlug ich die Augen wieder auf. Die Hand war ganz schwarz geworden. Auch das Schlüsselbein hatten sie mir gebrochen. Wieder wurden wir in Gefangenentransporter gesetzt, hinten die Gefangenen, vorne die Bewachung. Hinten waren keine Türen, sondern nur vorne bei den Bewachern. Wir dachten, wir würden zum Erschießen gefahren und verabschiedeten uns voneinander. Plötzlich hielten wir: Leute in gestreifter Uniform, Wachtürme, Stacheldraht, eine Betonwand – so kam ich nach Neuengamme.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Sie hatten mich an eine Drehbank gestellt, an der Zylinder gedreht wurden, aber ich verstand es nicht, sie abzumessen. Ich habe dort wohl zwei Schichten lang selbstständig gearbeitet. Als morgens dann die Schichtmeister kamen und die Zylinder nachmaßten, die ich produziert hatte, waren alle Ausschuss. Onkel Petja sagte: „Hau ab, Grischa, sonst hängen sie dich auf!“ – Ich hatte ja zwei Kisten voll gemacht, zwei ordentliche Container voller Ausschussteile.

Die Polizei kam. Aber dann haben sie uns doch in die Baracken zurückgelassen. Wir waren dort zu zwölft aus ein und demselben Dorf, auch Mädchen, wir waren ja Sechstklässler.

Ich bin dann nachts unter dem Draht hindurchgekrochen und zum Bahnhof gegangen. Dort wurden Wagons rangiert. Ich kletterte auf einen mit Torf beladenen Güterwagen und grub mich in den Torf ein. Ich fuhr die ganze Nacht. Morgens hielt der Zug irgendwo an – ich schaute ja nicht hinaus. Aber dann ging ein Schäferhund an den Wagons entlang und machte mich ausfindig. Das war an der polnischen Grenze. Als sie mich vom Zug herunterholten, sah ich, was das für ein Zug war: Panzer, Kanonen – die Deutschen fuhren nach Osten. Sie brachten mich zur Gestapo nach Potsdam. Dort haben sie mich eine Woche lang gefoltert – geschlagen, geschlagen. Ich habe aber nicht zugegeben, woher ich war, ich sagte, ich sei aus einer anderen Stadt. Es gab ja ausgebombte Städte: Essen, Kiel usw. Schließlich schafften sie mich nach Braunschweig in ein Lager, das „45-Tage-Lager“: Nach 45 Tagen war man entweder gestorben oder man wurde ins KZ geschickt.

Grigorij Jakowlewitsch Dzjuba, mündlicher Bericht vom August 1993.

Im Flugzeugwerk Heinkel haben wir schichtweise gearbeitet. In einer der Nachtschichten teilte der Koch, ein Deutscher, das Essen an uns aus – Suppe. Die habe ich abgelehnt und die anderen dazu aufgerufen, meinem Beispiel zu folgen. Einige haben mich unterstützt. Nach der Pause bin ich nicht wieder an die Arbeit gegangen und viele andere auch nicht. So war die Nachtschicht geplatzt. Am nächsten Tag kam die Gestapo zu dieser Schicht ins Werk. Wir mussten uns alle in einer Reihe aufstellen, immer zu zweit. Der Koch ging mit der Gestapo die Reihe ab. Er zeigte auf mich und dann auf noch zwei Jungen und zwei Mädchen. Mich sonderten sie sofort in einem Extra-Zimmer ab. Ich habe die anderen danach nicht mehr gesehen, ich kenne ihr Schicksal nicht. Sie setzten mich in einen Wagen der Gestapo und brachten mich in unser Lager, von dem aus wir immer zur Arbeit gegangen waren. Sie sperrten mich in den Karzer, in eine Einzelzelle. Dort musste ich die Nacht verbringen, aber früh morgens kam ein spezieller Gestapo-Wagen, ein „Schwarzer Rabe“. Sie brachten mich zur Gestapo. Hier habe ich dann die Gestapokeller durchlaufen: Einzelzellen, Verhöre, Folter ...

Der Gestapo-Mann wollte aus mir herausbekommen, wer mich dazu gebracht hatte, das Essen zu verweigern. Nun, ich sagte, dass es niemanden gebe, dass ich mir das allein ausgedacht hätte. Er winkte mit der Hand, sie drückten mich auf eine spezielle Bank und ... dort habe ich deutsch zählen gelernt. „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun ... fünfundzwanzig.“ Fertig. Aber du kannst dann nicht sprechen, du verlierst das Bewusstsein. Sie hatten eine Tonne mit kaltem Wasser, in die sie mich tauchten ... ich kam wieder zu mir ... und so ging es ohne Ende.

Man musste in einer Einzelzelle sitzen, in der man die Beine nicht ausstrecken konnte, von oben tropfte Wasser. Man konnte so nicht schlafen. Nach diesen Verhören und Foltern brachten sie mich ins Gestapo-Gefängnis. Etwa zwei, zweieinhalb Wochen blieb ich in dem Gefängnis, schlief auf dem nackten Zement.

Danach brachten sie uns in ein anderes Gebäude, in den Keller, in eine Zelle, in der schon etwa 15 Leute waren. In diesem Keller verbrachte ich 21 Tage und Nächte – davon habe ich neun Tage gehungert.

Ich war, wie man sagt, gerade erst vom Rockzipfel der Mutter fort – und dann plötzlich in so einer Lage!

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom März 1993.

Wir arbeiteten auf einem Schiff. Dort hat uns aber keiner auf die Toilette gelassen, sodass wir zur Toilette immer an Land mussten. Um uns das Leben und die Arbeit auf dem Schiff etwas zu erleichtern, lösten wir gegen Abend heimlich auf einer Seite die Trossen der Vertäuung. Nach 20 bis 30 Minuten schwamm das Schiff von der Anlegestelle. Bis sie einen Schlepper geholt und das Schiff wieder vertäut hatten, konnten wir ein, zwei Stunden ausruhen. Aber nach einiger Zeit verhaftete die Gestapo drei von uns, außer mir noch Nikolaj Tarasow und Jakow Perebejnos. Etwa einen Monat lang wurde ich von der Gestapo verhört.

Sie schlugen mich, klemmten meine Finger in der Tür ein, sodass sie ganz

verkrüppelt sind. Oder sie hielten mich fest und schlugen mir mit einem Stock auf den Bauch, damit ich sagte, wer außer mir noch die Trossen gelöst hätte. Ich weigerte mich, es zu sagen, denn ich wusste, wenn ich es sagte, würden sie mich erhängen. Sie stellten mich Nikolaj und Jakow gegenüber. Ich weigerte mich aber immer noch. Nach einem, vielleicht anderthalb Monaten schickten sie mich in ein Straflager bei Hamburg oder Harburg.

Bei der Gestapo in Hamburg haben sie mich nicht mehr geschlagen, sondern nur noch so verhört, bestimmt einen Monat lang. Dann wurde ich vorgeführt: Drei Männer saßen da und verlasen ein Urteil, auf Deutsch. Ich habe es nicht verstanden. In so gebrochenem Russisch haben sie mir gesagt, dass über mich das Urteil „Erhängen“ gefällt worden war. Ich kam ins Gefängnis in Hamburg, wo ich drei bis vier Monate in der Erwartung saß, sie würden mich heute oder morgen erhängen. Meine Haare wurden damals weiß. Ich bin in meinem achtzehnten Lebensjahr ergraut. Dann hieß es, mein Urteil sei in KZ-Haft in Neuengamme umgewandelt worden, und ein, zwei Tage später brachten sie mich nach Neuengamme.

Wasilij Lukjanowitsch Krotjuk, mündlicher Bericht vom August 1993.

In unserem Lager waren die Wächter ältere, für den Wehrdienst untaugliche Deutsche, die ihren Dienst ohne besonderen Eifer versahen. Zur Arbeit wurden wir aber von einer Wachmannschaft aus nach Deutschland verschleppten Russen begleitet. Man hatte ihnen angeboten, für ein Stück Brot und etwas besseres Essen als Wächter zu dienen. Diese Wächter waren die grausamsten von allen. Unter den Deutschen zeichnete sich besonders der Lagerführer durch seine Brutalität aus.

Den schlimmsten Misshandlungen waren Häftlinge ausgesetzt, die versuchten zu fliehen. Im September 1942 entschloss ich mich mit zwei Kameraden dennoch zur Flucht. Es war natürlich dumm: ohne Vorbereitung, ohne Lebensmittelvorräte, ohne Kleidung, vor allem ohne Landkarte. Wir hofften, dass wir mit etwas Glück das nahe Polen erreichen und dort Unterstützung finden würden. Wir sind sogar zwei Mal geflohen: Beide Male gelang es uns, in einen Güterzug zu klettern, waren aber immer schon beim ersten Halt festgenommen worden, weil uns kleine Kinder, die auf dem Bahnhof spielten, beobachtet hatten. Man schaffte uns beide Male ins Gefängnis nach Erfurt. Sie schlugen uns grausam: 25 Schläge mit dem Gummiknüppel, bis zur Ohnmacht. Dann zurück ins Lager. Beim zweiten Mal hatten wir Glück und wurden im Lager nicht mehr geschlagen – der Kommandant war der Meinung, wir hätten im Gefängnis schon genügend Schläge bekommen. Er hatte Recht, denn nach weiteren Misshandlungen wären wir nicht mehr arbeitsfähig gewesen.

Eines Tages, als man uns zur Fabrik trieb, rannte einer der russischen Wächter zu mir und fing an zu brüllen, wir würden zu langsam gehen. Dann schlug er mich. Ich konnte mich nicht beherrschen und schlug zurück. Am Abend wurde ich verhaftet. Ich kam für etwa einen Monat in ein Gefängnis und wurde danach in einen Wagen gestoßen und nach Buchenwald transportiert.

Nikolaj Awerjanowitsch Awdejenko, schriftlicher Bericht „Meine Deutschlandreise“ vom April 1993.

Jeden Tag brachten uns die Soldaten zu Bauern und nach der Arbeit zurück ins Lager. Ich arbeitete bei Hermann Gelje im Dorf Düsenburg. Im August 1943 kriegte ich von einem deutschen Oberst und einem Hauptmann das Angebot, in der ukrainischen Division der deutschen Wehrmacht – ROA, Russische Befreiungsarmee – zu dienen und lehnte es ab. Aber sie wollten mich dazu zwingen. Man brachte mich ins Lager bei Reine, von da kam ich mit dem Transport nach Recklinghausen, wo es ein Bergwerk und ein Lager gab. Am 1. September 1943 bin ich von diesem Bergwerk geflohen. Das war die dritte Flucht von diesem Werk. Die ersten zwei endeten damit, dass die Geflohenen verhaftet und dann vor dem ganzen Kommando von den Schäferhunden in Stücke zerrissen wurden. Das könnte auch mich erwarten.

Ich bin viel gefahren, herumgegangen. Bei einer Stadt half man mir mit Kleidung, da habe ich meine gestreifte Kleidung mit dem Kennzeichen „SU“, Lagernummer 98 und Papiere, wo mein Name Zhuk stand, vergraben.

Hermann Gelje versprach mir vor der Abreise nach Reine zu helfen, und ich kam wieder nach Lingen und Düsenburg, wo ich mich erholen konnte. Man versorgte mich auch mit Kleidung. Weiter fuhr ich mit dem Zug nach Emden, dann nach Norden.

Vor der Ankunft in Norden wurde ich verhaftet, verhört und nach Wilhelmshaven in die Kriegsmarinекaserne gebracht. Dann Straflager und Gefängnis in Bremen. Von da mit einem Sonderzug nach Hamburg ins KZ Neuengamme.

Nikolaj Grigorjewitsch Zhuk, Brief vom Juni 1994.

Wir haben in Gelsenkirchen gearbeitet. Zu essen bekamen wir dicke Gemüsesuppe und alle möglichen Salate, aber es waren Würmer drin. Da haben wir protestiert und uns geweigert zu arbeiten. Zwei Tage haben wir Lärm geschlagen und nicht gearbeitet. Der Meister vermutete, ich sei der Schuldige: „Wassilij, komm mit!“ – durch die Pförtnerloge und ab. Und ein anderer, ich weiß nicht, ob er Polizist oder von der Gestapo war, sagte: „Kommunist.“ Sie hielten mich fest und dann ging's los: Wer ich bin, woher ich komme.

Wir wurden nach Bremen gebracht. Dort holten sie uns aus dem Zug, wir bekamen Handschellen angelegt und wurden vom Bahnhof zum Gefängnis geführt. Ich glaube, die haben das vor allem wegen des Effektes gemacht – um den Leuten zu zeigen, dass sie da große Verbrecher abführen, für die Neugierigen, die da so zugucken: „Verbrecher, Verbrecher ...“

Wassilij Jakowlewitsch Gluschko, mündlicher Bericht vom August 1993.

Ich hatte acht Monate bei einem Bauern gearbeitet. Es war schwere Arbeit, aber ich habe sie gut gemacht. Doch gegen Ende der Schlacht von Stalingrad, als die deutschen Truppen die Niederlage erlitten hatten, packte mich der Bauer plötzlich unvermittelt am Hals und begann mich zu würgen. Ich wusste, dass es ihm schwer fiel, diese Niederlage zu verwinden. Die Polizei wurde gerufen. Ein Polizist nahm mich mit. Am 1. April 1943 haben sie mich ins Gefängnis nach Lüneburg gebracht und schon am 9. April wurde ich nach Neuengamme geschickt, ins Konzentrationslager.

Iwan Jemeljanowitsch Storoschuk, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

1943 hatte mir ein Freund, der auch in Deutschland war, eine Postkarte geschickt, in der er über Misshandlungen berichtete. Ich war noch jung und schrieb zurück, dass das auch bei uns vorkomme. Wegen dieser Postkarte wurde ich verhaftet und in ein Gefängnis nach Itzehoe geschickt. Von dort kam ich in ein Hamburger Gefängnis und bereits nach zwölf Tagen befand ich mich in Neuengamme.

Iwan Konstantinowitsch Pletenij, Brief vom August 1998.

## 6. Ankunft im Konzentrationslager Neuengamme

Das KZ Neuengamme gehörte während des Krieges zu den größten Konzentrationslagern im Deutschen Reich. Seine Geschichte begann im Dezember 1938 als Nebenlager des KZ Sachsenhausen. 1940 wurde es selbstständiges Hauptlager. Über 100 000 Menschen wurden bis Kriegsende als Häftlinge des KZ Neuengamme registriert. Häftlinge aus der Sowjetunion, ehemalige „OstarbeiterInnen“ und Kriegsgefangene, bildeten mit geschätzten 28 450 Männern und 5 900 Frauen die größte nationale Gruppe.

Der Tag der Ankunft im KZ Neuengamme ist allen ehemaligen Häftlingen in der Erinnerung präsent – ein Tag der besonderen Demütigung, an dem sie „das Entsetzen packte“, wie Wassilij Owtscharenko berichtet.

„Zugänge“, wie sie im Lagerjargon hießen, wurden am Tag der Ankunft registriert. Der SS-Fotograf fertigte Erkennungsdienstfotos an. Nach dem Duschen im Häftlingsbad wurden sämtliche Körperhaare abrasiert. Auf dem Kopf wurde den ehemaligen Ostarbeitern ein Streifen kahlrasiert, die so genannte „Autobahn“, sodass diese Häftlingsgruppe besonders gekennzeichnet war, wie sich Aleksandr Swjatenjkij erinnert. Gegenstände wie Fotos von Familienangehörigen oder Ringe sowie die persönliche Kleidung wurden ihnen abgenommen und durch Häftlingskleidung ersetzt. Jeder der ehemaligen „Ostarbeiter“ erhielt einen Stoffaufnäher, der mit der Häftlingsnummer, einem roten Dreieck als Zeichen für den politischen Häftling und dem Buchstaben „R“ als Kennzeichnung der Nationalität „Russe“ bedruckt war. Diese waren an der Häftlingskleidung zu befestigen.

Der Einlieferung folgten Tage im Quarantäneblock, in dem Wassilij Krotjuk und andere „Zugänge“ von erfahrenen Mitgefangenen auf das künftige Lagerleben vorbereitet wurden. Nach einigen Tagen folgte die Aufteilung in die Häftlingsblocks und Arbeitskommandos.

Die Einlieferung ins Konzentrationslager hinterließ den Eindruck der tiefen, persönlichen Erniedrigung, die mit der Reduzierung des Individuums zur wertlosen Nummer verbunden war. Eine unsichere Zukunft, die täglich neue Qualen und Lebensbedrohungen bescherte, hatte begonnen.

Wir stiegen auf dem Gelände eines riesigen Lagers aus, das von Stacheldraht, der unter Strom stand und von Wachtürmen umgeben war.

Die Häftlinge trugen Zivilkleidung, die mit Ölfarbe bemalt war, Jacken mit bunten Ärmeln. Sie erinnerten an Marionetten eines Puppentheaters. Auf dem Appellplatz spielte ein Blasorchester. Die Musiker trugen ebenfalls gestreifte Kleidung. Unter den Klängen eines Marsches gingen gerade die Häftlingskolonnen zur Arbeit.

Wir Neuangekommenen mussten zuerst eine Desinfektion durchlaufen. Wir wurden kahlrasiert und auch die Haare um die Geschlechtsteile und in den Achselhöhlen abrasiert. Man gab uns etwas Pulver und Seife. Dann wurden wir in

eine Lagerdusche getrieben und unter den Duschen aufgestellt. Das Wasser wurde angestellt, dann kam das Kommando, sich mit Seife und dem Pulver einzureiben. Wieder wurde das Wasser angestellt und nach kurzem Duschen wieder abgestellt. Anschließend wurden wir nackt in die Nachbarräume getrieben. Dort teilten sie an jeden der Reihe nach Unterwäsche, Jacke und Hose, Schuhe und Kopfbedeckung aus. Es gab so viele Verteiler, wie Kleidungsstücke zu verteilen waren. Einer warf den vorbeigehenden Häftlingen Hemden zu, der nächste Unterhosen, der dritte Jacken, der vierte Hosen, der fünfte Schuhe, der sechste Mützen. Die Häftlinge probierten die Sachen an. Vielen passten sie nicht. So tauschte man die Kleidungsstücke untereinander. Andere gingen wieder zu den Verteilern und baten sie, etwas Passendes herauszusuchen. Die Sachen waren alt, getragen und mit Ölfarbe markiert. Als wir uns angezogen hatten, sahen auch wir aus wie Marionetten eines Puppentheaters. Einem war beispielsweise ein Frack gegeben worden und als Kopfbedeckung ein Barett.

Klimentij Iwanowitsch Bajdak, schriftlicher Bericht vom Mai 1997.

Als wir ankamen, fiel feiner Sprühregen. Überhaupt war in Neuengamme immer schlechtes Wetter, weil es so nah am Meer liegt. Es war dauernd neblig. Dann hat einer wild auf Deutsch losgebrüllt: „Die Hunde rasieren!“ Es ging direkt ins Bad, wir wurden kahl geschoren und mit einem stinkenden Zeug eingerieben – unter den Armen, überall. Wegen der Läuse oder so. Nachdem wir gebadet worden waren, kamen wir gleich in die Baracken.

Wir erhielten Schuhe aus Holz, ganz aus Holz. Mein Fuß ist zwar kurz, aber breit und ich kriegte den Schuh ums Verrecken nicht an. Deshalb habe ich die Schuhe in die Hand genommen und bin barfuß zur Baracke gelaufen. Es war kalt an diesem 13. Januar und es fing schon an zu schneien. Am Abend habe ich dann meine Brotration von 300 Gramm gegen Schuhe eingetauscht. Wir hätten am nächsten Morgen ja vielleicht arbeiten müssen. Und ich konnte doch nicht barfuß zur Arbeit gehen.

Am nächsten Morgen wurden alle, die mit der Grünen Minna angekommen waren, zusammengeholt. Im „Polizeipräsidium“, wie es genannt wurde, saßen vier Untersuchungsführer und vier Dolmetscher. Wir haben den ganzen Tag vor einer Wand gestanden, die Hände im Nacken verschränkt. Einer nach dem anderen wurden wir aufgerufen und bekamen eine Nummer zugeteilt. Die Nummer mussten wir links auf der Brust und auf der Hose rechts unterhalb der Tasche tragen. Auf Karteikarten wurde alles festgehalten: Heimatadresse, Adresse der Fabrik, in der wir in Deutschland schon gearbeitet hatten ... überhaupt alles. Dann haben wir die Nummern mit Nadel und Faden annähen müssen. Anschließend waren wir zehn Tage in Quarantäne.

Nikolaj Nikolajewitsch Sadowskij, mündlicher Bericht vom September 1993.

In der Desinfektion arbeiteten Gefangene wie wir. Die haben uns alle Haare abrasiert, weil es Läuse gab, und so eine Flüssigkeit gegen Läuse draufgeschmiert. Dann sagte einer der Häftlinge: „So, und jetzt werden wir euch kastrieren.“ Unter uns war ein Mann, etwa 43 oder 45 Jahre alt, aber total mager, sodass ich dachte, dass er schon ein sehr alter Mann sei. Der stand da, stand einfach nur die ganze Zeit da ... und die Tränen liefen ihm herunter. Er sagte:

„Nun gut, ich habe immerhin eine Weile gelebt, aber die hier sind doch Kinder!“ – Wir waren da so 14 bis 18 Jahre alt. – Die hätten ja noch nicht gelebt. Die zu kastrieren ... Das hat ihn so betroffen gemacht. Aber wir sind natürlich nicht kastriert worden. Das hatte der Häftling nur so gesagt.

Aleksandr Markowitsch Perederijew, mündlicher Bericht vom September 1993.

Als ich die gestreifte Kleidung und die Lagernummer mit dem Winkel bekam, fragte man mich nach meiner Nationalität. Ich sagte, dass ich ein Ukrainer sei. Sie antworteten: „Bei uns gibt es nur Russen oder Polen!“ Dazu bekam ich ein paar Schläge ins Gesicht. Dann kriegte ich die Nummer 28521-R – für „Russe“ – und den roten Winkel.

Stepan Iwanowitsch Dorotjak, Brief vom Mai 1996.

Auf dem Kopf wurde uns ein Streifen kahl rasiert. An diesem Streifen konnte jeder erkennen, dass ein Russe vor ihm stand. Begegnete mir ein SS-Soldat, musste ich die Mütze abnehmen. Wenn ich das nicht tat, wurde ich mit der Peitsche geschlagen oder noch anders bestraft.

Aleksandr Iossifowitsch Swjatenjkij, Brief vom Dezember 1997.

Ich hatte bis dahin nicht gewusst, was ein KZ ist. Als ich gerade angekommen war und sie uns schon durch das Tor gebracht hatten, schlug mir der Oberführer auf das linke Ohr, auf das rechte Ohr – ich hatte die Mütze nicht vom Kopf genommen. Mir wurde schwarz vor Augen. „Ah“, lachte er, als ich die Mütze dann abgenommen hatte, „verstehen?“

Sie fotografierten uns, nahmen Fingerabdrücke, gaben uns die Lagernummer und den roten Winkel: „Politischer Gefangener“. Dann durchliefen wir die Sanitätsabteilung, das Bad. Während dort in der Hitzekammer unsere Sachen erhitzt wurden, hieß es: „Im Laufschrift zur Baracke 15!“ – obwohl wir nackt waren ... Also im Laufschrift. Aber in der Baracke – wir hatten uns noch nicht mal umgesehen – schlugen sie uns auf den nackten Hintern.

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom März 1993.

Im Quarantäneblock brachten sie uns bei, was das bedeutete: Leben im KZ. Drei bis vier Tage lehrten sie uns, wie man zum Kommandoführer herantreten muss. Wenn er dasteht, muss ich auf einen Abstand von genau drei Metern herangehen. So viel Zentimeter zu viel oder zu wenig – so viel Schläge gab es mit dem Schlauch auf den Kopf. Nach drei, vier Tagen nahm der Blockälteste das „Examen“ ab. Und wenn du nicht richtig herangest, dann hat auch er geschlagen, aber nicht mit einem Schlauch, sondern mit einer speziellen Peitsche, an der Patronen angenäht waren.

In den nächsten drei, vier Tagen lernten wir, wie das Bett zu machen war. Man musste es so machen, dass auf beiden Seiten eine Kante entstand. Aber das ging

nicht so einfach. Wir machten sie mit Speichel, mit Zähnen und Lippen. Und das am Tag etwa zehn Mal. Der Vorarbeiter kontrollierte: „So nicht!“ Er nahm es wieder auseinander und wir – von vorne. Und nach jedem Mal ein Appell, Schläge mit dem Schlauch über den Kopf. Dann wieder ein „Examen“ beim Blockältesten. Schließlich lernten wir noch drei, vier Tage, wie man auf die Nummer antworten musste. Die Sprache konnte ja keiner, denn mit Deutschen hatten wir bisher wenig, fast gar nicht zusammengearbeitet. Gegen Ende lehrten sie uns, in Reih’ und Glied zu marschieren und Lieder zu singen – „Heili, heilo, heilo!“

Wasilij Lukjanowitsch Krotjuk, mündlicher Bericht vom August 1993.

Nach der Registrierung bekam ich Zivilkleidung und wurde in die Baracke gebracht, in der ich leben sollte. Das war schon gegen Abend ... Stroh auf dem Boden. Decken wurden an uns ausgegeben und wir lagen in Reihen. Genossen umringten mich, fragten: „Woher?“ – „Aus Kiew.“ Erzählungen, Gespräche ... Einer sagte zu mir: „Du kannst hier einen Monat überleben, du bist kräftig, gesund – nun, vom Bauern halt. Länger als eine Woche überlebt hier sonst niemand.“

Und tatsächlich: Ich sah, wie sie von der Arbeit kamen ... das Bellen der Hunde, die Schreie der SS-Leute, die die Kolonne begleiteten. Die überwiegende Masse der Leute ging selbst, aber vielleicht zehn Leute wurden unter den Armen gehalten, die Beine schleiften am Boden; selbst gehen konnten sie nicht mehr. Ich dachte: „Schrecklich!“ Aber Angst hatte ich nicht. Ich dachte mir: „Wenn es mir schon bestimmt ist, hier umzukommen, komme ich eben hier um! Ich kann nichts dagegen machen.“

Morgens nach dem Aufstehen sammelten wir die Decken zusammen und legten sie am Ausgang auf Stapeln zusammen. Mir halfen schon erfahrene Häftlinge, zeigten mir, wie ich die Decke zusammenlegen musste. Ich hatte sie gerade hingelegt, da schlug mir ein SS-Mann sofort mit der Faust ins Gesicht. Weil ich neu war und jung. Das war so eine Art Taufe für mich – die Weihe zum Häftling.

Iwan Jemeljanowitsch Storoschuk, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Ich erfuhr, kaum dass sie uns in die Baracke geführt hatten, dass es hier unbefristet war. Es wurde gesagt, dass es hier nur einen Ausgang gab, nur den durch das Krematorium. Mich hat das Entsetzen gepackt. Aber sonst habe ich nichts begriffen.

Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Die Deutschen, die dort schon seit 1933 saßen, seitdem Hitler an der Macht war, erzählten, dass aus diesem Lager niemand hinauskommt: „Wenn die Russen nicht siegen, werdet ihr hier zusammen mit uns kaputt gehen.“

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

## 7. Arbeit im Stammlager Neuengamme

Das KZ Neuengamme war nach dem Prinzip „Vernichtung durch Arbeit“ organisiert, dies bedeutete dass der Tod der Häftlinge beabsichtigt war – unter vorheriger Ausnutzung ihrer Arbeitskraft. Zu den Elementen von Zwangsarbeit in einem KZ gehörten nicht nur die Arbeit von zwölf und mehr Stunden täglich, sondern gleichzeitig die Misshandlungen, die permanente Todesdrohung, die miserable Verpflegung, die menschenunwürdigen Unterkünfte und die fehlenden sanitären Einrichtungen.

Im Stammlager wurden die meisten sowjetischen Häftlinge jenen Arbeitskommandos zugeteilt, in denen schwere körperliche Arbeiten im Freien verrichtet werden mussten. Die größten und zugleich brutalsten Kommandos waren jene, die bei der Begradigung und Vertiefung der Dove Elbe, beim Bau eines Stichkanals, in den Tongruben und bei Planierungs- und Ausschachtungsarbeiten eingesetzt wurden. Ein Häftling, der dazu verurteilt wurde, in diesen Bereichen zu arbeiten und beispielsweise mit Erde beladene Loren zu schieben oder nassen Ton zu graben, hatte in der Regel nur wenige Wochen zu leben. Nur wer wie Wladimir Zherownikow das Glück hatte, einem leichteren Kommando, in diesem Fall der Kaninchenzucht, zugeteilt zu werden, hatte eine kleine Überlebenschance.

Dieses Glück hatten häufig Handwerker und Insassen mit beruflichen Spezialkenntnissen, weil deren Arbeitskraft für den weiteren Lagerausbau, für die Lagerverwaltung und für Arbeiten in den Rüstungsbetrieben, die ab 1942 auf dem Gelände des KZ errichtet wurden, wertvoll war. Ihre Arbeit, die körperlich nicht so schwer wie beispielsweise im Elbe-Kommando war, konnte häufig in beheizten Räumen durchgeführt werden. Außerdem wurde bei diesen anspruchsvolleren Arbeiten nicht ständig mit Schlägen und sonstigen Schikanen zur schnellen Arbeit angetrieben. Vermutlich hat Wassilij Owtscharenko das KZ Neuengamme überleben können, weil er sich wahrheitswidrig als Schlosser ausgab und als Handwerker eingesetzt wurde. Der Kontakt zu André Mandrycx, einem umsichtigen belgischen Jurastudenten, der als Häftling im „Arbeitseinsatz“-Büro die Karteien führte, dem Widerstand angehörte und vielen Mithäftlingen half, verhalf Aleksej Ponomarjow zu einer Arbeit im Kommando „Metallwerke“, in dem halbwegs erträgliche Arbeitsbedingungen herrschten.

Nikolaj Sadowskij gehörte jenen Kommandos an, die nach Bombenangriffen auf Hamburg in die Stadt entsandt wurden, um Bombenblindgänger freizulegen. Zu dieser lebensgefährlichen Aufgabe wurden immer wieder Häftlinge herangezogen. Mit Glück überlebte er diese Einsätze.

Wir wurden von SS-Leuten und dem Lagerschreiber befragt. Sie notierten den Nachnamen, den Vornamen ... und den Beruf. Neben mir stand Wladimir Ogorodnitschuk. Als ich hörte, dass der Dolmetscher „Beruf?“ sagte, fragte ich ihn: „Welchen Beruf soll man bei mir aufschreiben, wo ich doch Student bin?“ Er sagte: „Hast du mal einen Hammer in den Händen gehabt? Zangen? Schraubenschlüssel?“ Ich sagte: „Ein wenig, auf dem Dorf.“ Er: „Sag ‘Schlosser’!“ Wir kamen an die Reihe. „Beruf?“ Ich sagte: „Schlosser!“ und sie schrieben es auf. Wladimir Ogorodnitschuk hat mir damals wirklich und wahrhaftig das Leben gerettet, denn ich wurde die ganze Zeit als Schlosser

eingesetzt. Schlosser konnten immerhin in geschlossenen Räumen arbeiten, standen nicht im Wind, froren nicht so durch und die Arbeit mit Schraubenschlüssel und Hammer war auch körperlich nicht so anstrengend.

Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Ich musste im Kommando Klinkerwerk arbeiten, einem Kommando mit sehr harter Arbeit. Wir luden Ton aus der ziemlich tiefen Tongrube auf Loren. Zuerst konnten noch vier Mann eine Lore schieben. Schon nach zwei Wochen waren wir aber entkräftet, denn die Ernährung war so, dass man diese Arbeit nicht auf Dauer machen konnte. Ich war erschöpft, meine Beine schwellen an und ich kam ins Revier. Dort blieb ich für einige Tage und nahm harntreibende Medikamente ein: Die Beine wurden wieder normal und ich begann wieder zu arbeiten. Nach zwei Wochen kam ich aber schon wieder ins Revier. Das ging solange, bis ich es nicht mehr aushalten konnte. Wenn nicht das Kriegsende käme, würden wir durch diese unerträgliche Arbeit vernichtet. Ich beschloss, irgendetwas zu tun. Eines Tages ging eine Gruppe von Häftlingen an uns vorbei. Ich fragte die Häftlinge, wohin sie geführt würden. Sie antworteten: „Auf Transport.“ Das bedeutete, sie wurden umgekleidet und zu Arbeiten außerhalb des Lagers gebracht. Dort konnte man irgendwie überleben. Häftlinge wurden z. B. auf Inseln in der Nordsee gebracht, um militärische Anlagen zu bauen. Gerüchte gingen um: Einige seien aus Kommandos zurückgekommen, in denen man überleben könne, außerdem könne man außerhalb des Lagers Zivilpersonen treffen, die berichteten, was in der Welt geschah. – Ich ließ meine Lore stehen und schloss mich der Gruppe an. Keiner bemerkte mich. Wir wurden durch das Tor zur Badestube geführt. Am Eingang stand André Mandrycx aus der Schreibstube und notierte die Nummern der Häftlinge für den Transport. Als ich meine Nummer sagte, sah André mich an und sagte: „Lauf in den Block, versteck dich und warte!“ Ich kehrte unbemerkt in den Block zurück und versteckte mich. Am Abend kam auf dem Appellplatz ein Russe zu mir und fragte, ob meine Nummer 25965 sei. Ich bejahte. Er sagte, ich solle mich morgen ins Kommando „Metallwerke“ stellen. Das hat mich gerettet. Dort herrschten ganz andere Arbeitsbedingungen. Es wurden dort irgendwelche Teile, möglicherweise für militärische Aufträge hergestellt. Dort gab es mehr Deutsche – Kriminelle und Bibelforscher. Meist waren es Facharbeiter. Da ich keinen solchen Beruf hatte, wurde lange überlegt, wo ich arbeiten könnte. Schließlich musste ich Nieten absägen. Das machte ich den ganzen Tag. – Hier konnte man leben: Es war warm, die Arbeit war nicht schwer, und die Verpflegung reichte zum Überleben.

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Im Klinkerwerk wurden die „Zugänge“, die Neuen, sofort zu den Loren gesteckt, mussten die Loren mit dem Ton schieben. Insgesamt arbeiteten dort vielleicht 1 000 Leute. Wenn wir vom Klinkerwerk zurückgingen, wurden immer 15 bis 20 Mann getragen, nur noch halb am Leben. Dort haben Kapos und SS für das kleinste Vergehen mit Stöcken oder Knüppeln zugeschlagen, auf den Kopf oder wo sie eben trafen. Sie haben geprügelt, wie es ihnen gerade gefiel ... und auch Leute erschlagen. – Diese halb Toten wurden von vier Mann an Armen und Beinen getragen. Oder sie nahmen sie an den Armen und legten sich die Kranken über die Schulter. Ohne Trage und alles. Manchmal, wenn ein Häftling vor

Schwäche nicht mehr gehen konnte, wurde er eben geschleift. Zwei Häftlinge, die noch etwas kräftiger waren, hielten ihn an den Armen und seine Füße schleiften auf dem Boden.

Anatolij Iwanowitsch Menschikow, mündlicher Bericht vom September 1993.

Wir kamen auf die Fertigungsstelle. Dort war ein Kommando schon dabei, ein Fundament zu graben. Die einen transportierten die Erde mit Loren ab. Die Erde wurde hineingeworfen, weggefahren und abgekippt. Als ich zur Fertigungsstelle kam, wusste ich aber nicht, wohin ich sollte. Ein Vorarbeiter teilte die Leute in jene Kommandos ein, in denen Männer fehlten. Es gab Menschen, die dort schon seit einigen Monaten arbeiteten, sie hatten Spaten und wussten, was zu tun ist. Aber ich wusste nicht, was ich machen sollte. Wo waren die Spaten? – Es waren da aber welche, die Säcke abluden. Kaum war ein Fahrzeug da, stellten sich schon alle an. Als ich dran war, luden sie mir einen Sack auf ... der haute mich um; hungrig und abgemagert, wie ich war, haute er mich um. So schlugen sie mich, weil es nicht so klappte. Sie ließen mich dann Loren schieben.

Es kam vor, dass der Blockführer auftauchte und meinte, dass es schneller gehen müsse. Er stieß uns, trieb uns an: „Schnell, schnell, schnell!“, damit wir diese kleinen Wagons schneller schieben. Mancher war aber schon so schwach, dass er nicht mehr im Stande war zu arbeiten. Der Blockführer stieß ihn dann in einen Kanal. Arbeitete er sich irgendwie wieder heraus, nahm er ihm die Mütze ab, warf sie in die Sperrzone und sagte: „Geh!“ Aber das war ein Bereich, in den man nicht gehen durfte. Wenn doch, schossen die Wachen. Dem Häftling war dann aber schon alles gleich, und so erschossen sie ihn.

Wir arbeiteten bis zum Abend. Dann schrien sie: „Feierabend!“, und die Muselmänner, die Schwachen, schrien sie an: „Muselmänner nach vorne!“ Dort stand ein spezieller Rollwagen, mit dem das Essen gebracht wurde. Der Rollwagen hatte eine Deichsel und die Männer spannten sich in ein Geschirr davor und zogen ihn. Es gab keine Fahrzeuge; sie zogen diesen Rollwagen selber und transportierten so das Essen, überhaupt alles. Auch die Toten. – Sie warfen die Muselmänner auf diesen Rollwagen und fuhren sie ins Lager, den einen vielleicht ins Revier, wer aber schon gestorben war ins Krematorium und verbrannten ihn dort. – Wenn wir ins Lager kamen, schrien sie wieder: „Mütze ab!“

Ich hatte einen Tischkameraden, es war der Tischälteste, ein Elektriker. Er hatte natürlich eine bessere Arbeit. Ich weiß nicht, wo er gearbeitet hat, aber er arbeitete als Elektriker. Aber da ich keine Ausbildung hatte – wo hätten sie mich hinschicken sollen? Halt zum Lorenschieben! Oder Erde graben! Sonst haben sie mich nirgendwo einsetzen können. Wenn ich irgendein Spezialist gewesen wäre ... aber so konnten sie mich nirgendwo unterbringen.

Leonid Pawlovitsch Furdylo, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Es wurde gerade das Kommando „Bombensuche“ gebildet – Hamburg wurde damals schwer bombardiert. Dieses Kommando – 60 Mann – ist immer nach Hamburg gefahren und hat dort Bomben geborgen, die nicht explodiert waren.

Als Bewachung fuhren sechs SS-Männer mit, jeder mit Hund und Maschinenpistole. In Hamburg haben sie sich in Zehnergruppen aufgeteilt. Immer zehn Mann für eine Bombe. Die Bombe musste zuerst mit einer Sonde aus Eisen aufgespürt werden. Dann haben sie die Bombe freigelegt. Ein Sprengmeister von den Pionieren, ein deutscher Soldat, hat den Zünder abgeschraubt und damit war die Bombe dann ungefährlich. Aber es ist auch vorgekommen, dass die Bombe, während sie rausgezogen wurde, explodierte. Von den zehn Mann hat das dann keiner überlebt. Wenn wir in die Baracke, ins Lager gegangen sind, dann haben die zum Beispiel zehn Köpfe mitgebracht oder zehn Hände, Füße ... was eben übrig war, um belegen zu können, dass die tot sind. Dann wurden erneut zehn Mann ausgesucht.

Nikolaj Nikolajewitsch Sadowskij, mündlicher Bericht vom September 1993.

Meinen Kameraden Wiktor Schtanko hatten sie in ein bevorzugtes Kommando eingeteilt: das Kommando „Angora“. Dort war ein Bibelforscher Kapo und auch die Vorarbeiter waren Bibelforscher. Sie waren nicht wie die anderen Banditen. Sie behandelten sogar die Russen gut. In diesem Kommando arbeitete Witja. Als er sah, in welchem Zustand ich war, versprach er, mich in diesem Kommando unterzubringen. Das war jedoch nicht so einfach, denn man musste die Schreibstube durchlaufen. Er hatte aber alles abgesprochen. Morgens beim Appell sagte er mir, dass ich in ihr Kommando käme. Und so war es auch: Als der Kapo Rapport machte, riefen sie mich auf – und stellten mich in dieses Kommando.

Mit „Angora“ waren Kaninchenställe gemeint und wir hatten für die Kaninchen zu sorgen. Zwar arbeiteten dort hauptsächlich Deutsche, aber es gab auch Russen – mich, Witja, Bogomolow, zwei Ärzte. Von 30 waren acht Russen. Ich schulde Wiktor Schtanko mein ganzes Leben Dank, er hat mich vor dem sicheren Tod gerettet, denn man konnte dort Steckrüben essen, so viel man wollte – beim Leben im Lager ging es doch nur um eins: essen. Tag und Nacht wollte man essen, und in diesem Kommando gab es eben genug Steckrüben.

Wladimir Afanassjewitsch Zhernownikow, mündlicher Bericht vom August 1993.

Die allerschwerste Arbeit war die an der Elbe. Die Elbe war reguliert worden und am Fluss lagen zwei riesige Erdhaufen. Um diese Haufen herum lagen Bohlen, auf denen gefahren wurde: Ein Häftling schob die Karre, und die anderen standen mit Schaufeln im Kreis und schippten. Er schob die Schubkarre und sie schippten, mehr, noch mehr – voll! Ab ging's. Oben auf dem Hügel stand so ein großer, starker Kerl, ein deutscher Gefangener: ein Vorarbeiter, Kapo. Er schrie: „Schnell, schnell!“ Wenn ein Häftling die Schubkarre nicht mehr schieben konnte und hinfiel, dann haben sie sich auf ihn geworfen, ihn geschlagen und einfach liegen gelassen.

Aleksej Antonowitsch Kutjko, mündlicher Bericht vom September 1993.

Wir arbeiteten am Bau eines schiffbaren Kanals. Als Gerät dienten Schaufeln und Holztragen. Eine Reihe von Häftlingen stellte sich ans Ende des Kanals und schaufelte Erde herauf, die dann auf die Holztragen geladen und weggetragen wurde. Die Arbeit lief wie am Fließband ab. 10 bis 15 Meter hinter uns standen

SS-Soldaten und Kapos mit Peitschen und Stöcken und riefen nur: „Los, schnell!“ Wenn einer seine Schaufel nur halb mit Erde gefüllt hatte, kam gleich ein SS-Mann und schlug ihn auf den Kopf oder auf die Schulter. So arbeiteten wir und bauten den Kanal. Die Wetterverhältnisse waren schlecht: täglich Regen und Nebel. Nirgends konnten wir unsere Kleidung trocknen – wir mussten sie am nächsten Tag nass anziehen. Dadurch erkälteten sich viele und wurden krank.

Aleksandr Iossifowitsch Swjatenjkij, Brief vom Dezember 1997.

*Die Arbeit an der Elbe war die Hölle. Kähne brachten Schlamm, Schlamm vom Grund – die Elbe wurde ausgebaggert. Dieser Schlamm wurde in zwei, drei Terrassen auf das Ufer geworfen. Einer brachte Schlamm mit der Karre und kippte ihn ab. Aber er konnte ja nicht einfach so fahren, sondern musste es unter Peitschenhieben tun: „Verfluchter Hund, verfluchter!“ und so weiter und so weiter – immer mit der Peitsche. Das haben nicht Deutsche in SS-Uniform gemacht, sondern die „Vorarbeiter“, „Kapos“.*

Wassilij Jakowlewitsch Gluschko, mündlicher Bericht vom August 1993.

In meinem ersten Kommando kam ich auf eine Schute im Kanal. Wir luden Sand ab. Das war eine sehr schwere Arbeit. Der Kapo stand mit dem Stock auf einem Hügel und beobachtete, wie die Leute arbeiteten: „Schnell, schnell, schnell, schnell!“ Ich erinnere mich, dass er mir einmal mit dem Stock auf den Kopf geschlagen hatte und ich hingefallen war. Als ich wieder zu mir kam, hörte ich nur, wie unsere Jungs schrien: „Steh schnell auf oder er schlägt dich tot!“ Denn Hinfallen war verboten.

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom März 1993.

Ungefähr einen Monat arbeitete ich im Kommando „Elbe“. Wir beluden im Laufschrift Kähne mit Sand, den wir aus dem Kanalgrund holten. Das war eine kräftezehrende Arbeit. Es gab Fälle, dass ein Gefangener das Gleichgewicht verlor und in den Kanal fiel. Man durfte ihn nicht herausholen, sondern er wurde „auf der Flucht“ erschossen. Fast jeden Tag wiederholte sich diese „Prozedur“. Wir wussten nicht, wann unsere Stunde kommen würde, aber sie würde kommen.

Nikolaj Jossifowitsch Simonow, schriftlicher Bericht 1990.

Wir waren zehn Mann. Wir mussten die Leichen einsammeln und ins Krematorium bringen. Dort gab es einen Heizkessel mit zwei Schienen, auf die die Tragbahre mit den Leichen gelegt wurde.

Unsere Arbeit war aber nur der Transport. Im Krematorium haben andere gearbeitet. Der Kessel wurde mit Öl befeuert. Wenn man ihn schloss, gab es immer ein starkes Summen. Wir haben täglich 50 Menschen zum Krematorium gebracht. Das waren allerdings nicht nur an Erschöpfung Gestorbene, sondern auch blutige, geschwollene Leichen. Es hieß, jeden Tag würden von der Polizei aus Hamburg Leichen gebracht. Und die waren mit blauen Flecken übersät und ihnen fehlten die Zähne.

Wassilij Maksimowitsch Kirilenko, mündlicher Bericht vom Mai 1997.



## 8. Misshandlungen, Terror, Hinrichtungen

Misshandlungen der Häftlinge durch die SS und einen Teil der Kapos, Gewaltanwendungen und Schikanen waren Bestandteil des KZ-Systems und gehörten zum Lageralltag. Nur unter Misshandlungen und Strafen konnte die kräftezehrende Arbeitsleistung erpresst werden.

Zusätzlich galten die sowjetischen Häftlinge ebenso wie die polnischen und jüdischen Gefangenen in den Augen der SS als minderwertige Menschen, die nicht nur den schlimmsten Kommandos zugeteilt wurden, sondern auch besonderen Schikanen ausgesetzt waren. Mit Schlägen wurde zur schnellen Arbeit angetrieben und schon wegen Erschöpfung und geringer Vergehen konnten Häftlinge zu Tode geprügelt werden.

Wiktor Iljtschenko berichtet davon, dass er 1944 als Tbc-Kranker in das Krankenrevier des KZ Neuengamme kam und an ihm medizinische Versuche durchgeführt wurden. Tatsächlich war das Krankenrevier einerseits ein Ort, an dem sich Häftlingspfleger und -ärzte bemühten, dem Sterben Einhalt zu gebieten. Es war aber auch eine Mordstätte der SS, weil dauernd Arbeitsunfähige von SS-Ärzten getötet wurden. 1944 führten SS-Ärzte im Revier pseudo-medizinische Tbc-Versuche an Häftlingen durch.

Immer wieder berichten Überlebende wie Nikolaj Schramko oder Anatolij Korschikow, dass entweder SS-Männer Häftlinge über die Postenkette trieben, woraufhin sie von den Wachposten erschossen wurden, oder Häftlinge aus Verzweiflung in selbstmörderischer Absicht auf die Posten zuzogen. Solche „Erschießungen auf der Flucht“, wie diese Vorfälle lagerintern registriert wurden, gehörten zum KZ-Alltag in Neuengamme.

Die SS konnte aber auch offizielle Lagerstrafen verhängen, die vor allem der Wahrung des Scheins einer ordnungsgemäßen Häftlingsbehandlung und der Abschreckung aller Häftlinge dienten. Dazu gehörte die öffentlich vollstreckte Prügelstrafe oder die Erhängung am Galgen auf dem Appellplatz, an die sich viele ehemalige Häftlinge wie Nikolaj Schramko, Wassilij Gluschko und Aleksej Kutjko erinnern.

Die Hamburger Gestapo und die SS benutzten das KZ Neuengamme auch als Hinrichtungsstätte. Allein im Arrestbunker wurden mehr als Tausend Menschen hingerichtet, darunter mehrfach größere Gruppen sowjetischer Kriegsgefangener. Im September und November 1942 wurden an diesem Ort 448 sowjetische Kriegsgefangene vergast. Wie Nikolaj Schapowal berichten viele überlebende Häftlinge von solchen Exekutionen.

Wenn ein Mensch ins KZ kam, hörte er auf, als Individuum zu existieren. Er war kein Mensch mehr, nur noch eine Nummer. Der Mensch war erniedrigt. Alle in gehorsames Vieh umzuwandeln, war das Ziel.

Niemand nannte dich beim Namen. Immer wurde nur die Nummer gerufen. Aus jedem Anlass konnte man dich schlagen. Ein Vorfall: Als wir außerhalb des Lagers zur Arbeit gingen, bekamen wir zum Mittagessen etwas Brot, manchmal konnte man sogar Spuren von Butter finden. Einmal kam das Brot verspätet und

ich sagte, ohne mir etwas dabei zu denken: „Warum bekommen wir keine Zulage?“ – Es hieß „Zulage“. Das hörte einer unserer Funktionshäftlinge und er schlug mich.

Auch Verhöhnungen und Erschießungen kamen vor. Wenn ein Aufseher sich einen Spaß machen wollte, befahl er einfach einem Häftling: „Geh!“ Der Betreffende ging und der Aufseher erschoss ihn: Der Häftling hatte ja angeblich fliehen wollen.

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Die Vorarbeiter waren grundsätzlich grausam. Dafür wurden Leute ausgesucht, die bestechlich und grausam waren und die dann selbst das Lager grausam machten. Unter ihnen waren sowohl Deutsche als auch Ukrainer, Russen, Weißrussen, Polen und Tschechen. Alle möglichen waren Vorarbeiter. Die hielten dann die Disziplin aufrecht, eine schrecklich grausame Disziplin.

Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Morgens bekamen wir einen halben Liter braunes Wasser, den so genannten „Kaffee“. Anschließend mussten wir uns auf der Straße in einer Kolonne aufstellen. Die Blockältesten meldeten sich zum Rapport. Dann wurden wir zur Arbeit geführt, am Kontrollpunkt am Tor vorbei, an dem vier Wachmänner mit Gummiknüppeln standen. Während des Durchgangs durften wir weder den Kopf drehen noch eine Hand bewegen, sonst bekamen wir eine Lawine von Prügeln. Wer so verprügelt wurde, war nicht mehr arbeitsfähig und kam ins Krematorium.

Iwan Dmitrijewitsch Stadnitschuk, Brief vom Januar 1997.

Da war noch etwas, womit sie uns schikaniert haben. Ringsum waren ja Wachtürme. Sie nahmen einem die Mütze ab und warfen sie über diese Postenkette. Wenn du in diese Zone hinausgingst, erschossen sie dich sofort. Sie befahlen dir einfach: „Geh und heb die Mütze auf!“ Wir wussten, dass das der sichere Tod war. Dann blickte der Kamerad uns alle an ... und ging. Kaum war er hinübergegangen, schoss das Maschinengewehr ... und fertig. Das waren eben einfach ihre Vergnügungen.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Im Klinkerwerk wurde mein Kamerad aus Dnjepropetrowsk so geschlagen, dass man nach dem Ausziehen des Hemdes schwarze Streifen auf seinem Körper sehen konnte. Am nächsten Morgen ging ich mit ihm in der Kolonne zur Arbeit. Er verabschiedete sich von mir, sagte, ich solle seiner Mutter einen Gruß überbringen, falls ich überleben würde. Dann machte er zwei Schritte aus der Reihe heraus. Es krachte ein Schuss aus der Maschinenpistole und mein Landsmann stürzte nieder auf den Weg, der aus dem Lager hinaus ins Klinkerwerk führte.

Anatolij Nikitisch Korschikow, schriftlicher Bericht vom November 1986.

Als die Alliierten Hamburg bombardierten, war ich in Neuengamme. Neuengamme selbst wurde nicht bombardiert, weil sie wussten, was das für ein Ort war. Aber sie haben über dem Lager Flugblätter abgeworfen. Darin wandten sie sich an die Kapos, die Blockältesten und so weiter: „Wenn ihr schikaniert, werden wir euch so richten, wie die SS-Leute!“ Danach hat ein großer Teil der Kapos, der Vorarbeiter, sein Gesicht verändert. Wenn ein SS-Mann vorbeiging, haben sie zwar geschlagen, aber wenn kein SS-Mann da war, nicht. Einige haben sich aber trotzdem nicht geändert.

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Sie brachten oft Leute in Zivil zur Hinrichtung nach Neuengamme. Wir waren gleich neben der Verwaltung, am Eingang. Du schaust – und sie stehen da. Sie stehen da – und schauen auch. Vier, fünf, in ziviler Kleidung. Man ließ sie lange stehen. Sie haben sie dann zum Karzer gebracht und sie dort erhängt. Aber warum, das wussten wir nicht. Sie haben sie schon nicht mehr öffentlich erhängt.

Dann kam auch schon der Rollwagen. Sie sammelten sie ein und brachten sie ins Krematorium. Wenn sie aber welche von uns erhängten, dann haben wir alle es mit ansehen müssen. So erhängten sie auf einmal zwölf Mann. An einem Galgen aus Holz. Ein Podest nur, eine einzige Schlinge. Die zwölf standen in einer Reihe. Sie führten den Ersten herbei, warfen ihm die Schlinge um den Hals – er hing, zuckte. Aber alle blieben ruhig in der Reihe stehen. Sie rührten sich nicht, denn von den Wachtürmen waren die Maschinengewehre auf sie gerichtet. Hier war nämlich eine Masse von Leuten und sie fürchteten sich natürlich. Wenn alle losgestürzt wären, dann ... – Wenn der Erhängte sich nicht mehr bewegte, kam der SS-Arzt und betastete ihn. Er sagte etwas, sie nahmen ihn ab und befestigten den Strick wieder. „Der Nächste!“ Sie führten den Zweiten heran. Nicht, dass sie dort zwölf Galgen aufgestellt hätten – alle auf einmal und aus. Nein! Einen nach dem anderen.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Zwei Mal fanden öffentliche Hinrichtungen statt, 1944 und 1945. Beim ersten Mal war es sehr wahrscheinlich ein Russe oder ein Ukrainer. Er wurde für das Beisammensein mit einer Deutschen hingerichtet. Als wir von der Arbeit zurückkamen, stand der Galgen schon da und auf dem Appellplatz waren alle Blocks angetreten. Als wir nach dem Zählen dastanden, fuhr ein SS-Mann vorbei. Eine Hand am Lenker seines Fahrrades, in der anderen einen Strick. Hinter ihm lief der Verurteilte. Ich dachte: „Warum reißt er sich nicht los?“ Es stellte sich heraus, dass sein Hals in einer Schlinge steckte. Wenn er nur ein bisschen zurückgeblieben wäre, dann hätte der Strick ihn erdrosselt. So lief er. Es wurde verkündet, dass er für den Beischlaf zum Tod durch den Strang verurteilt sei, und er begann zu weinen.

Wassilij Jakowlewitsch Gluschko, mündlicher Bericht vom August 1993.

Als Hamburg bombardiert worden war, wurden Häftlinge zum Aufräumen hingeschickt. Wenn ein Häftling da dann eine Packung Streichhölzer oder ein Stück Käse eingesteckt hatte und das herauskam, dann wurde er auf dem

Appellplatz erhängt. Das ganze Lager wurde in Reih' und Glied aufgestellt – und man hängte ihn.

Aleksej Antonowitsch Kutjko, mündlicher Bericht vom September 1993.

Einmal wurden Kriegsgefangene gebracht – das ganze Lager war dabei. Sie haben sie hergefahren und alle getötet. Sie wurden dann auf vier Rollwagen geladen und mit einer Plane zugedeckt. Währenddessen standen wir alle. Sie haben sie ganz kaltblütig aufgeladen und abtransportiert, zum Krematorium. Dieses Leichen waren wohl genährt, unsere Gefangene dagegen waren nur Knochen. Man warf sie auf den Rollwagen wie Brennholz.

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Im Lager waren Polen, Tschechen, Deutsche, Franzosen, eine größere Zahl Holländer und sogar viele Belgier. Auch aus Dänemark waren welche da. Aber die Privilegiertesten waren die Deutschen. Die Russen dagegen bildeten das Schlusslicht. Wir hießen nur „Russische Schweine“. Die Kapos – aus irgendeinem Grunde hassten sie die Russen. Sie hassten sie. „Russische Schweine“ und fertig.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Alle aus dem Osten wurden behandelt, als ob sie eine niedrigere Rasse wären. Sie hatten die allergrausamsten Bedingungen. Ich weiß nicht, wie es in gemeinsamen Lagern mit polnischen oder französischen Gefangenen war, aber in Neuengamme stach es heraus, dass für die Russen die schlechtesten Bedingungen herrschten.

Aleksej Antonowitsch Kutjko, mündlicher Bericht vom September 1993.

Im Herbst 1944 wurde ich ins KZ-Lager Neuengamme geschickt, in die Baracke Nr. 35 für TBC-Kranke. Meine Häftlingsnummer war 166144 oder -54. An uns wurden medizinische Experimente durchgeführt: Wir wurden oft geröntgt, man nahm Speichelproben, verordnete eine bittere braune Arznei, nach der starke Schmerzen im Brustkorb einsetzten, sodass man sich kaum rühren konnte. Wir wurden dabei von SS-Offizieren in weißen Kitteln beobachtet.

Wiktor Georgijewitsch Iljtschenko, Brief vom Dezember 1997.

In diesem Krieg war die Propaganda so stark, dass das deutsche Volk einfach glaubte: „Wir erobern die Welt, wir werden siegen“ und so weiter. Auch im KZ hielt man uns nicht für Menschen – uns konnte man schlagen, uns konnte man vernichten, weil wir keine Menschen waren, sondern Feinde des Hitler-Regimes. So schätzte man uns ein.

So hat man uns mehr als alle anderen geschlagen und mit Hunger gequält. Wir, die Sowjetbürger, hatten die allerschwerste Arbeit. Darum brannten von uns auch mehr als von allen anderen im Krematorium. Mehr als von allen anderen starben gerade unsere Leute.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Das Verhalten gegenüber den Russen wurde gegen Ende des Krieges allerdings ein klein wenig besser. Sie wurden nicht mehr so geschlagen, aber trotzdem von allen noch am schlechtesten behandelt. Ich bin kein Nationalist. Allen ging es dort schlecht, aber den Russen ging es von allen am schlechtesten. Wir haben von Päckchen nichts bekommen. Uns hat niemand geholfen. Darum sind auch mehr Russen als andere ums Leben gekommen: sowohl wegen des Hungers als auch wegen der bestialischen Foltern. Für uns gab es keine Unterstützung.

Wladimir Afanassjewitsch Zhernownikow, mündlicher Bericht vom August 1993.

## 9. Verpflegung

Der Hunger gehörte zu den schlimmsten Schikanen der SS. Die normalen Essenszuteilungen reichten nicht aus, um am Leben zu bleiben. Überlebenschancen hatte ein Häftling nur dann, wenn er einem leichteren Arbeitskommando zugeteilt war und zusätzliche Verpflegung erhielt oder sich zusätzliches Essen beschaffen konnte.

Besonders die Häftlinge, die den schweren Arbeitskommandos an der Elbe, am Kanal oder in den Tongruben zugeordnet waren und keine so genannte „Zulage“ erhielten, verwandelten sich innerhalb weniger Wochen in kraftlose, apathische „Muselmänner“, wie diese ausgemergelten und dem Tode geweihten Häftlinge von der SS spöttisch bezeichnet wurden. Sie starben an Entkräftung und Krankheiten.

Viele Inhaftierte verdanken ihr Überleben Paketsendungen mit Lebensmitteln, die sie entweder von ihren Angehörigen oder von nationalen Hilfsorganisationen wie dem Roten Kreuz erhielten. Mit Verbitterung mussten die sowjetischen Häftlinge feststellen, dass diese Pakete nicht für sie bestimmt waren. Nikolaj Schramko und Klimentij Bajdak berichten, dass wegen dieser Pakete Konflikte bis hin zu tätlichen Auseinandersetzungen unter den Häftlingen ausgetragen wurden. Der Hunger und die Not führten auch zu unmenschlichen Verhaltensweisen, wie auch die Berichte von Ananij Bilan, Aleksej Ponomarjow und Nikolaj Schapowal verdeutlichen.

Ich dachte nur ans Essen. An nichts sonst. Ich dachte nicht: „Werde ich überleben oder sterben?“ Der einzige Gedanke war: „Wenn ich mich nur satt essen könnte, wenn ich essen könnte, mehr essen.“ Das war alles.

Am Sonntag sammelten wir uns in Gruppen und unterhielten uns – wie es zu Hause war, wie wir Piroggen gebacken haben oder welche Suppe wir dort gegessen haben. Wir sprachen immer über das Essen. Wir haben über nichts anderes geredet als über das Essen. Es gab nur ein einziges Gespräch, das geführt wurde – über das Essen. Und darüber, dass sie uns schneller befreiten, dass wir aus dem Lager hinauskämen. Nur darüber gingen die Gespräche. Sonst über gar nichts. Wir waren ja eine Kinderschar – über was sonst hätten wir damals reden können? Essen und sich befreien, über sonst nichts.

Leonid Pawlovitsch Furdylo, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Zu essen gab es Suppe aus Steckrüben und zwei Mal die Woche etwa zehn Pellkartoffeln, von denen die Hälfte verfault war. Sie wurden nicht aussortiert. Wir aßen sie trotzdem. Sie schmeckten zwar bitter, aber wir waren hungrig. Man gab uns Suppenschüsseln, durch die wir mit einem Nagel ein Loch bohrten. Mit einem Drahthaken befestigten wir sie am Gürtel. Ohne Schüssel wäre man bei der Arbeit ohne Mittagessen geblieben. Einen kurzen Holzlöffel habe ich mir selbst gemacht, ich trug ihn immer in der Tasche. Durch die schlechte Ernährung

magerten wir so ab, dass ich nur noch Haut und Knochen war. Ich konnte meine Beine nicht mehr beugen, aufstehen konnte ich nur, wenn ich mich mit den Händen an einer Pritsche festklammerte. Weil ich nicht mehr die Kraft hatte, auf eine Pritsche zu klettern, schlief ich auf dem Fußboden. Die Beine gehorchten mir nicht. Wenn wir morgens zum Appell aufstehen mussten, konnte ich mich kaum bewegen. Während die anderen zum Kanalbau geführt wurden, blieben die Kranken auf dem Appellplatz zurück. Eines Tages blieb auch ich auf dem Appellplatz stehen. Im Gesicht hatte ich rechts eine riesige Eiterbeule. Ein SS-Offizier kam zu mir und fragte mich nach meinem Leiden. Ich zeigte ihm meine geschwellenen Beine und das Geschwür auf meiner Wange. Der Offizier zog ein Taschenmesser aus der Tasche und stach es dort auf dem Platz in das Geschwür. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich danach, mit zerschnittenem Geschwür, in die Baracke zurückgebracht wurde. Von diesem Nazi aus Neuengamme blieb mir eine Narbe für das ganze Leben. Jedes Mal wenn ich mich rasiere, denke ich an das KZ Neuengamme.

Aleksandr Iossifowitsch Swjatenjkij, Brief vom Dezember 1997.

Ich war zum „Muselmann“ geworden. So wurden die geschwächten Häftlinge genannt, die schon total ausgemergelt waren. Am Körper waren große Wunden entstanden. Davon ist ein Fleck bis heute zurückgeblieben. Als Verbände hatten wir Papier. Wenn du das rumgewickelt und gestunken hast, dann wurdest du ausgeschimpft.

Morgens gab es Suppe aus Mehl, einen halben Liter, und ein Stückchen Brot, vielleicht 200 Gramm. Dann gingen wir zur Arbeit. Jeder war „bewaffnet“ mit seinem Löffel und seiner Schüssel – einer großen Schüssel! Zum Mittagessen wurde Suppe gebracht. Der Schöpflöffel fasste so etwa einen Liter, vielleicht ein bisschen mehr. Das war das Mittagessen. So ungefähr um vier Uhr gab es die so genannte „Zulage“. Da wurden zwei Stückchen Brot ausgegeben und ein Stückchen Margarine, so 20, 30 Gramm vielleicht. Und zum Abendessen Kaffee oder Tee. Das war die tägliche Essensration. Besonders die Franzosen und Polen, aber auch Deutsche, Dänen, Holländer und Belgier bekamen jedoch von zu Hause Päckchen.

Wassilij Jakowlewitsch Gluschko, mündlicher Bericht vom August 1993.

Als ich 1944 zwanzig wurde, bin ich zum Lagerältesten gegangen. Ich sagte: „Herr Lagerältester, ich habe Geburtstag!“ Er schaute auf meine Nummer, öffnete das Journal und gab mir einen Laib Brot und ein Stück Speck. Ein Stück Speck! Zweieinhalb Jahre hatte ich so einen Laib schon nicht mehr in den Händen gehalten. Und von Speck hatte ich nicht mal zu träumen gewagt. Ich nahm das und dachte: „Wie komme ich jetzt in den Block? Die nehmen mich ja auseinander mit meinem Brot und Speck.“ Ich nahm Brot und Speck und tat es unter mein Hemd. Dann lief ich zum Block. Auf den Pritschen schlief ich in der dritten Etage. Ich hatte da einen Freund. Ich sagte: „Lass uns Brot und Speck teilen!“ Das haben wir dort dann zusammen gegessen.

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Etwa Ende 1944 wurde ich ins KZ Neuengamme überstellt. Die meiste Zeit dort mussten wir Panzergräben ausheben. Auf den Feldern lagen noch Reste von Kartoffeln und Steckrüben, von denen wir uns ernährten. An einer Stelle arbeiteten wir neben einem Kohlfeld. Man konnte diesen Kohl, der bis zu 1,5 Meter hohe Stängel und kleine Köpfe hatte, essen.

Französische Häftlinge folgten ihrer, wie es sich herausstellte, nützlichen Tradition, Frösche zu fangen und entsprechend zubereitet zu verspeisen. Das wollte ich auch probieren. Aber essbar waren nur die Froschschenkel, der Rest war nicht zu gebrauchen. Sie wurden in einer verschlossenen Blechdose auf dem Feuer gekocht. Das tat ich dann auch und bereitete mir mein Essen auf einem Feuer neben den Franzosen zu. Dann versteckte ich es und später, als man uns in der Pause in unsere Baracke geschickt hatte, holte ich mein Mittagessen heraus, aber ein Landsmann von mir, ein großer und kräftiger Bursche, versuchte es mir wegzunehmen. Wie jeder hungrige Mensch wollte ich die Ergebnisse meiner Mühe und mein Leben verteidigen. Meine Chancen standen aber schlecht und es blieb mir nichts übrig, als auf den Mann einzuschlagen. Ich traf ihn mit dem Kopf am Kinn, seine Lippe platzte auf und aus dem Mund floss Blut. Er ließ meine Froschschenkel fallen, die ich sofort aufhob. In diesem Moment erschien ein Vorarbeiter und fuhr mich sofort an, warum ich meinem Landsmann die Lippe blutig geschlagen hätte. Ich antwortete, er hätte mir mein Essen wegnehmen wollen. Der Vorarbeiter war ein Deutscher. Er hörte sich schweigend meine Argumente an und sagte meinem Landsmann nur: „Was dir nicht gehört, rühr auch nicht an!“ Das war der Vorfall mit den Fröschen. Im Großen und Ganzen schmeckten sie dann gar nicht schlecht.

Ananij Wassiljewitsch Bilan, Brief vom Oktober 1998.

Wir hätten gerne mehr Kontakt zu anderen Nationalitäten gehabt, jeder Kontakt war für mich eine Unterstützung. Aber das war schwierig. Ein deutscher Kamerad überließ mir jedes Mal die Lagersuppe, wenn er ein Päckchen erhielt. Nachts wurde ich einmal von einem Russen geweckt, der mir Fleisch anbot. Wie ich später erfuhr, war es Katzenfleisch. Das hat besser geschmeckt als das Igelfleisch, das ich auch gegessen habe. Fasziniert beobachteten wir, dass die Franzosen Frösche fingen und sie aßen.

Nikolaj Grigorjewitsch Zhuk, Gesprächsprotokoll vom September 1990, bearbeitet.

Ins KZ Neuengamme kamen Pakete des Roten Kreuzes. Hungrige Häftlinge, die solche Pakete erhalten hatten, konnten diese unmöglich noch mit anderen teilen, die keine Pakete bekommen hatten. Es entstand so eine gewisse Feindseligkeit in den Beziehungen. Es bildeten sich Gruppen, die auf Häftlinge mit Paketen warteten. Sie schlugen sie ihnen aus den Händen, rissen sie auf und schütteten den Inhalt aus. Vielen gelang es so, sich durchzuschlagen. Es entstanden Selbstverteidigungsgruppen nach dem Nationalitätsprinzip. Fast jeder Häftling gelangte so in den Besitz der Paketinhalte.

Klimentij Iwanowitsch Bajdak, schriftlicher Bericht vom Mai 1997.

Wir lebten nur für das Überleben. Irgendwie überleben! Denn die meisten, die umkamen, waren Russen. Die Deutschen bekamen etwas, die Franzosen und die Belgier. Sie bekamen sogar Päckchen, über das Rote Kreuz. Aber wir hatten nichts.

Wenn sie Päckchen bekamen, dann sprang jemand herbei und schlug auf das Päckchen, sodass es aufplatzte. Wir griffen uns dann, was wir gerade bekommen konnten. Sie schlugen uns zwar mit allem Möglichen, aber wir wollten nur ein wenig essen. Hier galt das Gesetz des Überlebens.

Besondere persönliche Beziehungen, große Freundschaften, hat es nicht gegeben. Ausländer aus anderen Staaten bekamen etwas über das Rote Kreuz und gaben uns manchmal etwas ab. Aber sonst ... Alles war irgendwie egal. Egal, weil man auf nichts hoffen konnte.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Im Revier waren die Schlafbänke genau wie in den Blöcken. Wir waren so viele Kranke, dass auf jeder Schlafbank zwei lagen. Wenn der Nachbar starb, meldete der, der noch lebte, nie sofort, dass sein Nachbar gestorben war. Er streckte vielmehr die Hand der Leiche hin, damit man in diese Hand ein Stück Brot legte. So bekam er zwei Portionen.

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

## 10. Alltag im Stammlager

Den Alltag im KZ Neuengamme prägten Hunger, schwere Arbeit, Terror und ständige Lebensgefahr. Viele Häftlinge erinnern sich in ihren Briefen und Berichten an diese tägliche Lebensbedrohung, die sie wie ein Wunder überlebt haben. Seltener erzählen die Überlebenden vom Tagesablauf im Lager, dem Appell, dem Verhältnis zu Mithäftlingen, dem Sprachenproblem. „Das wissen Sie doch“, heißt es in so manchen Aussagen. Diesen vermeintlich banalen Alltagserlebnissen wird wenig Bedeutung beigemessen, obwohl sie für die Erforschung und Vermittlung der Geschichte des Lagers sehr wichtig sind. Die Berichte in diesem Kapitel vervollständigen den bisher gewonnenen Eindruck vom Alltag im Lager.

So spielte die Lagerkapelle, während Häftlinge öffentlich gehenkt wurden, wie Nikolaj Schapowal berichtet. Wassilij Owtscharenko erzählt, dass der Geruch von verbrannten Leichen vom Wind mit dem Rauch des Krematoriums über das Lager getragen wurde. Weitere ähnliche Berichte ließen sich anführen. Sie verdeutlichen, dass jeder Häftling im Konzentrationslager täglich an die Möglichkeit des eigenen Todes erinnert wurde. Der übliche Tagesablauf ließ der Masse der Häftlinge kaum eine Möglichkeit, sich dieser Bedrohung zu entziehen – außer durch Verdrängung und Resignation mit der Folge der Selbstaufgabe und des Verlustes des eigenen Überlebenswillens.

Etwas bessere Verpflegung, freundliche Worte von Kapos oder Vorarbeitern, Erleichterungen bei der Arbeit aber auch Berichte vom Kriegsverlauf nach der Schlacht von Stalingrad gaben vielen Häftlingen neuen Mut und Zuversicht. Kleine Freuden des Alltags, zu denen ein Brotgeschenk, der Sonnenschein und Vogelgezwitscher gehörten, konnten die alltäglichen Schrecken des Lagers ein wenig abmildern und Kraft vermitteln. Viele sowjetische Häftlinge, wie hier Nikolaj Schramko, Iwan Slipatschenko und Leonid Furdylo, berichten von einem verändertem Verhalten der Kapos, Vorarbeiter und der SS, einer besseren Unterbringung und Verpflegung nach der vernichtenden Niederlage der 6. Armee bei Stalingrad im Winter 1942/43. Diese Beobachtungen werden von ehemaligen KZ-Gefangenen anderer Nationen bestätigt. Auch Auswertungen der Lagerstatistiken und andere Forschungen bestätigen, dass sich die Bedingungen in den Konzentrationslagern 1943 tatsächlich verbesserten, allerdings nur vorübergehend.

Als ich im KZ war, konnte ich mich sowohl mit Belgiern als auch mit Holländern, Franzosen, Deutschen und Polen gut verständigen. Ich habe sie damals verstanden, weil mich das Leben dazu gezwungen hat. Damals musste man sich verständigen und jeder war bestrebt zu lernen. Hättest du dich nicht verständigen können, wäre es dich teuer zu stehen gekommen. Wenn dir zum Beispiel ein Deutscher befahl, etwas zu tun, und du hast ihn nicht verstanden, dann hat er dich verprügelt, damit du es begreifst. Man musste also sprechen lernen.

Jewgenij Sacharowitsch Malichin, mündlicher Bericht vom August 1993.

Der Blockälteste hat uns eingewiesen: Wenn der Blockführer vorbeiging, mussten wir zur Begrüßung die Mütze abnehmen. Der Blockführer geht vorbei und guckt scheinbar nicht. Doch dann befiehlt er: „Komm zu mir!“ und beginnt zu schlagen – er hatte einen Gummischlauch im Ärmel. Er schlug auf den Kopf, auch mit einem Rohr. Beim Marsch zur Arbeit gab der Kapo am Tor das Kommando „Mütze ab!“ Nachdem wir das Tor passiert hatten, schrie er „Mütze auf!“, und wir konnten die Mütze wieder aufsetzen.

Als sie mich auf den Block gebracht hatten, schrieb mich der Blockälteste auf – Nummer, Familienname – und sagte mir die Nummer des Tisches, an dem ich meine Essensration bekommen sollte. Wenn die Kommandos von der Arbeit kamen, schrien sie uns an: „Alles zum Appell!“ Wir stellten uns dann neben den Baracken auf dem Appellplatz auf. Sie zählten uns durch. Erst der Blockälteste, dann kam der Blockführer und zählte uns noch einmal alle durch. Schließlich machte er Meldung an den Kommandanten. Dann kommandierten sie: „Essen holen!“ Die Kübel standen schon für jeden Block bei der Küche und wurden auf den Block getragen. Der Kaffee wurde schon am Abend ausgegeben, mit einem Stückchen Brot und Margarine. Manchmal gaben sie etwas aus, das sie „Käse“ nannten, so ein Löffelchen davon. Manchmal gaben sie auch ein Löffelchen Marmelade aus, rot und süß. Die hatten wir einmal am Tag. Aber sonst im Grunde nur Kaffee und fertig. Morgens gaben sie nichts aus als Kaffee – du wolltest eigentlich gerne etwas essen, aber sie gaben nur Kaffee aus.

Abends breiteten wir die Matratzen auf dem Fußboden aus. Mantel und Jacke legten wir unter den Kopf, unter die Matratze. Wir lagen wie die Heringe. Dann wurde gebrüllt: „Licht aus!“ Nur ein Kontrolllämpchen brannte, damit man zur Toilette gehen konnte. Wenn wir da so lagen, einer neben dem anderen, und einer ging zur Toilette, dann bewegte sich der Nächste auf seinen Platz, der war dann schon wieder besetzt. Einer stöhnt, der andere liegt am Sterben. Morgens brüllten sie: „Aufstehn!“ Wer gestorben war, wurde näher zu den Waschbecken hingezogen, andere, die schon nicht mehr aufstehen konnten, aber noch atmeten, wurden auch auf einen Haufen gelegt. Wir zogen uns an, die Matratzen kamen neben das Fenster auf einen Stapel und das Essen-Kommando brachte schon den Kaffee. Dann schrien sie schon wieder: „Antreten!“ Wir gehen hinaus auf den Platz, sie lassen uns antreten, unser Blockältester zählt wieder. Schließlich gehen wir auseinander auf die jeweiligen Arbeitskommandos.

Beim ersten Mal wusste ich nicht, wohin ich sollte. Der Blockältester führte mich zum Kapo der Fertigungsstelle. Der meinte dann, dass ich nun in diesem Kommando wäre und ich mich jeden Tag in dieses Kommando stellen und zur Arbeit gehen müsste.

Leonid Pawlovitsch Furdylo, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Im Lager gab es ein Sonderkommando. Seine Aufgabe war es, die Leichen der verstorbenen Häftlinge aus den Baracken zu tragen. Oft nahmen sie auch kranke Häftlinge mit, die noch lebten. Das Kommando stand unter dem Befehl der SS und war in einem eigenen Block untergebracht. Die Häftlinge hatten Angst, wenn das Kommando in den Baracken auftauchte.

Wiktor Iwanowitsch Romanjuta, Brief vom Oktober 1996.

Der Tagesablauf war streng reglementiert und anstrengend bis zur Erschöpfung, keine Minute Ruhe. Neuankömmlinge wurden zu Mechanismen, zu Uhrwerken, waren keine Menschen mehr. Die Lagerführer, Lagerkapos, Blockältesten verfolgten streng und gnadenlos jeden Schritt der Gefangenen. Eine Verletzung der Lagerordnung wurde mit Schlägen oder gar mit Tod bestraft.

Im Lager waren alle Nationen Europas vertreten: deutsche Antifaschisten, Briten, Polen, Franzosen, Belgier, Tschechen. Sie alle bekamen Hilfe, Pakete vom Roten Kreuz. Nur wir nicht. Am freundlichsten waren zu uns die Franzosen, sie teilten mit uns ihre Lebensmittel. Aber auch Deutsche, Antifaschisten, hatten Mitleid mit uns.

Dennoch schlossen sich alle nach Nationalitäten in Gruppen zusammen, getrennt voneinander. Aber das Ziel war dasselbe: Überleben um jeden Preis! Deshalb war kein Platz für besondere Skrupel.

Jewgenij Nikolajewitsch Myschewskij, schriftlicher Bericht in: Republik Krym, „Einer von elf“, August 1998.

Das Lager war riesig. Ich kannte nur meinen Block, und selbst den nicht ganz, sondern nur die Stube 5. Niemand von uns ging zu den anderen Blocks, auch ich nicht, denn wenn du dem Blockältesten unter die Augen geraten wärst, wäre dir eine Strafe gewiss gewesen. Nachts war nur ein Weg erlaubt: zur Toilette. Das Klappern unserer Holzschuhe schallte über den ganzen Platz – schließlich liefen Tausende von Menschen dorthin. Dieser Lärm ging die ganze Nacht.

Zum Bettenbauen gaben sie uns eine Latte und ordneten an, dass die Streifen auf den Decken in gleicher Weise durch alle Betten gehen und die Decken auf den Betten eine Linie bilden müssten. Das war sehr schwierig. Wenn du es nicht genauso gemacht hattest, bekamst du den „Gummiknüppel“.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Im Lager gab es ein Blasorchester aus Häftlingen. Das spielte morgens und abends am Tor, morgens und abends jeweils verschiedene Märsche. Es spielte bei vielen Gelegenheiten: wenn welche zum Krematorium gefahren wurden, wenn welche aufgehängt wurden, wenn welche 25 Stockschläge erhielten. Immer spielte Musik. Von weitem klang das wohl, als ob es dort fröhlich zuging. Aber das war die Hölle.

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Ich hatte einen gestreiften Anzug und eine gestreifte Mütze. Den Anzug hatte ich winters und sommers an, in ihm musste ich schlafen und zur Arbeit. Im Winter haben sie Mäntel ausgegeben, einen gestreiften Kittel, einen, wenn du den hochgenommen hast, schien die Sonne hindurch. Nichts weiter. In dem hast du gearbeitet, geschlafen – und konntest dich nicht umziehen. Ins Bad führten sie uns nur einmal im Monat. Dann wechselten sie auch die Bettwäsche. Aber die Jacken waren immer dieselben. Du warst gerade gestorben, da haben sie sie dir vielleicht schon heruntergezogen, gewaschen, die Nummer abgenommen und eine andere draufgenäht.

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Als wir einmal Zement von den Barkassen abgeladen haben, lagen da leere Zementsäcke. Es herrschte eine Hundekälte, Wind vom Meer. Da nimmst du dir dann so einen Sack, reißt ein Loch für den Hals hinein, wirfst den Mantel ab, ziehst den Sack an und den Mantel drüber. Wenn sie es bemerkten, dann schlugen sie dich so lange, bis du dich ausgezogen hattest. Erst wenn du diesen Sack abgenommen und dich wieder angezogen hattest, haben sie aufgehört, dich zu schlagen.

Iwan Andrejewitsch Slipatschenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Ich habe mich gefühlt wie ein Vogel im Käfig. Ich war klein und kräftig, aber als ich merkte, dass mir die Beine wegsackten, ich kein Gefühl mehr in den Beinen hatte, bekam ich Angst. Man suchte für sich nach etwas Schönerem, dachte an Zuhause, die Verwandtschaft, ob die Familie noch lebt. Aber jede Minute, jede Stunde habe ich darauf gewartet, dass ich erschlagen, erschossen werde. Keinen Tag wusste ich, ob ich am nächsten noch lebe. Angst hatte ich auch vor der „Scheißerei“. Ich wusste, wenn ich damit ins Revier käme, käme ich nicht mehr heraus. Im Revier habe ich Menschen gesehen, die nicht einmal mehr die Wimpern bewegten.

*Nikolaj Jossifowitsch Simonow, Gesprächsprotokoll vom September 1990, bearbeitet.*

Ich kam nach Neuengamme aus dem Bremer Gefängnis und aus dem Lager Bremen-Farge. Dort war mein linker Fuß operiert worden. Er schmerzte noch. Deshalb bat ich eines Tages, mir für einige Zeit freizugeben, damit ich wegen meines Fußes zum Arzt gehen könnte. Das wurde mir erlaubt und in Begleitung eines Ältesten ging ich ins Revier. Im Revier nahmen mich zwei Krankenpfleger auf, zwei polnische Häftlinge. Sie fragten mich, weswegen ich hier sei. Ich sagte es ihnen. Sie antworteten: „Du bist dumm. Hier muss man gesund sein. Kranke sind hier nicht erwünscht. Guck mal, da ist das Krematorium. Auch du kannst da hineinkommen!“ So ging ich nicht zum Arzt, sondern kehrte lieber in meinen Block zurück.

Stepan Iwanowitsch Dorotjak, Brief vom Mai 1996.

Auf dem Klinkerwerk war ich schon so entkräftet, dass ich, wenn ich mich gebückt und wieder aufrichtet hatte, fünf Minuten lang gar nichts sehen konnte. Der Blutmangel machte sich bemerkbar und ich wog nur noch 42 Kilogramm. Nachdem die Leute dort zwei Wochen lang gearbeitet hatten, fielen sie um.

Nach dem so genannten Frühstück lasen sie beim Aufstellen auf dem Appellplatz vor, wie viele gestorben waren. Es kam vor, dass du aufwachtest und sahst dann: hier ein Toter, dort ein Toter. Dann nahmst du vom Toten die Decke und decktest dich zu. Und so schiefst du dann zwischen Leichen. Die Blockältesten trugen dem Rapportführer auf dem Appellplatz dann jeden Morgen vor, wie viele in der Baracke gestorben waren, wie viele auf dem Appellplatz umgefallen waren, wie

viele im Glied standen. Der notierte es und trug es dann dem Kommandanten vor.

Das Allerschlimmste war, während des Abzählens auf dem Appellplatz umzufallen. Wenn man umfiel, bedeutete das Krematorium. Das war das Schlimmste, dass du immer daran dachtest, dich auf dem Appellplatz bloß auf den Beinen zu halten.

Sie stellten uns dort immer blockweise auf, zu jeweils fünf Leuten. Der Blockälteste zählt. Dann ziehen wir den Kameraden unter den Armen, weil er nicht mehr selbst stehen konnte. Um zur Arbeit zu gehen, musste aber jeder zu seinem Kommando laufen. Du hast den Kameraden dann also fallen gelassen, du konntest ihn schließlich nicht tragen. So fiel er auf dem Appellplatz um. Am Ende fuhr das polnische Kommando einen Wagen heran, warf die Umgefallenen wie Brennholz darauf und fuhr sie ins Krematorium. Dort verbrannte man sie. So sind Menschen nach und nach umgefallen, gestorben.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Im SS-Lager haben wir einmal im Gemüsegarten gejätet. Wir haben dort Fingerknochen gefunden, die nicht völlig verbrannt waren. Die Knöchelchen waren genau zu erkennen.

Am schrecklichsten war aber, wenn mit dem Wind der Rauch vom Krematorium herüberwehte. Es roch angebrannt, es brannten menschliche Körper ... und du dachtest: „Meine Weg führt auch dorthin.“ Als sie mir sagten, dass man hier nicht mehr herauskommt, dass es nur den Weg ins Krematorium gibt ... das war schrecklich.

Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Da war einer im Lager, den kannte ich schon zwei Jahre. Das war ein Russe, der war stumm. Er zog einen großen Rollwagen. Sechs oder acht spannten sie davor. Er hat nicht gesprochen und sich dadurch gerettet. Als wir ihn später in Neustadt getroffen haben, konnte er sprechen. Er hat mir dann erzählt: „Ich bin Oberst der russischen Armee, aber ich kämpfte um mein Leben. Sie schickten mich ins Lager, weil ich stumm war. Welche Prüfungen ich durchgemacht habe: Sie haben hinter meinem Rücken geschossen, gewartet, ob ich mich umdrehte, aber ich tat so, als sei ich stumm und fertig. Stumm und taub. Ich hörte nichts und sprach nichts.“ Im Lager aber dachte das auch jeder: jeder beliebige, alle wussten, dass er stumm war. Auch wir wussten, dass er stumm war und wir haben ihm keine Aufmerksamkeit geschenkt, nie. So hatte er sich eingerichtet. Wenn die Deutschen erfahren hätten, dass er ein wichtiger Mann, ein Oberst, gewesen ist, dann hätten sie ihn bestimmt liquidiert. So hat er es geheim halten können.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Wir hatten davon gehört, dass die deutschen Streitkräfte in Stalingrad gescheitert waren. Man sagte, dass die Russen bald da sein und wir in die Freiheit gehen würden. Das hatten wir gehört. Allerdings hatten wir kein Radio, keine Zeitungen, wir hatten gar nichts. Wir wussten nicht einmal, wie viel Uhr es ist: Wann wir zum Arbeiten aufstanden oder um wie viel Uhr wir aufhörten, wussten wir nicht. Die Sonne ging auf und die Sonne ging unter – und wir gingen zur Arbeit. Mehr wussten wir nicht. Wir waren eben Sklaven und fertig.

Leonid Pawlovitsch Furdylo, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Als unsere Streitkräfte Stalingrad Einkesselten und gegen die deutschen Streitkräfte vorrückten, wurde es für uns schon leichter. Da haben sie bei uns in den Blocks Betten aufgestellt, diese dreigeschossigen. Es war dann so, dass du deinen eigenen Platz hattest. Auf der Arbeit teilten sie die „Zulage“ aus, zwei Stückchen Brot, und dazwischen Wurst und ein bisschen Margarine. So wurden die Lebensbedingungen schon etwas besser, als die Front näherrückte.

Leonid Pawlovitsch Furdylo, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Das Jahr 1942 war ein schweres Jahr, für alle. Die deutschen Einheiten rückten ungehindert nach Osten vor. Es war da sehr schwer im Lager. Aber als die Paulus-Armee an die Wolga kam, an die frühere Stadt Stalins, und eine vernichtende Niederlage hinnehmen musste, merkten wir das sogar im Lager. – Mich hatten sie aus dem 6. Block, wo ich auf einer Pritsche geschlafen hatte, in den 13. Block verlegt. Aber im 13. Block schliefen alle auf dem Fußboden. Da gab es keine Pritschen, da war gar nichts. Eine schreckliche Kälte. Wenn wir morgens aufstanden, war da noch einer liegen geblieben. Du hattest in Wirklichkeit neben einem Toten geschlafen! Nach der Niederlage der Paulus-Armee bei Stalingrad kam jedoch eine Militärkommission und ließ Pritschen aufstellen, auch mehr eiserne Öfen, um besser heizen zu können.

Wir wussten es nicht, aber die, die entsprechende Kontakte hatten und die Deutschen selbst und auch die Franzosen sagten, dass die Paulus-Armee eine Niederlage erlitten habe. Es wurde Trauer angeordnet, und wir haben es dann selber gespürt – eine wirkliche Veränderung.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Als Paulus in der Schlacht bei Stalingrad eingekesselt wurde, da wussten sie wohl, welche Lage nun entstanden war: In Deutschland war drei Tage Trauer. Die Flaggen gingen auf Halbmast, alle. Danach begannen alle, die mit uns ihre Willkür getrieben hatten, sich besser zu verhalten – weil die Russen anfangen vorzurücken und die deutsche Armee auf dem Rückzug war. Sie dachten: Wenn sie kommen, wird es uns nicht gut ergehen. So hörten sie also auf, uns zu schlagen, gaben uns dreigeschossige Pritschen. Sonst hatten wir ja auf dem Fußboden schlafen müssen.

Iwan Andrejewitsch Slipatschenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

## 11. Flucht aus dem KZ

Viele überlebende Häftlinge erinnern sich an Fluchtversuche aus dem Stammlager Neuengamme. Sie wurden spätestens beim Appell bemerkt und führten dazu, dass alle Häftlinge bestraft wurden, indem sie bis zur Ergreifung der Entflohenen regungslos auf dem Appellplatz stehen bleiben mussten – manchmal viele Stunden.

Die Chancen, dem Terror durch Flucht zu entkommen, waren sehr gering. Selbst wenn es einem Häftling gelungen wäre, den elektrisch geladenen Zaun und alle sonstigen Absperrungen zu überwinden, hätte er kaum eine Chance gehabt, weil ihn jeder, wie Iwan Slipatschenko bemerkt, schon anhand der Kleidung und der Frisur als Häftling erkennen konnte. Ohne Geld, Lebensmittelkarten, Sprachkenntnisse und Beziehungen zur Bevölkerung war jede Flucht zum Scheitern verurteilt. Die Erinnerung von Nikolaj Schapowal an den von Hunden zerfetzten polnischen Häftling wird von weiteren ehemaligen KZ-Gefangenen bestätigt und beschreibt die Praxis, aufgegriffene Häftlinge, die wieder ins Lager zurückgebracht wurden, öffentlich hinzurichten.

Ich stand auf dem Appellplatz, schaute. Wolkenschleier zogen am Himmel und ich dachte „Die sind frei, aber du ...“ Aber da waren eben die Wachtürme, die Maschinengewehre und Scheinwerfer, der Stacheldraht. Weglaufen brachte nichts. Wer geflohen war, war so gut wie tot. Sie hängten ihn auf. Wer nach Frankreich geflohen ist, nach Polen, Tschechien: Dort hat die Bevölkerung geholfen. Aber in Deutschland, da brachte es nichts zu fliehen, weil du dich ja nicht in einen Zug setzen konntest, ohne Fahrkarte. Selbst wenn du dich hättest umziehen können, dann war dir doch auf dem Kopf eine „Straße“ rasiert, die „Hitler-Straße“, wie wir das nannten, so ein Kennzeichen.

Iwan Andrejewitsch Slipatschenko, mündlicher Bericht vom Juni 1992.

Es ist zwei Mal vorgekommen, dass jemand geflohen ist. Das eine Mal war es ein Russe, er war erst ins Lager gekommen, kannte die Lagerordnung nicht, wollte aber trotzdem fliehen. Doch wer wollte das nicht? Alle wollten es – fliehen!

Er arbeitete auf dem Klinkerwerk. Zehn Minuten vor Feierabend ging er auf die Toilette. Dort kletterte er in die Toilette hinein. Er dachte, wenn sie hinausgehen, dann klettere ich hinaus. Aber bei uns ging das ja nicht. Dort wurde abgezählt, beim Appell, und einer fehlte. Das ganze Lager musste antreten und abzählen. – Sofort wurde die ganze Bevölkerung alarmiert und er wurde mit Hunden gesucht, mit Schäferhunden aus dem SS-Lager. Wir hätten auf dem Platz stehen müssen, bis sie ihn gefangen hätten, selbst nachts. Aber sie haben nur zwanzig Minuten gebraucht und ihn dann mit den Hunden gefunden. Sie haben ihn herausgeholt und auf der Hauptstraße, die zum Klinkerwerk führt, direkt ins Krematorium gebracht. Lebend.

Der Zweite war ein Pole gewesen. Der hatte es etwas schlauer angestellt. Von

Elbe zum Klinkerwerk wurde ein Kanal gebaut. Ziegel und Zementblöcke wurden auf Lastkähne verladen. Aber zum Beladen gab es überhaupt keine Mechanik, sondern es lagen nur Planken dort und über diese Planken hinweg gab einer dem anderen die Karre mit den Ziegeln weiter. Auch im Schiffsraum war alles Handarbeit, Sklavenarbeit halt. Er hatte sich Folgendes ausgedacht: Er hatte ein Rohr gefunden und nachdem er eine Last aufgenommen hatte, war er ins Wasser gestiegen. Das Rohr hatte er aus dem Wasser gehalten, damit er atmen konnte und war so unter Wasser weitergegangen. So kam er aus der bewachten Zone. Es war noch vor Feierabend. Als die einzelnen Kommandos anfangen nach Hause zu gehen, zählte jeder Kapo sein Kommando durch und meldete dem SS-Mann, dass einer fehlte. Nun wurde ins Lager gemeldet, dass einer fehlte. Als man uns ins Lager geführt hatte, mussten alle auf dem Appellplatz antreten. Es wurde wieder abgezählt – einer fehlte. Ein Pole, die und die Nummer, der und der Block. Er war nicht da. Wir standen. Fernschreiben gingen raus, die Hunde kreisten. So standen wir drei Stunden, wenn nicht länger, auf dem Platz. Es wurde schon dunkel und die Nacht brach an, als sie ihn gefangen haben und ins Lager brachten. Sie schalteten die Scheinwerfer vom Wachturm ein und holen die Schäferhunde. Sie stellten ihn hin, banden die Schäferhunde los und die haben ihn zerrissen – in Fetzen! Den ganzen Abend musste ein Block nach dem anderen an ihm vorbeigehen. Alles war zerrissen ... Kleiderfetzen, Blut, Knochen, das war alles. Sie wollten uns erschrecken. – Das waren die zwei Fluchtversuche.

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Als wir einmal eine Schute entluden, kam ein Schlepper herangefahren, um die Schute mitzunehmen. Einer der Gefangenen hatte sich irgendwo auf dieser leeren Schute versteckt. Die Schute wurde auf den Haken genommen und fortgeschleppt, durch den Kanal. Aber schon eine halbe Stunde später, am Ende der Schicht, mussten wir ja antreten. Sie zählten durch, und einer fehlte in unserem Kommando. Sie hetzten die Hunde los. Es wurde schon dunkel. Wir wurden schnell ins Lager gebracht. Alle gingen in die Baracken, nur unser Kommando musste mit dem Gesicht nach unten auf dem Platz liegen. Wir lagen die ganze Nacht und den Tag. Aber der Geflohene wurde immer noch gesucht. Ungefähr nach einem halben Tag haben sie ihn gefangen. Sie brachten ihn ins Lager und haben ihn sofort aufgehängt. Alle wurden hinausgejagt, damit sie es mit ansahen. Er hing fast eine Woche am Tor, damit man ihn sah, wenn man zur Arbeit ging. Der Bursche war noch jung gewesen, so ungefähr 17, 18 Jahre alt.

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom März 1993.

Einmal mussten wir sehr früh morgens aufstehen. Der Tag brach an, man stellte uns zusammen und begann zu zählen. Alle gingen zur Arbeit. Als wir zurückkehrten, erfuhren wir, dass jemand geflohen war: Neben dem Zaun stand ein Kaninchenstall, dort arbeitete das Kommando „Angora“. An dieser Stelle machte der Zaun einen Bogen. Und genau daneben stand der Kaninchenstall, sodass zwei Meter nicht einzusehen waren, wenn die Scheinwerfer darauf gerichtet waren.

Zwei deutsche Häftlinge wussten das und wie wir später erfuhren, hatten sie einige Decken genommen, denn der Draht stand unter Strom. Sie hatten die Decken auf den Boden gelegt, als Isolator, und waren zwischen den Decken

durchgekrochen. Die Wache ging am Zaun immer auf und ab. Sie mussten genau ausrechnen, wann die Wache am Ende des Zauns war und zurückkehrte. In dieser Zeit musste alles sehr schnell gehen, um zu verschwinden. Als die Wache zurückkehrte, sah sie die Decken und gab Alarm. Aber anscheinend war diese Flucht sehr gut durchdacht gewesen, vielleicht waren sie in der Nähe erwartet worden. Man konnte sie nicht finden, obwohl die Verfolgung sehr schnell organisiert wurde. Sie blieben verschwunden. Man erzählte später, dass sie nach Schweden geflohen seien. Das war vielleicht die einzige erfolgreiche Flucht aus dem Lager. Nie sonst habe ich davon gehört; nur von diesen zwei Deutschen.

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

## 12. Solidarität und Widerstand

Obwohl jeder Häftling um seine nackte Existenz kämpfen musste, bildeten sich immer wieder kleine Gruppen und Freundeskreise, die sich gegenseitig schützten und solidarisch miteinander umgingen. Ein gemeinsames Verfolgungsschicksal, die gleiche Sprache und Kultur konnten verbinden und den Willen zur Selbstbehauptung stärken. Sprachbarrieren, nationale Vorbehalte und die Politik der SS, verschiedene Nationalitäten durch unterschiedliche Behandlung gegeneinander auszuspielen, waren Gründe dafür, dass es jenen Häftlingen, die Widerstand organisierten, nicht gelingen konnte, die Mithäftlinge zu einem gemeinsamen solidarischen Verhalten gegenüber der SS zu bewegen. Entsolidarisierend wirkte auch, dass Häftlinge von der SS zu Kapos, Block- und Stubenältesten ernannt wurden, um andere Häftlinge zu beaufsichtigen. Insbesondere erhielten Deutsche diese Funktionen und damit verbunden eine Machtstellung über Häftlinge anderer Nationen, die ihre Überlebenschancen erhöhte.

Antifaschisten, Widerständler, Patrioten verschiedener Länder versuchten dennoch, untereinander Verbindungen herzustellen und zu pflegen, um bedrohten Häftlingen zu helfen, Informationen auszutauschen und mäßigend auf SS-Angehörige und Kapos einzuwirken. Überliefert ist, dass vor allem im Krankenrevier die dort eingesetzten Häftlinge Hilfe für die Kranken organisierten und sich solidarisch verhielten. Aufopfernd wurde die Krankenpflege unter den denkbar schlechtesten Bedingungen durchgeführt und zum Beispiel über Helfer in der Küche zusätzliches Essen beschafft. Von einer weiteren solidarischen Hilfe von Häftlingen im Krankenrevier berichtet in diesem Kapitel Wiktor Zhila. Er erwähnt auch eine geheime Radiostation, die von den Häftlingen eingerichtet worden war, um Informationen zu empfangen und sie im Lager zu verbreiten. Tatsächlich präsentierten befreite Häftlinge nach Kriegsende dieses Radio stolz den Briten.

Zu einem wichtigen Ort der Oppositionstätigkeit wurde das Arbeitsdienstbüro, in dem die dort beschäftigten Häftlinge Einfluss auf die Einteilung der verschiedenen Arbeitskommandos nehmen konnten. In diesem Bereich waren Antifaschisten wie der Hamburger Kommunist Albin Lüdke oder der belgische Kommunist André Mandrycxs tätig, die geheime Hilfsmaßnahmen organisierten. Aleksej Ponomarjow und Wiktor Zhila berichten in diesem Kapitel, wie sie André Mandrycxs kennen lernten und auf dessen Initiative hin einem besseren Arbeitskommando zugeteilt wurden.

Solidarische Hilfe und Widerstand konnten nur im Geheimen durchgeführt werden; aus Angst vor Verrat waren nur wenige Häftlinge eingeweiht. So ist es wahrscheinlich, dass viele ehemalige Häftlinge, die in dieser Dokumentation zu Wort kommen, wie Aleksej Kutjko und Nikolaj Schapowal, niemals etwas von der Existenz eines Widerstandes bemerkten - aber vielleicht doch ihr Überleben diesem Widerstand verdanken.

In der Nähwerkstatt des Lagers wurde mir gerade ein sechszackiger gelber Stern

angenäht, als der Lagerälteste den Raum betrat. Er kam zufällig herein und bemerkte mich dabei. Man sagte ihm, dass ich ein russischer Kriegsgefangener und Jude sei. Da sagte er etwas, das ich so verstanden habe: „Ein russischer Kriegsgefangener? Den gelben Stern abtrennen!“ Und der gelbe Stern wurde wieder abgenommen. Ich wusste nicht, ob mir das im Weiteren helfen würde, denn in den Papieren standen die Angaben ja. Als ich nach vielen Jahren meine Häftlingskarte bekommen habe, stand da tatsächlich: „Russe, Kriegsgefangener, Jude“. Aber damals, als der Stern abgetrennt wurde, dachte ich nur daran, dass ich nicht auffallen würde – keinem Kapo, keinem Vorarbeiter, die die Lagerinsassen misshandelten.

Ich glaube, ich bin nur dank der internationalen Solidarität am Leben geblieben. Das klingt banal, aber es stimmt wirklich: Weil ich mit Leuten zu tun hatte, die über Menschen nicht nach ihrer Nationalität urteilten, sondern nach ihren menschlichen Seiten.

Saul Sacharowitsch Kroner, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Ich hatte einen Kameraden, mit dem ich im Klinkerwerk Loren gezogen habe. Ich hatte mir die Hände gebrochen und er hat mir geholfen. Als ich später in der Küche arbeitete, habe ich ihm dann Suppe abgegeben. Aber das hat ihn nicht gerettet. Er ist auf dem Appellplatz umgefallen. Er kam übrigens aus unserem Nachbardorf – sie hatten uns gemeinsam eingesammelt. – Die Polen fuhren ihn vom Platz und er wurde verbrannt. Es war der Kamerad, der mir am allernächsten gewesen war.

Auch einen anderen meiner Kameraden hatten diese Polen ins Krematorium gebracht, nachdem er auf dem Appellplatz umgefallen war. Er kam inmitten der Leichen wieder zu Bewusstsein. Im Krematorium tat ein Tscheche Dienst. Er entkleidete die Leichen und gab dann die Kleidung anderen Gefangenen. Die nackten Leichen warf er in den Ofen. Dieser Tscheche versteckte den wieder zu Bewusstsein Gekommenen dort, wo er die Kleidung hinwarf. Sie gaben ihm eine andere Nummer und trugen ihn in einem anderen Block als Lebenden an der Stelle eines Toten ein. So ist er am Leben geblieben.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

In Neuengamme habe ich Mischa Lagutin getroffen. Der Arme wartete auf seine Hinrichtung. Er trug bereits einen roten Kreis – wahrscheinlich hatte er einen Fluchtversuch unternommen. Er wusste, dass ich Jude bin. In dem Lager, in dem wir zusammen gewesen waren, wussten viele, dass ich Jude bin. Aber selbst in dieser Lage hat er mich nicht verraten.

Dmitrij Grigorjewitsch Riwkin, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Ohne einen bestimmten Umstand hätten viele von uns nicht überlebt: Im Lager waren belgische und holländische Gefangene, die von zu Hause und durch das Rote Kreuz Pakete erhielten. Sie bemühten sich, uns zu helfen und gaben uns von ihrem Essen ab.

Nikolaj Awerjanowitsch Awdejenko, schriftlicher Bericht „Meine

Deutschlandreise“ vom April 1993.

Wir wussten es! Woher, weiß ich nicht. Es wurde erzählt. Aber wer das verbreitet hat? Wer das erzählt hat? Es gab, so sagte man, eine Untergrundgruppe. Aber was das für eine war? Ob sie aus Deutschen bestand ...? Aber alle haben es erzählt. Namentlich über Stalingrad wussten wir Bescheid. Wir wussten auch, wie die Front verlief. Wir wussten, dass Niederlage auf Niederlage folgte, dass Kiew und weitere Gebiet übergeben worden waren. Aber wer das eigentlich verbreitet hat ...? Das wussten wir nicht.

Teils glaubten wir es, teils nicht. Aber die Informationen waren da. Vielleicht sogar, dass diejenigen, die uns bewachten, selber ...? Da gab es unterschiedliche Menschen. Jedenfalls wussten wir tatsächlich, dass die Front die ganze Zeit zurückwich, Niederlage auf Niederlage folgte. Wir hofften, dass bald das Ende kommen würde und wir vielleicht am Leben bleiben würden.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Unter den KZ-Häftlingen in Neuengamme arbeitete eine aktive Widerstandsorganisation. Die war blockweise organisiert. Sie bildeten den Kern des Widerstandes. Diesen Widerstand gab es nicht nur unter den Russen, es waren auch Franzosen, Tschechen, Polen beteiligt, sozusagen alle Völker. Wir hatten auch ein eigenes Radio und empfangen Informationen. Aber es war sehr schwierig.

Im Lager gab es ja Gefangene aus buchstäblich allen Ländern Europas: Russen, Deutsche, Franzosen, Polen, Belgier, Holländer, Tschechen, Jugoslawen, Italiener, Dänen und Griechen, und die Lagerführung bemühte sich in jeder Hinsicht, die einen gegen die anderen aufzuhetzen. Wir versuchten jedoch alle einander zu helfen. So war der Militärarzt Kartaschow wegen antifaschistischer Agitation zum Tod durch Erhängen verurteilt worden. Die deutschen und belgischen Kameraden, die im Revier arbeiteten, vermerkten auf einem Krankenblatt, dass er an einer Krankheit gestorben sei und in die Leichenkammer wurde der Leichnam eines anderen gebracht. Solche Fälle waren nicht selten.

Wiktor Danilowitsch Zhila, mündlicher Bericht vom August 1993.

Im Lager stand ein mit Stacheldraht umzäunter Block für die zum Tode Verurteilten. Dieser Block wurde von einer eigenen Wachmannschaft bewacht. Den zum Tode verurteilten Häftlingen wurde ein Kreuz auf den Kopf rasiert. Eine Rückkehr aus dieser Baracke gab es nicht.

Auch mir wurde ein Kreuz geschoren. Aber ich hatte Glück: Im Lager arbeiteten Untergrundgruppen, überwiegend aus Deutschen und Russen. Sie versuchten zu arrangieren, dass alle Jugendhäftlinge zur Arbeit in Außenkommandos geschickt wurden. Durch Hilfe einer dieser Gruppen wurde ich zusammen mit anderen Häftlingen in ein Außenlager geschickt.

Wiktor Iwanowitsch Romanjuta, Brief vom Oktober 1996.

Offensichtlich gab es im Lager ein Untergrund-Komitee der deutschen politischen

Gefangenen: Der Älteste in meiner Stube war Karl Witt. Mit ihm ging es uns schon besser. Er hatte Verbindungen unter den Kameraden. Zum 1. Mai besorgte er z.B. ein Fass Nudeln. Das Fest der Oktoberrevolution feierten wir zum Beispiel, indem wir die „Internationale“ sangen. Wir standen alle auf und sangen die „Internationale“, jeder in seiner Sprache – die Melodie ist ja überall dieselbe – halblaut. So haben wir das Fest gefeiert.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

„Widerstand“ – ich persönlich denke, dass das ein Märchen ist. Das konnte es nicht geben. Es war unmöglich, ein offenes Wort zu sagen. Für jedes offene Wort, für jeden beliebigen Verstoß wurde man umgebracht. Oder die Konspiration war unter bestimmten Leuten – wahrscheinlich älteren Häftlingen – sehr streng. Aber ... das waren ausgemergelte, unterernährte Menschen – Haut und Knochen. Widerstand gab es praktisch nicht.

Vielleicht eine Widerstandsorganisation als sehr enge Verschwörung innerhalb der älteren Generation, denn ich konnte kaum wissen, was die da machten, ich war doch noch ein kleiner Junge. Aber nach meiner Vorstellung konnte man bei einer so grausamen Überwachung schwerlich etwas unternehmen.

Aleksej Antonowitsch Kutjko, mündlicher Bericht vom September 1993.

Niemals gab es und konnte es so etwas geben: Weil wir nämlich an solch einem Ort waren. Einige sagen: Da haben wir einen Aufstand gemacht, da haben wir dies und da haben wir das gemacht ... Das ist alles Unsinn, das ist die Unwahrheit! Wenn du dort die Mütze nicht gezogen hast, haben sie dich schon umgebracht. Und dann: Man musste Angst haben, mit einem anderen zu sprechen. Dort im Lager war es so: Du hast etwas gesagt, aber du kanntest den Menschen nicht und der hat dich denunziert. Wenn jemand denunziert hat, dann war das schon das Ende, sofort. Wie hättest du dort Waffen besorgen sollen? Wie? Das ist alles Unsinn! Da sagt jemand, dort hätte es einen Aufstand gegeben. Das kann höchstens gewesen sein, als im Jahr 1945 schon die Amerikaner heranrückten, wo dann die Wache schon abgehauen war.

Wir hatten weder Radio noch Zeitungen – nichts. Wie war die Lage in der Welt? Jeder wollte es gerne wissen, was sich da tat. Die deutschen politischen Gefangenen, die wussten mehr, weil ihre eigenen Leute nicht weit waren. Sie sprachen die eigene Sprache. Und die konnte vielleicht etwas erzählen. Dann wusste so einer mehr. Wenn sie merkten, dass du wirklich kein Spitzel warst – das hat man gemerkt, denn anderenfalls hätte man dich nicht aufs Klinkerwerk oder an den Kanal geschickt. Wenn du ein Jahr durchgemacht hast, dann waren die Beine schon geschwollen. Wenn sie dich so sahen gaben sie einem die neuesten Nachrichten weiter, wo die Front war usw. Aber solchen, die neu angekommen sind – Gott behüte! Denn wer konnte wissen, was das für ein Volk ist. – So etwas ist vorgekommen.

Aber dass es einen Aufstand gegeben hätte, das ist einfach alles Unsinn! Nichts konntest du dort machen. Sie hängten einen beim kleinsten Piep auf, sie merkten, wenn eine Mücke flog. Sie haben den Menschen dort so weit gebracht, dass er kein Mensch mehr war, keinen eigenen Gedanken mehr hatte, nichts, nur müde war. Wenn sie ihn nicht heute erschlagen haben, würden sie es eben morgen tun.

Es machte ihm nichts aus ... der Mensch war gleichgültig. Heute hast du überlebt, aber was wird morgen? — Ich bin drei Jahre dort gewesen, von 1942 bis 1945. Wie sollen wir dort wohl Zirkel gegründet haben? Bewaffnete Zirkel? Wo hättest du dort Waffen besorgen sollen? Selbst wenn du Waffen besorgt hättest, was hättest du mit ihnen machen können? Vielleicht war ich gerade auf der Arbeit und im Lager ist mal etwas vorgegangen, aber ich habe davon nichts mitbekommen.

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Ich wurde aus einem Bremer Gefängnis, in dem ich wegen Teilnahme an der Widerstandsbewegung eingekerkert worden war, nach Neuengamme überstellt. Dank meiner Deutschkenntnisse konnte ich gleich am ersten Tag meines Aufenthalts in Neuengamme Bekanntschaft mit André Mandrycx schließen, der in der Schreibstube bei der Registrierung von Häftlingen eingesetzt war. Später, als ich durch die unerträglich schwere Arbeit im Kommando „Klinkerwerk“ zu einem „Muselmann“ verfallen war und zwei Mal im Revier behandelt werden musste, half mir André mit Unterstützung der Untergrundvereinigung politischer KZ-Häftlinge, ins Kommando „Metallwerke“ zu wechseln, was mir das Leben gerettet hat. Im Kommando „Metallwerke“ lernte ich den sowjetischen Kriegsgefangenen Major Wassilij Bukrejew kennen. Ich arbeitete in einer Werkshalle mit ihm in derselben Schicht. Damals wusste ich nicht, dass er Anführer einer aus sowjetischen Kriegsgefangenen bestehenden „russischen“ Gruppe war, die einem internationalen Untergrundkomitee im Lager angehörte. Die Untergrundorganisation führte ihre Arbeit streng konspirativ aus. Als ich zur Mitarbeit in dieser Organisation herangezogen wurde, kannte ich nur ein einziges Mitglied, das mit mir in Verbindung stand. Das war ein sowjetischer Kriegsgefangener, der Oberstleutnant der Roten Armee Aleksej Zagranitschnyj. Leider kam er während des Bombardements der „Thielbek“ ums Leben. Meine Aufgabe: Ich übersetzte Meldungen von den Fronten und andere Nachrichten aus illegal ins Lager geschmuggelten Zeitungen ins Russische. Insbesondere prägte sich in mein Gedächtnis ein kurzer Artikel in einer Zeitung vom August oder September 1944 ein, der über den Tod des Führers der Kommunistischen Partei Deutschlands, Ernst Thälmann, im KZ Buchenwald berichtete. Für uns war klar, dass Thälmann von der Gestapo ermordet worden war.

Nach dem Bombardement von „Cap Arcona“ und „Thielbek“ und der anschließenden Befreiung erfuhr ich die Namen der Mitglieder der Untergrundorganisation des KZ Neuengamme – Wassilij Bukrejew, Boris Lipkowitsch, Wassilij Solomatkin, Wladimir Bogomolow, Zachzer, Pjotr Lasarenko u. a. Die meisten von ihnen sind bereits aus dem Leben geschieden.

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow, Brief vom März 1999.

Ich kam im August 1943 nach Hamburg-Neuengamme ins KZ. Dort traf ich gleich auf den Vorgesetzten der Schreibstube, André Mandrycx, ein Belgier. Wir waren Altersgenossen und er wurde mein Freund. Wenn ein Transport mit KZ-Häftlingen ankam, führte er die Registrierung durch und notierte die Personalien: Familienname, Vatersname, Vorname, Geburtsjahr usw. Als er mich registrierte, fragte er, was ich sei. Ich hatte aber keinen Beruf, ich war Student. Sie schickten mich gleich auf das Klinkerwerk, wo ich etwa zehn Tage gearbeitet habe. Aber dann kam ich durch seine Hilfe auf das Metallwerk. Er hat jeden Tag kontrolliert,

in welchem Zustand ich war und mir zusätzlich täglich eine „Zulage“ gegeben.  
Wiktor Danilowitsch Zhila, mündlicher Bericht vom August 1993.

### **13. In Außenlagern des KZ Neuengamme**

Als das KZ Neuengamme 1940 eigenständiges Konzentrationslager wurde, diente der gesamte Häftlingsarbeitseinsatz neben dem Lageraufbau hauptsächlich dem Ziel, für die im Zuge der Führerstadtplanungen beabsichtigte Errichtung von Repräsentationsgebäuden am Hamburger Elbufer jährlich Millionen hochwertiger Ziegelsteine zu produzieren. Dafür wurde eine moderne Ziegelei errichtet und eine Wasserstraßenverbindung bis zur Innenstadt und zum Hafen geschaffen.

Während des Krieges verschoben sich die Schwerpunkte. Nunmehr gewann die Ausbeutung der Häftlingsarbeitskraft für kriegswirtschaftliche Belange immer mehr an Bedeutung. Zunächst siedelten sich Firmen mit Zweigstellen auf dem Gelände des Konzentrationslagers an, um Häftlinge Zeitzünder für Granaten (Deutsche Messapparate GmbH – Messap), Schiffsmotoren (Hamburger Motorenfabrik Carl Jastram) oder Karabiner (Walther-Werke) herstellen bzw. reparieren zu lassen.

1942 begann die SS, Betrieben in ganz Norddeutschland Häftlinge des KZ Neuengamme für kriegswichtige Produktion zur Verfügung zu stellen. Außerdem bildete sie mobile Baukommandos (SS-Baubrigaden), die nach Bombenangriffen Trümmer zu räumen und Tote zu bergen hatten. Diese Gefangenen wurden in eigens für sie eingerichteten Lagern in der Nähe ihres Einsatzortes untergebracht. Diese so genannten Außenlager waren nichts anderes als kleine Konzentrationslager, die hinsichtlich der Arbeitsbedingungen, der schlechten Verpflegung und der Sterblichkeit häufig dem Stammlager Neuengamme entsprachen.

Auch wenn 1943 bereits 3 700 Häftlinge in den Außenlagern untergebracht waren, begann der massenhafte Einsatz von KZ-Gefangenen in der Kriegswirtschaft erst im darauf folgenden Jahr. Über 60 Außenlager wurden allein 1944 neu eingerichtet, darunter auch zahlreiche für Frauen. Im März 1945 waren fast 40 000 Häftlinge allein in den Außenlagern des KZ Neuengamme inhaftiert, darunter 12 000 Frauen.

#### **Bomben- und Trümmerräumkommandos**

Im Herbst 1942 wurden etwa 1 000 Häftlinge des KZ Neuengamme von der SS zur „2. SS-Baubrigade“ zusammengestellt. Sie wurde ab Mitte Oktober 1942 in Bremen, Osnabrück und zeitweilig auch in Wilhelmshaven eingesetzt. Nach den großen Bombenangriffen auf Hamburg im Sommer 1943, die verheerende Zerstörungen angerichtet hatten, wurden mehrere hundert Häftlinge von Bremen nach Hamburg verlegt.

Die KZ-Gefangenen mussten Bombenschäden beseitigen, Schutt beiseite räumen, Bombenblindgänger freilegen und Leichen bergen. Viele Häftlinge kamen bei dieser schweren und gefährlichen Arbeit ums Leben.

Ende 1942 wurden wir aus dem KZ Neuengamme nach Bremen transportiert. Wir wurden meistens bei Aufräumarbeiten in der Stadt und in der Umgebung

eingesetzt und waren vorübergehend in einem Lager am Stadtrand untergebracht. Das neue Jahr 1943 haben wir bereits in einem anderen Lager begangen, einem ehemaligen Pferdestall, der zu einem Wohngebäude umgebaut worden war. Er stand auf einem Militärgelände. Wir verrichteten diverse Arbeiten: Eine Gruppe räumte auf und lud Müll auf Lastwagen, eine andere lud den Müll wieder ab und kippte ihn in einen Kanal. Die Arbeit war so ähnlich wie in Neuengamme – nur umgekehrt: Dort hatten wir einen Kanal vom Schlamm reinigen müssen, hier schütteten wir Müll in den Kanal.

Kapos und Vorarbeiter waren zwar dieselben, aber Lebensbedingungen und Behandlung hatten sich gebessert. Anscheinend wirkte sich die Niederlage der deutschen Armee bei Stalingrad aus. Allerdings nicht auf jeden. Ein Spanier, Tegos, liebte es die anderen zu schikanieren. Wenn einer gegen die Ordnung verstieß, prügelte er ohne Vorwarnung auf den Betreffenden ein. Ich arbeitete im Kommando des Kapos Hans Besuch. Er mochte das Prügeln nicht. Zwar konnte er sehr laut werden, einem auch mal einen Schlag versetzen, aber niemals aus Bosheit, eher aus einer Gewohnheit, die er sich in Neuengamme zugelegt hatte.

Im Sommer 1943 wurden alle Lagerinsassen mit dem Zug nach Hamburg abtransportiert. Ich weiß nicht, wie der vollständig niedergebrannte Platz hieß – vor uns lagen nur Trümmer: Statt Häusern türmten sich Berge aus Backstein, die nach Brand rochen und noch warm waren. In Hamburg arbeiteten wir bis Sommer 1944 und überall, wo wir räumen mussten, strahlten die Trümmer noch Wärme aus. In manchen Kellern brannte es sogar noch, denn wenn man eine vom Regen nasse Jacke auf die Steine legte, war sie fünf Minuten später trocken. In der Stadt trafen wir Häftlinge aus Neuengamme wieder. Man brachte sie mit Wagen aus dem Lager und sie mussten zumeist Leichen aus Luftschutzkellern bergen.

Die erste Zeit wohnten wir in den zwischen den Wohnhäusern erbauten Schutzbunkern, sodass unser Lager meistens ein zwei- bis dreistöckiges Gebäude ohne Fenster und Türen war. Es gab einen Haupteingang und zur Belüftung Löcher statt Fenster. Uns standen zweistöckige Pritschen ohne Matratzen zur Verfügung. Ob Menschen in den verbrannten Häusern überlebt hatten, wussten wir nicht. In den Kellern, in denen sie Schutz gesucht hatten, haben wir nur ihre sterblichen Überreste und einen fußtiefen Belag von Menschenfett auf dem Boden gefunden. Wenn wir Straßen räumten, fanden wir manchmal statt der Leichen sogar nur dunkle Flecken und Metallgegenstände – Schlüssel, Taschenmesser, Knöpfe und andere feuerfeste Dinge. Es dürften nur diejenigen überlebt haben, die einen Kanal erreichen konnten.

Zum Herbst waren wir in ein wieder hergerichtetes dreistöckiges Gebäude umgezogen. Es könnte eine ehemalige Schule gewesen sein, da es im Hof einen großen Platz gab, auf dem die Appelle stattgefunden haben. Nachdem die Straßen der Stadt wieder in Ordnung gebracht waren, fingen diverse andere Arbeiten in unversehrten Wohnhäusern an. Mein Kommando arbeitete in der Langen Reihe, an der Hamburg-Amerika-Linie, am Alsterdamm, in der Karolinenstraße und in der Gerdestraße 23. Dorthin wurde unsere Gruppe von 12 bis 15 Mann zum Wiederaufbau eines niedergebrannten Hauses mit einem Wagen gebracht, der dem Hausbesitzer gehörte. Auf dem Wagen stand in roter Farbe „Fleischerei Otto Klotz und Sohn“. Wir wurden sehr freundlich empfangen. Es gab Frühstück und sogar Kaffee mit Milch! Irgendwelchen Häftlingen wurde Kaffee mit Milch serviert!! Die Arbeitsbedingungen waren menschlich, keine Diskriminierung, nur Respekt und Freundlichkeit, und die Verpflegung so gut, dass wir mit der Zeit

wieder anfangen, wie Menschen auszusehen. Nur einmal war der Besitzer erschienen – er hatte ein Weile dagestanden, uns beobachtet, seine Zigarre zu Ende geraucht und war wieder gegangen. Er trug einen dunklen Mantel mit Fettflecken und NS-Abzeichen. Danach haben wir ihn nicht wieder gesehen.

Wir arbeiteten gegenüber dem Haus, in dem die Besitzer wohnten. Mehrmals hat uns der jüngste Sohn in Kriegsmarine-Uniform besucht. Er war etwa so alt wie ich. Ich war damals 18, er könnte ein Jahr älter gewesen sein. Alle, die in dem Haus gewohnt hatten – die Hausherrin und ihre zwei Schwiegertöchter, nette junge Frauen – haben uns besucht. Einmal kam eine der Schwiegertöchter mit einem etwa drei Jahre alten Jungen zu uns und machte Fotos. Ich wusste nicht wozu, wahrscheinlich zur Erinnerung. Sie hat jeden an seinem Arbeitsplatz aufgenommen. Der Vorarbeiter Jokel Gross hielt dabei den Jungen auf den Armen. Wir alle haben später Fotos bekommen, aber vor der Abreise nach Berlin mussten wir sie vernichten. Man hat uns davor gewarnt, sie zu behalten. Unser Schicksal war ungewiss und wegen dieser Fotos würden diese guten Menschen vielleicht Schwierigkeiten bekommen. Vor der Abreise wurde noch ein Abschiedsessen veranstaltet, mit einer großen Torte und anderen Speisen. Man hat sich von uns wie von Verwandten verabschiedet, die Hausherrin weinte sogar. Wer waren diese Menschen? Warum haben sie uns so herzlich behandelt?

Grigorij Stepanowitsch Gontscharenko, Brief vom Mai 1999.

Nachdem im Sommer 1943 Hamburg von den Briten bombardiert worden war, räumten wir in der Stadt auf und wohnten in einer Schule im Zentrum, deren eine Gebäudehälfte unversehrt geblieben war. Unten wohnten die Wachmannschaft und der Kommandant des Lagers. Ich wurde im ersten Stock, Zimmer 6, untergebracht. Man gab uns zu essen und zeigte uns unsere Betten. Der Kapo unseres Zimmers, ein ehemaliger Kapitän, war wie ein Vater zu uns. Ich wurde zwei jungen Deutschen zugeteilt. Abends musste ich einen Eimer kaltes Wasser besorgen, morgens ihn wieder wegbringen. Ich bekam ihr Mittagessen, das sie nicht aßen. Zuerst aß ich es allein, dann teilte ich das Essen mit meinem Kameraden Tkatschenko, der in einem anderen Zimmer wohnte. Ich spielte ihm seitdem immer etwas zu essen zu, weil in unserem Zimmer niemand diese Mahlzeiten wollte. Außerdem bekam ich zusätzliches Essen vom „Großvater“: Er saß im Lager, weil er zu spät zum Arzt gegangen und daher nicht rechtzeitig zur Arbeit erschienen war.

Hier in Hamburg feierten wir das neue Jahr 1944 sogar mit einem Glas Wein – ich habe keine Ahnung, woher man ihn hatte. Man schenkte mir ein, ich trank und bedankte mich. Das war unsere Feier.

Grigorij Fedossejewitsch Badiou, Brief vom Februar 1999.

Als Osnabrück bombardiert wurde, mussten die nicht explodierten Bomben irgendwie geräumt werden. Sie sind dann zu unserem Lager – und los, mit Spaten ausgraben: Alle gehen hinter die Absperrung der SS-Leute. Wir graben, graben ... dann ein feiner Laut. „Aha, da haben wir sie!“ Sie liegt da, wie ein Pferd mit ausgerissenen Beinen.

Sie hatten uns spezielle Schlüssel aus Aluminium gegeben und gezeigt, wie man sie ansetzen musste, um den Zünder herauszuschrauben. Da schraubst du dann

also. Schraubst und schraubst, bis es klickt. Wenn die Feder klickte, dann war es gelungen – wir waren gerettet.

Wie oft ich den herausgeschraubt habe – mit Erfolg – an den Tod dachte ich schon gar nicht mehr. Du hast gedacht: „Es ist sowieso egal. Wenn ich es nicht mache, erschießen sie mich gleich hier.“

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Ich kam in ein Kommando in Wilhelmshaven, das die nicht gezündeten Bomben geräumt hat, die zum Beispiel in ein Haus, vielleicht in den Keller gefallen waren. Es wurde abgesperrt, man steckte Flaggen ein, damit keine Zivilisten dorthin gingen: Gefahrenzone.

Wir gruben dann zwei, drei Tage. Außer unserem Kapo gab es keine Vorgesetzten, weil wir es schon selber konnten. Block, Dreibein ... wir zogen die Bombe heraus und sie machten bereits ohne uns, was zu tun war, es sei denn die Bombe detonierte schon vorher. Das war eine gefährliche Arbeit, man musste sie beherrschen. Eine Wand konnte zum Beispiel zusammenbrechen und zehn Leute auf einmal verschütten. Wir arbeiteten dort fünf Monate – von September bis Januar.

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Juni 1992.

In Wilhelmshaven waren sehr viele amerikanische Bomben nicht detoniert. Die Stellen waren jeweils mit Wimpeln markiert, und in 150 Meter Entfernung nochmals Wimpel und Schilder „Sperrgebiet“. Niemand durfte es betreten, nur uns ließen sie hinein. Wir legten die Bomben frei, die bis fünf Meter tief in der Erde steckten. Dazu gruben wir eine Art Schacht, um an die Bombe heranzukommen. Die Hauptaufgabe hatte derjenige, der den Zünder aus der Bombe schrauben musste. Er wurde wie in der Lotterie ausgewählt: Man zog Lose. Alle anderen gingen in Deckung. Wenn die Bombe explodierte, gab es ihn nicht mehr.

Im Sommer 1943 wurde Hamburg drei Tage und drei Nächte lang durchgehend bombardiert. Sie warfen so viele Bomben, dass es Nacht wurde. So wie man auf der Wiese Gras mäht, so haben sie Häuser gemäht. Wir haben meistens auf der Hammer Landstraße gearbeitet. Es waren sehr viele Menschen umgekommen. Wir waren ja so etwas wie Feinde, aber auf einen toten Menschen zu schauen, ist doch einfach schwer. Man gewöhnte sich aber daran. Doch in der ersten Zeit standen einem die Haare zu Berge: Du kommst in einen Keller und dort sitzt alles voller Vertrockneter. Bei solchen Temperaturen schmilzt das ganze Fett aus den Menschen heraus und es bleiben nur Haut und Knochen übrig. Wir sammelten die Knochen dann in einer Wanne und trugen sie hinaus.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

### **Außenlager Wittenberge**

In Wittenberge wurde im August 1942 ein Lager bei den Phrix-Werken eingerichtet. Es war das erste Außenlager des KZ Neuengamme, das einen

Arbeitseinsatz bei einem privaten Industrieunternehmen vorsah. Eine chemische Fabrik für die Herstellung von künstlicher Hefe sollte errichtet werden. Die SS förderte den Aufbau dieses Werkes, weil sie Interesse an dem Produkt hatte und Hauptabnehmer der Hefezeugnisse werden wollte. Sie ließ mehrere hundert Häftlinge im August 1942 nach Wittenberge transportieren; kranke, entkräftete Gefangene wurden später laufend nach Neuengamme zurückgebracht und durch gesunde, arbeitsfähige ersetzt.

Das Außenlager Wittenberge lag an der Elbe, südwestlich von Berlin. Nach der Ankunft im März 1943 erfuhren wir von Häftlingen, die bereits dort waren, dass wir aus Neuengamme zur Auffüllung gebracht worden seien, weil die Lebensbedingungen hier katastrophal wären. Miserable Verpflegung: Spinat, Suppe aus Kartoffelschalen oder faulem Sauerkohl. Ein Mal am Tag gab es 100 Gramm Brot, 5 oder 10 Gramm Margarine und schwarzen Gerstenkaffe. Wegen unzureichender Verpflegung und kräftezehrender Arbeit starben Häftlinge an Unterernährung.

Unsere Kleidung bestand im Sommer aus einer gestreiften Hose und einer Jacke mit der Häftlingsnummer und einem Winkel, einem Rechteck bzw. einem Dreieck. Einige Deutsche und Polen trugen grüne Winkel, deren Bedeutung ich nicht im Kopf habe. Weiß-blau gestreifte Unterwäsche trugen wir im Sommer wie im Winter. Darüber hinaus hatten wir Mützen und Holzschuhe, die mit Kunstleder oder festem Stoff bezogen waren. Im Winter bekamen wir zusätzlich einen leichten gestreiften Mantel mit angenähter Häftlingsnummer und einem rosa Winkel. Wir froren in dieser Kleidung und es gelang uns, darunter Zementsäcke zu tragen, in denen Öffnungen für Kopf und Hände ausgeschnitten wurden. Das hat uns etwas Wärme gegeben.

Häftlinge des Lagers wurden zum Bau zweier Fabrikgebäude eingesetzt. Alle Bauarbeiten wurden von einem leitenden Ingenieur, einem überzeugten Nazi, organisiert. Er trug einen mit Federn verzierten Hut, eine Reithose und Kniestrümpfe. Er war so 30 bis 35 Jahre alt. Wegen des geringsten Vergehens oder einer Pause während der Arbeit rief er einen Kapo oder Vorarbeiter und der Häftling wurde bestraft.

Ich wurde in das Betonkommando eingeteilt, das 15 bis 20 Häftlinge zählte. Unser Vorarbeiter hieß Albert Gin, etwa 30 bis 35 Jahre alt. Die Betonarbeiten wurden von einem Meister, einem mageren alten Mann, so um die 60, geleitet. Der andere Meister, ein Tischler, war auch ungefähr in diesem Alter. Die Aufgabe der Häftlinge im Betonkommando war, mit Beton gefüllte Loren zu schieben. Wir mussten den Beton ausladen und an bestimmte Stellen schütten. Die Loren verkanteten manchmal in den Kurven, entgleisten, und dann wurden wir für unser „Ungeschick“ vom Kapo oder vom Vorarbeiter verprügelt. Beton kam ins Fundament der Fabrikgebäude, Verschalungen wurden gefüllt und die Decke des ersten Gebäude gegossen. Außer Betonarbeiten mussten wir Kies für die Betonmischmaschine schaufeln. Der Kies wurde in großen Wagons mit Kippvorrichtungen geliefert, die von einer Diesellok gezogen wurden. Die Arbeit im Betonkommando gehörte zu den Sklavenarbeiten, ich war fast zu einem „Muselman“ abgemagert. Dass ich durchgehalten und wie durch ein Wunder überlebt habe, verdanke ich nur meiner Jugend: Ich war ja keine 20 Jahre alt.

Im August oder September 1943 mussten wir einmal auf dem Appellplatz

antreten. Ein russischer Häftling war durch das Toilettenfenster geflohen. Zwei Nachbarn des flüchtigen Häftlings wurden aus der Kolonne zitiert und der Vertreter des Kommandanten, der „Schwarze Hund“, befahl sie an der Decke in der Kantine aufzuhängen. Sie hingen dort fast 24 Stunden. Und wir mussten ohne Frühstück zur Arbeit aufbrechen. Einer der beiden starb nach dieser Folter. Ein oder zwei Tage später wurden wir nach dem Abendbrot wieder auf dem Appellplatz zusammengerufen. Polizisten hatten aus der Stadt die Leiche des Flüchtlings gebracht und zeigten sie uns. Uns wurde gesagt, dass jeden, der eine Flucht wagt, das gleiche Schicksal erwarte.

Wassilij Kirillowitsch Schaposchnikow, Brief vom August 1999.

Aus dem KZ Neuengamme kam ich am 8. Januar 1943 in einer Gruppe von 75 Mann nach Wittenberge. Das Lager hatte 500 Insassen. Wir arbeiteten unter schwersten Bedingungen auf einer Baustelle: Es musste eine Fabrik zur Verarbeitung von Stroh und anderen Materialien errichtet werden. Der Bau steckte noch in der Anfangsphase. Meine Aufgabe war, Beton für das Fundament zu schütten. Wir mussten von 6 Uhr morgens bis 18 Uhr abends mit einer einstündigen Mittagspause – ein Liter Steckerübensuppe – arbeiten. Morgens erhielten wir 240 Gramm Brot für den ganzen Tag: 120 Gramm für den Morgen und 120 Gramm für den Abend. Nach der Arbeit wurden wir ins Lager zurückgetrieben und mussten uns zum Appell aufstellen. Der Appell konnte ein, zwei Stunden dauern, je nach Laune des Lagerführers. Dabei standen wir bei kaltem Wetter ohne Kopfbedeckung. Um ca. 22 Uhr schloss man die Baracken auf und bis 5 Uhr morgens durfte man sich ausruhen. Die Baracken wurden nicht geheizt. Nach dem Signal zum Schlafen tobten sich die Kapos aus, insbesondere ein Kapo namens Gans und der erste Kapo Bruno. Das waren bestialische Menschen mit krimineller Vergangenheit. Auf ihrer Kleidung waren grüne Winkel genäht. Sie weckten uns nachts, trieben uns in die Waschräume und übergossen uns aus Schläuchen mit kaltem Wasser.

Von 1943 bis 1945 wurde hier buchstäblich auf Knochen der Häftlinge ein Komplex zur Verarbeitung von Stroh fertig gestellt. Bauleiter war ein sehr sympathischer Ingenieur. Er behandelte die Häftlinge sehr human. 1944 wurde der Lagerführer abgelöst und die Lagerordnung lockerte sich ein bisschen. Auch der Blockführer wurde durch einen anderen Blockführer ersetzt, den ich 1945 in Neuengamme wiedersah und der dort auch Blockführer war. Ich hatte oft mit zivilen deutschen Meistern zu tun. Das Verhältnis war von ihrer Seite menschlich und mitfühlend. Es kam sogar vor, dass sie Brot mitbrachten. Allerdings gaben sie es uns nicht direkt, sondern zeigten nur die Stelle, wo es lag. Ich denke, dass auch sie sich nach dem Ende dieses Schreckens sehnten.

Iwan Fjodorowitsch Karpenko, Brief vom Januar 1999.

Als wir mit der Errichtung des Werks begannen, war ringsum bloß Einöde. Im einem Werk nebenan wurde Papier hergestellt, Pappe. Dazu wurde auch Stroh verarbeitet.

Wir gingen dorthin in die Küche und holten die Kübel mit Essen, Suppe. Im Lager selbst gab es noch keine Küche, es war ja gerade erst im Aufbau. Morgens gaben sie uns einen Laib Brot. Wir teilten ihn in acht Teile. Außerdem gaben sie Kaffee,

das war das Frühstück. Zum Mittagessen bekam jeder von uns einen Liter Suppe. Abends wieder einen Laib Brot, der in acht Teile geteilt war. Am Freitag aber gaben sie uns abends kein Brot, sondern jedem fünf gekochte Kartoffeln, fünf Kartoffelchen. Einmal in der Woche erhielten wir Marmelade. Sie stellten ein Tellerchen auf jeden Tisch. Am Tisch saßen aber etwa 16 Mann. Es reichte so für jeden nur zu einem Löffel Marmelade. Einmal in der Woche gaben sie uns abends auf einem Teller Hackfleisch mit Gewürzen: mit Pfeffer, mit Zwiebeln usw. Das war auch gerade ein Löffel für jeden. Rohes, durchgedrehtes Fleisch. Das war unser ganzes Essen.

Jewgenij Sacharowitsch Malichin, mündlicher Bericht vom August 1993.

Zu meinen besten Freunden in Wittenberge gehörte der Tscheche Jan Walda. Er war bedeutend älter als ich, schon damals grauhaarig, vielleicht um die 50, mit einem roten Winkel, d. h. ein politischer Häftling. Er war Schlosser aus Prag. Hier auf der Baustelle verschaffte er sich als Schlosser – ich weiß nicht genau auf welche Weise – Nirosta, nichtrostenden Stahl, und machte daraus Schmucksachen. Dieser Tscheche Jan Walda half uns sehr: Er tauschte diese Schmucksachen bei den Arbeitern der Baustelle gegen Lebensmittel ein und teilte sie dann mit uns.

Saul Sacharowitsch Kroner, mündlicher Bericht vom Mai 1992

In Wittenberge waren wir 500 bis 700 Leute. Das Lager befand sich neben einer Zellulose-Papier-Fabrik.

Wolodja und ich haben in einer aus fünf, sechs Leuten bestehenden Brigade, alles Schlosser, in einer neuen Werkshalle gearbeitet, nicht weit vom Fluss.

Unser Vorarbeiter, ein Zigeuner, hat uns während der Arbeit Gott sei Dank nie mit seinem Gummiknüppel bedroht. Er war immer irgendwo außerhalb der Montagehalle. Während der Arbeit haben wir ihn kaum gesehen. Das hat unsere Kräfte geschont.

Aber in den anderen Kolonnen, zum Beispiel in der Strohkolonne, herrschte strengste Disziplin. Kapo Bruno und seine Vorarbeiter Iwan und Boris bedrohten die Häftlinge mit ihren Gummiknüppeln, wo es nur möglich war. Dazu war die Arbeit auch noch sehr schwer und kräftezehrend, besonders für schwache Menschen: Mit Hilfe von Eisenhaken und Tragriemen mussten sehr schwere Strohballen getragen und zu hohen „ägyptischen Pyramiden“ aufgeschichtet werden. In dieser Strohkolonne waren die Menschen schnell verbraucht und starben. Aber Iwan und Boris tobten, wurden gewalttätig, obwohl sie doch auch Häftlinge und eigentlich unsere Leute waren. Der eine war Russe, der andere Ukrainer, glaube ich. Für uns Häftlinge war das besonders bitter. Wir haben diese beiden mit jeder Faser unseres Körpers und unserer Seele gehasst.

Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko, Brief vom März 1992.

Von Zeit zu Zeit machten sich der Lagerkommandant und seine Untergebenen einen Spaß. Das ging so: Während die Häftlinge in der Kantine saßen und Abendbrot aßen, wurde mit einem Trecker Gemüse auf den Appellplatz gebracht.

Steckrüben, Möhren oder Runkelrüben wurden einfach auf einem Haufen auf die Erde geschüttet. Wenn das Abendessen vorbei war, durften die Häftlinge den Speiseraum auf Kommando verlassen. Der Ausgang der Kantine führte direkt auf den Appellplatz. Als die Häftlinge herauskamen, haben sie also sofort das Gemüse gesehen. Die SS-Leute und der Kommandant standen an der Seite. Die Häftlinge näherten sich dem Gemüsehafen. In zwei, drei Metern Entfernung blieben sie stehen, sahen, dass die SS-Leute sie beobachteten. So standen sie fünf, zehn Minuten. Dann sagte der Kommandant lächelnd und ganz laut: „Nehmen Sie bitte! Nehmen Sie bitte!“ Was in der nächsten Minute passierte, ist nur schwer zu beschreiben. Die ganze Menschenmenge warf sich auf den Gemüsehafen. Währenddessen lachten der Kommandant und seine Begleiter bis zum Umfallen. Ein paar Minuten verstrichen, und der Gemüsehafen war verschwunden – aber viele Häftlinge blieben stöhnend verletzt liegen.

Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko, Brief vom März 1992.

Waschraum und Toilette waren in einem Raum. Als ich einmal dahin ging, bot sich mir ein schreckliches Bild: Ein Mensch wurde brutal zusammengeschlagen. Besonders eifrig waren der Kapo und seine Vorarbeiter. Sie prügeln systematisch, immer abwechselnd. Solange der Häftling an der Wand lehnte, schlugen sie ihn mit den Fäusten. Sie schlugen ihn überall hin. Ins Gesicht. Auf die Brust. In die Leiste. Als er auf den Boden gestürzt war, haben sie ihn nur noch mit den Füßen getreten. Mit den Schuhspitzen und den Absätzen. Sie trampelten richtig auf ihm herum, als ob sie Erde fest träten. Sie schlugen und fluchten. Sie schimpften und beschimpften ihr Opfer auf Deutsch, auf Polnisch, Russisch, Ukrainisch, wahrscheinlich auch auf Zigeunerisch.

Der vor meinen Augen totgeschlagene Mann war ein sehr bescheidener und kluger Mensch gewesen. Er hatte als Maler gearbeitet. Aber er hatte das Unglück, als Jude geboren worden zu sein, und so wurde er erschlagen, als sie erfuhren, dass er Jude war.

Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko, Brief vom März 1992.

Die Kapos und Vorarbeiter sowie alle Wachleute suchten während der Luftangriffe immer Zuflucht in den Luftschutzkellern. Währenddessen wurden auf der Baustelle Zementsäcke aufgetrennt, Telefon- und Elektroleitungen abgerissen, die Aufzüge beschädigt. Wo Schmierfett hineingehörte, schüttete man Sand hinein. Das machte die SS-Leute wütend und als wir ins Lager zurückgeführt wurden, bekamen wir ihre Wut auch zu spüren. Einmal erhielten wir alle je 25 Schläge. Bis spät in die Nacht hinein standen wir damals auf dem Appellplatz – ungefähr 500 Mann – und der Reihe nach bekamen wir diese Schläge.

Saul Sacharowitsch Kroner, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Wir wussten: Auf Fluchtversuch steht der Tod. Bei uns in Wittenberge gab es aber 1943 trotzdem einen Fall. So gegen elf Uhr plötzlich ein Pfiff – und sie trieben uns ins Lager zurück. Nun, wir wussten: Wenn sie uns ins Lager zurücktrieben, bedeutete das, dass einer fehlte. Es war ein Junge, etwa 19 Jahre

alt. An unseren Bereich angrenzend arbeiteten Ostarbeiter, Zivile, auch aus der Sowjetunion. Sie hatten ihm Arbeitskleidung gegeben, sodass er sich umziehen konnte, und er war zusammen mit ihnen am Wachposten vorbei aus dem Arbeitsbereich hinausgegangen. Etwa zwei Stunden lang suchten die SS-Leute diesen Jungen. Dann nahmen sie die deutschen Gefangenen zur Hilfe ... und die Hunde fanden ihn auch. Als sie ihn ins Lager führten, erkannte ich ihn schon kaum wieder. Sie hatten ihm ins Gesicht geschlagen, es war zerschlagen und geschwollen. Sie zogen den Jungen nackt aus, banden ihn an der Decke fest und der Kommandant schlug ihn mit einem angespitzten Stock, fragte: „Wer hat dir die Kleidung gegeben? Wer hat dir geholfen zu fliehen?“ Und er, schon fast bewusstlos, nannte irgendjemanden. Noch zwei Leute wurden aufgehängt, mit verdrehten Armen.

Uns aber jagten sie über den Platz. Dort standen Soldaten mit Knüppeln – manche mit einem Spaten, manche mit einem Spatenstiel – und schlugen uns. Wir mussten in die Hocke gehen und im Kreis hüpfen. Keiner wollte auf ihn springen, aber wir wurden in der Masse getrieben und ob du willst oder nicht – du musstest auf ihn treten. So wurden wir gequält und gequält ... Als er nackt dort lag, auf dem Rücken, und sie ihm auf den Bauch sprangen, war das, als ob eine Pumpe arbeitete: „Pff, pff.“ Er kam zu Bewusstsein und sagte: „Jungs, ihr müsst nicht auf mich springen, ich sterbe doch von allein.“ Als sie ihn so gequält hatten, schleiften sie ihn in den Waschtrakt. Sie legten ihm einen Schlauch um, öffneten den Hahn und ließen ihn mit Wasser voll laufen.

Dann brachten sie uns in den Essensblock, gaben uns etwas zu essen und der Kommandant erklärte, dass alle, die von einem geplanten Fluchtversuch erfahren würden, es ihm mitteilen sollten. Wenn einer zu fliehen versuche, dann werde ihm das Gleiche passieren, wie diesem Burschen.

Ich hatte auch den Traum gehabt, irgendwie zu flüchten, aber danach sagte ich mir: „Nein!“

Iwan Jemeljanowitsch Storoschuk, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

### **Außenlager in Salzgitter**

In der Nähe von Braunschweig, in Salzgitter-Drütte, wurde 1942 auf dem Gelände der „Reichswerke Hermann Göring“, eines der größten Außenlager des KZ Neuengamme eingerichtet. Etwa 3 000 Gefangene waren in diesem Lager, das zu den brutalsten Außenlagern zählte und in dem die Lebensverhältnisse noch schlechter als in Neuengamme waren. Die Häftlinge, die im Stahlwerk bei der Herstellung von Geschoss- und Granathülsen eingesetzt wurden, waren in Lagerräumen unterhalb einer Hochstraße unter extrem schlechten hygienischen Verhältnissen untergebracht. Diese Arbeit, die im Schichtdienst verrichtet werden musste, war, wie alle Überlebenden übereinstimmend berichten, sehr schwer, denn große, dicke Stahlblöcke mussten geschleppt und bearbeitet werden.

Wassilij Krotjuk berichtet, dass die SS sehr große Angst vor Sabotage hatte und jede vermeintliche Nachlässigkeit scharf verfolgte. Boris Dudoladow berichtet von einem solchen Fall von Sabotage in der Schmiede. Tatsächlich dokumentieren die erhalten gebliebenen Totenbücher, die in Neuengamme geführt wurden, zahlreiche Exekutionen, die auf Widerstands- und Sabotageversuche hindeuten.

Drütte war nur ein Lager von über hundert im heutigen Salzgitter-Gebiet. In dieser Region wurde ein Zentrum der Eisen- und Stahlindustrie des nationalsozialistischen Deutschlands geschaffen, in dem über 100 000 Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene, Sträflinge, KZ-Häftlinge und Deutsche arbeiteten. Zu den vielen Lagern in Salzgitter gehörten ab 1944 drei weitere, große Außenlager des KZ Neuengamme: zwei für insgesamt 2 000 Frauen und ein Lager für 2 000 Männer. Sie mussten für die „Reichswerke Hermann Göring“ oder – wie Iwan Boboschko – für die „Stahlwerke Braunschweig“ arbeiten und Granaten herstellen.

Insgesamt sind im Raum Salzgitter von 1942 bis April 1945 nachweislich 1 300 Häftlinge des KZ Neuengamme ums Leben gekommen.

Nach der Quarantäne wurden wir mit dem Zug nach Braunschweig und nach Drütte transportiert, wo wir am frühen Morgen ankamen und zu einer ziemlich breiten Brücke geführt wurden.

Mit Wagen kam Baumaterial – Klinker, Zement und Schlacke. Ich planierte Schlacke, die anderen zogen Wände hoch. Die Nacht verbrachten wir unter der Brücke. Ein mit Schlacke befestigter Platz diente als Appellplatz. 150 bis 200 Meter vom Lagertor befand sich der Eingang zu einem Tunnel. Dort war ein freier Platz, auf dem wir bereits am zweiten Tag nach unserer Ankunft mit dem Ausheben einer Baugrube und dem Bau eines Werkes anfangen. Alles geschah, wie in Deutschland üblich, sehr schnell und gründlich. Zuerst wurde ein Fabrikgebäude errichtet, danach ein Ofen gebaut, der mit quadratischen eisernen Werkstücken, 25 x 25 cm groß und 8 cm dick, gefüllt wurde. Dann stellte man Pressen auf, zuerst eine, dann noch eine und schließlich eine dritte, die allerdings nicht mehr in Betrieb genommen wurde.

Nachdem die Werkstücke im Ofen erhitzt worden waren, wurden sie unter die Presse gelegt und daraus Zylinder von etwa 30 cm Durchmesser gepresst. Nach der Abkühlung wurden diese Zylinder mit Dreh- und Bohrmaschinen weiter bearbeitet. Die Maschinen befanden sich in einer Werkshalle, in der auch ein Drehofen stand. Ich arbeitete an einem Drehhalbautomaten. Ich hatte keine Ahnung, wie kompliziert diese Technik war. Es war mir auch egal. Man verarbeitete vier Werkstücke gleichzeitig – zwei oben und zwei unten. So ein Drehautomat konnte 360 Geschosse pro Schicht abdrehen. Insgesamt standen dort 16 Drehbänke, gearbeitet wurde in drei Schichten.

Karl Iwanowitsch Pajuk, Brief vom Februar 1999.

30 km von Braunschweig befand sich ein Hüttenwerk mit einem Lager. Die Baracken waren unter einer großen Betonbrücke platziert, über die Autoverkehr lief. Auf der Westseite der Brücke waren zwei Abstiege, darunter das Lagerrevier. Die Blocks waren aus Ziegeln errichtet. Wir übernachteten in den Baracken auf vierstöckigen Pritschen. Im Lager wurden Menschen verschiedener Nationalitäten festgehalten: Polen, Deutsche, Russen, Ukrainer und andere. Bewacht wurden wir von SS-Soldaten. Die Lagerkommandanten wurden oft durch Deutsche von der Front ausgetauscht. Die Kommandos leiteten deutsche Kapos. Ich und Nikolaj Zymbal gehörten zum dritten Kommando.

Morgens bekamen wir Tee mit einer Scheibe Brot, zu Mittag gab es Suppe aus

Steckrüben und Kohl. Das Lager war mit elektrisch geladenem Stacheldraht umzäunt; überall Wachtürme und ringsum Scheinwerfer. Jeden Abend Zählappelle. Nach dem Abendappell wurden wir in den Baracken hinter Metalltüren eingeschlossen. Die deutschen Aufseher übernachteten woanders.

Die Arbeit im Werk war sehr kräftezehrend. Es wurden Gleise, Fertigteile aus Metall und anderes hergestellt. Auf Anweisung der deutschen Meister schleppten wir Metallstangen, Barren und andere schwere Teile – ohne Wochenende. Als ich ganz erschöpft war, schickte man mich wie andere entkräftete Häftlinge auch in die Küche zum Steckrüben schälen.

Wladimir Nikolajewitsch Sidaschew, Brief vom März 1999.

Ich habe im Lager am liebsten immer auf dem ersten Bett, dem untersten, oder dem vierten, dem obersten, geschlafen. Denn manchmal haben der Kapo oder der Vorarbeiter irgendwoher Schnaps gekriegt. In den Tee, den sie sich gekocht haben, haben sie dann Schnaps gegossen und wenn sie betrunken waren, ging es los. Sie haben einzelne Leute aufgerufen: „Aha! Bett schlecht gemacht! 25 Hiebe auf den Arsch!“ Wenn unterm Bett einmal Staub oder Müll lag, den du übersehen hattest: 25 Hiebe! Wenn du nachts aufgestanden warst und irgendwo gegengestoßen bist: 25 Hiebe!

Als wir angekommen waren, da hatte ich es nicht geschafft, das unterste Bett zu bekommen. Irgendwann mitten in der Nacht dann, so um zwölf Uhr, plötzlich Bewegung unter den Deutschen, den SS-Männern und den Vorarbeitern: Mit Knüppeln haben sie auf die Betten geschlagen: „Aufstehen! Aufstehen!“ Wir wurden alle wach. Etwa 24 Mann, so standen wir da. Manchen ist es gelungen, oben oder unten entlang abzuhaufen, aber wir anderen mussten uns aufstellen. Und dann haben sie's uns mit ihren Knüppeln gegeben und uns durch die Baracke gejagt: „Vorwärts! Nach vorne!“ Dahin nämlich, wo sonst die Kapos und die Vorarbeiter schliefen, deren Betten extra standen. Sie hatten etwas bemerkt und dafür wurden wir jetzt geschlagen. Wir haben alle gezittert. Aber wen interessierte schon, wer genau was gemacht hatte. Hauptsache, irgendwer wurde dafür geschlagen!

Nikolaj Nikolajewitsch Sadowskij, mündlicher Bericht vom September 1993.

Einmal im Monat war Washtag. Dann stellten sie ein großes Fass von 400 bis 500 Litern auf und füllten es mit kaltem Wasser. Wir mussten nach Kommandos antreten, uns ausziehen und die Kleider unter den Arm nehmen. Dann gingst du an das Fass, legtest die Kleidung hin und musstest nun untertauchen. Dann nahmst du die Sachen wieder und gingst in deinen Block. Wer es nicht schaffte, in das Fass zu klettern, ein alter oder ein schwacher Mann oder ein „Muselmann“, den legten sie auf eine Bank und nahmen einen Schrubber, mit dem man sonst den Boden putzt – an dem hatten sie eine metallene Bürste befestigt. Einer spritzte mit dem Schlauch und der andere „wusch“. Und das Blut lief ...

In unserem Block war der Blockälteste ein Deutscher. Er selbst schlug uns nicht, er verhielt sich loyal. Aber er hatte einen Helfer, einen „volksdeutschen“ Tschechen, der wurde „Affe“ genannt, weil seine Arme so weit herunterreichten. Außerdem war da noch ein Frisör. Diese beiden waren Kapos und üble Schläger. Schon fünf Minuten nach dem Kommando „Aufstehen!“ kam morgens das zweite

Kommando „Raus!“ und die beiden Tschechen standen in den Türen und schlugen auf alle mit Eichenknüppeln ein. Wenn dann jemand hinfiel und 1 000 bis 1 200 Mann gingen über ihn hinweg, so viele waren in einem Block, dann war er nicht mehr am Leben.

Damit man nach 12 Uhr nicht zur Toilette ging, wurde neben der Toilette eine besonders grausame Wache aufgestellt. Du musstest zu dem SS-Mann gehen und sagen: „Erlauben Sie, für eine Minute auf die Toilette zugehen?“ Der zog dann bei seinen Stiefeln mit Kreide eine Linie und ging zu dir, maß nach: Waren es mehr als drei Meter oder weniger als drei Meter, dann gab er dir ein Stück Eisen und zwang dich, damit 50 Kniebeugen zu machen oder etwas anderes. Wenn du das nicht geschafft hast und umgefallen bist – dann hat er auf dich eingeschlagen.

Einmal im Monat jagten sie alle auf den Appellplatz. Dann kam eine Kommission: Der Kommandant des Lagers, die Blockführer, der SS-Arzt und noch irgendwelche SS-Leute, und es fand eine Selektion statt. Sie entschieden, wer „Muselmann“ war, also zu denen zählte, die keine Kräfte mehr hatten. Das waren 20, 30, 40 Mann – je nach Laune des Arztes. Die Nummern wurden ihnen abgenommen und am nächsten Tag wurden sie entweder nach Neuengamme gebracht – und wenn nicht, dann auf jeden Fall ins Krematorium.

Wassilij Lukjanowitsch Krotjuk, mündlicher Bericht vom August 1993.

Etwa 300 Mann wurden mit dem Zug ins Lager Drütte bei Braunschweig zur Arbeit in einem Hüttenwerk gebracht. Das Lager mit 3 000 bis 3 500 Häftlingen befand sich direkt auf dem Werksgelände. Wir arbeiteten in verschiedenen Hallen des Werks. Ich arbeitete im Kommando „Aktion“ – im Hammerwerk. Die Arbeit bei den Heizöfen mit den bis zu 30 Kilogramm schweren Rohlingen war bei der Hitze und der unerträglichen Zugluft höllisch anstrengend. Viele zogen sich eine Erkältung oder Lungenentzündung zu. Die Kranken wurden in ein Revier eingewiesen und danach irgendwohin gebracht. Nur selten kehrte einer von ihnen zurück. Opfer der Lagerbedingungen wurden meist die älteren Häftlinge, Angehörige der Intelligenz und sonstige Eliten, die ein Leben ohne Entbehrungen nicht gewohnt waren und körperliche Anstrengungen und schlechte Ernährung nicht verkrafteten. Sie hielten Lagerstrapazen, Hunger und Kälte, unmenschliche Verhältnisse und Schikanen nicht lange aus und starben. Viele wurden auch verrückt. Die meisten Überlebenden dagegen waren auch im Leben vor dem Krieg und vor den Lagern nicht verwöhnt worden und sowohl physisch als auch seelisch vorbereitet. Wahrscheinlich gehörte auch ich zu dieser Art Menschen. Ich hätte andernfalls nicht überleben können.

Michail Michajlowitsch Taranowskij, Brief vom März 1999.

Ich kam in das Arbeitskommando zu den Öfen, wo unter der Presse die 20-Kilogramm-Barren abgeteilt wurden, die dann mit Zangen zehn Meter weit getragen und in Sand abgelegt werden mussten. Die Temperatur war sehr hoch und das Gewicht der Barren bei meinen nur 50 Kilogramm auch sehr groß. Ich hatte das Gefühl, ich könnte nicht bis zum Ende der Arbeit durchhalten.

Wassilij Lukjanowitsch Krotjuk, mündlicher Bericht vom August 1993.

Ich arbeitete im Kommando der „Schmiede“. Die Schmiede zerteilten die Barren in Geschossrohlinge. Die wurden dann in Öfen zur Weißglut gebracht und mit Zangen in die Presse gelegt, wo sie ihre Form erhielten. Diese Arbeit war äußerst schwer für mich: Wenn ich den Barren aufrichtete, dann fiel ich zusammen mit ihm um.

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom März 1993.

Wenn du schlecht gearbeitet hast, galt das schon als Sabotage. Wenn Geschosse aufgeladen wurden und eines herunterfiel – Sabotage! Warum du schlecht gearbeitet hast – absichtlich oder weil die Kräfte fehlten oder wegen deiner schlechten Gesundheit – das war egal. Du hattest schlecht gearbeitet – also war es Sabotage!

Wassilij Lukjanowitsch Krotjuk, mündlicher Bericht vom August 1993.

Einen Fall von Sabotage gab es: Bei den „Schmieden“ hatte ein junger Bursche Sand dem Maschinenöl beigemischt. Mit dieser Mischung hatte er die Werkbank gefettet und wurde erwischt. Sie wollten ihn erhängen. Ein Podest, darauf ein SS-Mann und ein Dolmetscher. Dieser Bursche, Saschka, stieß aber noch den SS-Mann – der stürzte, verletzte sich am Kopf und war hinüber. Der Helfer des Kommandanten schoss alle sechs Kugeln in diesen Saschka. Und trotzdem haben sie ihn, obwohl er schon erschossen war, noch aufgehängt und zwei Stunden hängen lassen.

Boris Fjodorowitsch Dudoladow, mündlicher Bericht vom August 1993.

Ich wurde in einem Fußmarsch von Neuengamme nach Braunschweig geschickt, wo ich in einem Rüstungsbetrieb an einer Drehmaschine neben einem Siemens-Martin-Ofen arbeiten musste. Wir arbeiteten zu dritt an dieser Drehmaschine und produzierten Gussformen für Bomben. Fast Tag und Nacht nur Metallspäne. Mit mir arbeiteten auch ein Italiener und ein Belgier, beides Zivilisten. Aber Amerikaner und Briten zerbombten das Werk und wir mussten danach ohne Dach über dem Kopf in unseren Lagerjacken, manchmal sogar im Schnee und bei fürchterlicher Kälte, weiter arbeiten. Das Essen war unbeschreiblich schlecht. Ich bekam eine Lungenentzündung und war einmal in einen Werkzeugschrank gekrochen, um mich etwas aufzuwärmen. Dort war ich eingeschlafen. Was für einen Krach gab es danach! Der Meister bemerkte, dass die Drehmaschine ohne Aufsicht war und schlug Alarm. Die SS-Aufseher entschieden natürlich, dass ich geflohen sei, aber der Meister fand mich im Schrank und stieß mich mit den Füßen bis zum Appellplatz, um mich allen zu zeigen. Ich bin zum Glück im Lazarett wieder auf die Beine gekommen, aber diese Schläge fühle ich bei nassem Wetter bis heute.

*Iwan Semjonowitsch Boboschko, Brief vom Januar 1998.*

### **Außenlager in Beendorf und Porta Westfalica**

Bombardierungen kriegswichtiger Betriebe führten dazu, dass 1944 in großem Umfang Häftlinge des KZ Neuengamme zum Bau unterirdischer

Rüstungsfabriken eingesetzt wurden. Pjotr Strischikow im Außenlager Beendorf und Stepan Dorotjak und Nikolaj Kubach im Außenlager Porta Westfalica verrichteten entsprechende Arbeiten in Bergwerksstollen. Sie beschreiben in ihren Berichten die Bedingungen im Lager und am Arbeitsplatz.

In Porta waren die Häftlinge im ehemaligen Festsaal des alten Hotels „Kaiserhof“ untergebracht. Die Fenster waren verschlossen und der Hof mit Stacheldraht umzäunt. Viele der Häftlinge dieses Kommandos kamen durch die unsäglichen Arbeitsbedingungen beim Stollenausbau unterhalb des Kaiser-Wilhelm-Denkmal durch Hunger und Krankheiten ums Leben.

Ähnlich schwierige Bedingungen herrschten in Beendorf bei Helmstedt. Pjotr Strischikow erinnert sich daran, dass auf einer zweiten Etage ihrer Unterkunft auch Frauen untergebracht waren: Während die etwa 800 Männer dieses Außenlagers beim Aufbau der unterirdischen Fabriken in einem ehemaligen Salzstock eingesetzt wurden, arbeiteten ab Sommer 1944 über 2 000 weibliche KZ-Gefangene in der unterirdischen Produktion der „Askania-Werke“.

50 bis 80 Leute von uns brachte man aus Buchenwald nach Bartensleben, in ein großes zweistöckiges Gebäude. Auf der zweiten Etage waren gefangene Frauen, auf der ersten Männer. Unser Saal: Zementboden, zweistöckige Holzbetten, ein Eisenofen, dessen Ofenrohr durch ein Fenster ins Freie führte. Rechts vom Eingang die Küche, links ein kleinerer Lagerhof, eine Toilette, ein Durchgangsschuppen beim Eingang.

Die Lagerleitung bestand aus SS-Leuten. Der Leiter des Lagers trug drei Romben, der Stellvertreter eine – beide erschienen jedoch kaum auf dem Lagergelände. Dafür aber der Gefreite Toni, der dem Deutschen Reich schlimmer als ein böser Hund diente. Er wurde dafür bei der Evakuierung von den russischen Gefangenen getötet.

Ich arbeitete ungefähr eineinhalb Monate bei Bohrarbeiten, dann als Putzkraft auf dem Lagergelände. Zu meinen Aufgaben gehörte, den Hof zu fegen und in der Toilette Ordnung zu halten. Hauptaufgabe war, um fünf Uhr morgens die Durchgangsbude bis zum SS-Eingang zu putzen. Ich behielt diese Arbeit jedoch nicht länger als zwei Monate:

Im Lager gab es zwei Übersetzer, einen Juden mit Namen Alex und einen Polen, Joseph, ungefähr 40. Alex wollten sie liquidieren, weil er beschnitten war. Alex log die SS-Leute an, dass er eine Operation gehabt hätte am Penis. Wir wussten, dass er Jude war, schwiegen aber. Ich glaube nicht, dass die Deutschen ihm glaubten, aber sie brauchten Leute mit guten Deutschkenntnissen. Deshalb blieb Alex am Leben. Er tat den Gefangenen nichts Böses. Dafür tat mir aber der andere Übersetzer Böses an. Er hatte den Lagerleiter überredet, dass er an meiner Stelle als Putzer einen Landsmann, den Polen Wladyk, einsetzen sollte. Mich schickten sie dafür in den Schacht, wo ich bis Kriegsende arbeitete. So wurde ich nach zwei Monaten als Putzkraft für mehr als ein Jahr Arbeiter im Schacht.

So kamen wir in den Schacht: Um 16.00 Uhr stellten wir uns in Reihen zu je fünf auf und die Soldaten begleiteten uns in das Salzbergwerk, ca. 1 200 Meter entfernt vom Lager. Wir trugen Holzschuhe. Wer seine Füße mit Lappen oder grobem Papier umwickelte, hatte es leichter, wer aber die nackten Schuhe an den Füßen hatte, bei dem war der Spann blutig. Dann ging die Kolonne in den Schacht: Es

begann die Fahrt der Häftlinge unter die Erde. Wenn die Käfige herabfuhren, fühlte man den Druck auf dem Trommelfell als ob man taub würde. Im Schacht trat dann wieder eine Normalisierung ein.

Hier setzten Spezialisten Bohrlöcher ins Salz und brachten den Sprengstoff an. Die Häftlinge und Wachleute liefen dann in einen anderen leeren Saal und warteten, dass sich nach der Sprengung der Staub legte. Das Atmen fiel sehr schwer. Sobald es heller wurde, nahmen wir die Spaten und schaufelten das Salz auf eine Schmalspurbahn, über die wir die leeren Loren schoben. Dann beluden wir zu zweit diese Loren. Wenn ich mit meinem Kameraden früher fertig war, dann schlugen sie die, die langsamer waren. Deshalb beluden wir die Loren so, dass sie gleichzeitig voll waren und vermieden so die Schläge. Die vollen Loren rollten wir zum Förderkorb und brachten leere Loren mit zurück zum Arbeitsplatz. Und das bis zum Morgen. Jeden Tag, mehr als ein Jahr lang. Wenn du morgens aus dem Schacht ins Lager kamst, wolltest du gar nichts mehr: nicht essen, nicht trinken. Manche Gefangene waren so müde, dass sie sich direkt in den Holzschuhen hinlegten, wieder bis 16.00 Uhr.

*Pjotr Petrowitsch Strischikow, Brief vom September 1992.*

In Porta Westfalica erinnere ich mich an ein zweistöckiges Haus mit der Aufschrift „Hotel“. Es stand an der Straße am Fuß eines Berges, gegenüber war ein kleiner Garten. Direkt neben der Tür stand ein Waschbecken, in dem wir uns Sommer wie Winter bis zur Gürtellinie waschen mussten. Wer sich davor zu drücken versuchte, wurde aus einem Schlauch bis zum Erfrieren bespritzt. Obwohl wir zum Schlafen nur Matratzen und Decken hatten, gab es weder Läuse noch Wanzen. Wir hatten allerdings keinen festen Schlafplatz: Man legte sich zum Schlafen auf irgendeine Pritsche. Die Betten waren vierstöckig und befanden sich auf beiden Seiten des Raums.

Das Gebäude umschloss einen Hof, auf dem zu jeder Jahreszeit die täglichen Appelle stattfanden. Dort wurden auch zwei Häftlinge für einen Fluchtversuch aufgehängt. Während meines Aufenthaltes in diesem Lager war das der einzige Fall einer Hinrichtung.

Das Essen war wie im KZ, viele starben, hauptsächlich alte und geschwächte bzw. misshandelte Häftlinge. Russische Jugendliche waren dort nur wenige, höchstens fünf. Wir mussten von den Lagerrationen leben, nur selten bekamen wir eine Zulage. Ich hatte im Lager zwei Kameraden, beide aus Buchenwald, die erzählten, dass es in Buchenwald besser gewesen sei.

Monatlich kamen neue Transporte von 150 bis 200 Mann ins Lager. Die letzten drei bestanden ausschließlich aus Dänen. Sie bekamen hohe Häftlingsnummern im 200 000er-Bereich. Sie erhielten zwar Pakete vom Roten Kreuz und von zu Hause, aber sie starben in großer Zahl. Ich weiß nicht, ob jemand von ihnen das Kriegsende überlebte, da ich während der Befreiung keinen von ihnen im Lager Wöbbelin gesehen habe. Möglicherweise wurden sie in ein anderes Lager gebracht. Wir sowjetischen Menschen waren wohl widerstandsfähiger, weil wir an Kälte und Hunger gewöhnt waren.

*Nikolaj Fjodorowitsch Kubach, Brief vom Mai 1997.*

Anfang April 1944 erhielten wir Marschverpflegung und wurden mit Zügen abtransportiert. Wir kamen in eine kleine Stadt: Porta Westfalica an der Weser. Ich sah ein sehr großes Holzgebäude, früher einmal ein Restaurant oder Ähnliches. Dort waren bereits etwa 200 Häftlinge untergebracht, die unsere Unterkunft eingerichtet hatten: vierstöckige Betten, Tische, Bänke, Küchenecken, Platz für die Lagerführung, für die Blockältesten, für Kapos, Vorarbeiter, Friseure, Schneider, Schuhmacher, Ärzte und Kranke, ein Warenlager und Toiletten.

Bei der Ankunft wurden alle erst einmal unter eine kalte Dusche geschickt. Unsere Kleidung wurde umgetauscht. Danach Abendbrot und Verteilung auf verschiedene Arbeitskommandos.

Zur Arbeit mussten wir etwa einen Kilometer über eine Hängebrücke auf das andere Ufer des Flusses gehen, immer im strengen Marschschritt: „Zur Arbeit im Gleichschritt! Vorwärts, Marsch!“

Wir errichteten eine unterirdische Fabrik. Unter der Anleitung von erfahrenen Bergleuten bohrten wir Löcher, legten Dynamit und zündeten es im Felsen. Dort hatten die Einheimischen früher schon einen Steinbruch betrieben. Loren transportierten dann die Steine ab. Die Bergleute haben uns Häftlinge relativ gut behandelt. Manchmal halfen sie uns auch, Briefe an Verwandte zu schicken oder teilten ihr Brot mit uns.

Draußen im Hof arbeiteten die Häftlinge zehn Stunden am Tag. Ich war in einem Kommando von 30 Mann. Unter der Erde dauerte die Arbeit täglich acht Stunden. Wir mussten die Sohle nach den Explosionen abräumen und die Löcher bohren. Man lehrte uns sogar, Dynamit zu legen und die Zündschnur anzuzünden. Wir arbeiteten ohne freie Tage. Das Essen war vergleichsweise nicht schlecht. Zum Frühstück gab es einen süßen Kaffee mit Sacharin, 200 Gramm Brot, 20 Gramm Margarine oder Hackfleisch. Zum Mittag bekamen wir einen Liter Suppe mit Kartoffeln, Weißrüben und Kohl, Gerstenbrei und etwas Fleisch. Am Abend gab es entweder Suppe und 300 Gramm Brot oder Kaffee, Brot und Margarine.

Dennoch starben hier an Unterernährung ein bis zwei Mann am Tag, andere auch durch Arbeitsunfälle. Es gab viele „Muselmänner“, die suchten Essen in Ecken, in Abfällen und schwellen vom salzigen Wasser an. Es gab aber auch privilegierte Liebhaber der homosexuellen Kapos und Vorarbeiter, die als „geistig Zurückgebliebene“ von der Hauptarbeit befreit wurden.

Im Juli/August 1944 wurden 300 neue Häftlinge – Dänen – eingeliefert. Zum Abendbrot gab es Hirsebrei. Alle Dänen weigerten sich, ihn zu essen: „So etwas Ekliges essen wir nicht!“ Sie rauchten nur und tauschten ihr Abendbrot gegen Zigaretten um. Wir bekamen damals zwei Zigaretten pro Tag, später nur noch eine. Es sind aber keine zwei Wochen vergangen, und die Dänen aßen nicht nur alles, sie fragten sogar nach der Zulage und rissen uns das Essen einfach aus den Händen.

Sie bekamen zwar Lebensmittelpakete vom Roten Kreuz, teilten das Essen aber mit niemandem von uns, sondern aßen alles selbst. In den Paketen waren aber überwiegend Fette, und sie bekamen alle schrecklichen Durchfall.

Nachts wurde der Saal, in dem die 1 500 neu angekommenen Häftlinge lagen, verschlossen. In der Mitte nur eine Toilette für zwei Personen. Was da los war! Morgens und abends wollten alle zum Arzt. Am Abend standen alle 1 500

Häftlinge während des Appells in fünf Reihen. Die Dänen konnten sich kaum auf den Beinen halten. Da ging auf einen von ihnen der Kapo zu – ein Deutscher mit grünem Winkel, ein Krimineller – und sagte laut, sodass alle es hören konnten: „Was für Schweine seid ihr Dänen! Seht, die Deutschen, Russen und Polen stehen gerade! Und ihr ...?“ Und so weiter. Was in diesen armen Menschen und in uns allen vorging: Ein Dieb belehrte uns! Die Dänen gehörten nämlich zur Elite. Unter ihnen waren Wissenschaftler, Politiker, sogar Beamte aus Ministerien. Während dieser Monate starben die meisten der Dänen an Hunger, obwohl sie noch ein paar Mal Hilfe vom Roten Kreuz erhielten.

Einmal versuchten zwei Russen zu fliehen. Sie wurden gefasst und auf der Stelle an einer Säule aufgehängt. Es war fürchterlich: Ein nackter Mensch mit gebundenen Händen und einer Binde über den Augen steht auf einem Hocker, den Strick um den Hals. Der Hocker wird von einem Vorarbeiter umgestoßen, der Körper zuckt im Krampf und in zwei, drei Minuten ist alles vorbei. Der Arzt stellt den Tod fest, die Leiche wird weggeschafft und fünf, zehn später Minuten läuft auf demselben Platz der Handel mit Zigaretten, Brot und Suppe, weinen oder singen Menschen, schlagen sich. Das Leben geht weiter.

Unser Blockältester war ein sehr interessanter Mann – ein alter Deutscher. Er war nicht boshaft, aber prahlte immer. Man hat für ihn extra gekocht und der Koch brachte ihm den Teller mit ausgestreckten Armen über den ganzen Saal. Am Tag gingen alle zur Arbeit, aber er hatte einen kleinen Hund und mit diesem Hund und einem Wächter ging er auf den Straßen spazieren. Aus irgendeinem Grund umschmeichelten ihn die SS-Leute.

Unsere Wächter waren überwiegend alte Männer in Uniformen der Luftwaffe. Sie waren nicht schlecht, sogar verständnisvoll. Einmal brachte uns zwei Wochen lang ein Wachmann, der selbst Tischler war und dort auf Lohn arbeitete, zur Arbeit in die Tischlerei. Er führte uns morgens an einer Kaserne vorbei, damit die Soldaten uns Brot gaben.

So arbeiteten wir bis Anfang April 1945.

*Stepan Iwanowitsch Dorotjak, Brief vom Mai 1996.*

### **Außenlager Meppen und Ladelund**

Zwischen September und November 1944 wurden auf Veranlassung des Oberkommandos der Wehrmacht an der Nordseeküste fünf Außenlager zum Bau von Verteidigungsanlagen, hauptsächlich Panzergräben, errichtet. Es waren die Lager Ladelund, Husum, Wedel, Aurich-Engerhufe und Meppen mit insgesamt 8 000 Häftlingen. Regen und Kälte ausgesetzt, schlecht gepflegt und gekleidet, unbarmherzig zur schnellen Arbeit angetrieben, kamen innerhalb weniger Wochen in Meppen und in Ladelund jeweils ungefähr 300 Häftlinge ums Leben.

Nachdem ich die Quarantäne durchlaufen hatte, wurde ich mit mehr als 3 000 Mann auf Transport geschickt. Wir wurden in das Außenlager Meppen gebracht, wo wir in der Nähe der holländischen Grenze Panzergräben ausheben mussten. Die Arbeit war äußerst schwer. Bis zu den Knien standen wir mit unseren Holzschuhen im Wasser. Einmal am Tag bekamen wir Steckrübensuppe und 150

Gramm Brot. Hungrig und geschwächt wurden wir zur Arbeit getrieben. Kranke wurden auf Tragbahren zur Arbeit gebracht – man erklärte, sie würden unterwegs zu Kräften kommen und arbeiten können. Aber auch zurück ins Lager wurden sie getragen – tot. Die wenigen Überlebenden von diesen 3 000 Mann wurden anschließend ins Stammlager zurückgebracht und nach der Quarantäne einem neuen Kommando zugeteilt. So geriet ich ein noch zweites Mal in ein Kommando, das Panzergräben ausheben musste, diesmal an der dänischen Grenze.

Iwan Danilowitsch Krischanowskij, Brief vom Juni 1999.

Ich kam zusammen mit Kämpfern des Warschauer Widerstandes nach Meppen. Wir wohnten in einem Pferdestall und hoben Schützengräben in einem Moor aus. Ich wurde in das „Leichen“-Kommando überstellt. Die vorherige Belegschaft dieses Kommandos war wegen Manipulationen mit Goldzähnen der Verstorbenen erschossen worden. Wir waren sechs. Wir begruben Leichen, mindestens zehn am Tag. Immer nach dem Appell mussten wir sie in den Baracken einsammeln. Es gab etwa zwölf Baracken mit ca. 3 000 Lagerinsassen. Unsere Aufgabe war es, die Leichen auszuziehen und – während sie in der Schreibstube registriert wurden – hinter dem Lager Gräber auszuheben. In der zweiten Tageshälfte spannten wir uns dann vor einen Wagen und brachten die Leichen vom Lager weg, um sie zu beerdigen.

Jurij Aleksejewitsch Sinjawin, Brief vom August 1998.

In Neuengamme wurde das Kommando Ladelund zusammengestellt. Wir wussten nicht, was das war: Ladelund. Aber als sie uns hingebraht hatten, erfuhren wir es. Wir mussten Panzergräben anlegen. Das war irgendwann Mitte Dezember 1944. Die Lufttemperatur betrug nur fünf bis zehn Grad. Schon nach zwei Spatenstichen kam Grundwasser. Am ersten Tag gruben wir, es ging noch, aber am nächsten Tag war es gefroren. Folgende Arbeitsbedingungen: Man durfte nicht stehen bleiben, man musste die ganze Zeit weiterarbeiten, im kalten Wasser, Eis, man musste diesen Sumpf graben.

Wenn jemand stehen geblieben war – „Raus!“ Und fertig. Sie prügeln mit einer Schaufel, einem Gummiknüppel, einem Kabel – was gerade zur Hand war – bis zum Tod. Wenn also jemandem „Raus!“ befohlen wurde, bedeutete das den Tod.

*Grigorij Iwanowitsch Tilischinskij, mündlicher Bericht vom Mai 1999.*

### **Außenlager in Hannover**

In Hannover bestanden zwischen Juli 1944 und April 1945 sieben Außenlager mit insgesamt mehreren tausend männlichen und weiblichen Häftlingen des KZ Neuengamme. Aus einem der Hannoveraner Außenlager konnte Fjodor Iljin, dessen Bericht hier wiedergegeben wird, fliehen.

Die Bedingungen in Außenlagern konnten sich in vielerlei Hinsicht von denen im Stammlager Neuengamme unterscheiden, auch hinsichtlich der Bewachung. Die SS verfügte in den Nebenlagern über weniger Personal und die Häftlinge kamen mit deutschen Vorarbeitern, ausländischen Zwangsarbeitern und manchmal auch

mit der Zivilbevölkerung in Kontakt. Die Arbeitsplätze in den Fabriken waren weniger stark gesichert als die im KZ. Fjodor Iljins Flucht geschah spontan und er hatte großes Glück, dass sie ihm tatsächlich gelang. Er hat sehr viel riskiert, mit der Flucht aber vermutlich sein Leben gerettet: Die Häftlinge dieses Außenlagers wurden gegen Kriegsende in das KZ Bergen-Belsen gebracht, in dem noch Tausende in den wenigen Tagen vor Kriegsende verhungerten, verdursteten oder an Typhus starben.

Unser Lager befand sich auf dem Gelände des Werkes, in dem wir arbeiteten. Die Arbeitskolonnen mit jeweils 30 Häftlingen marschierten unter starker Bewachung zur Arbeit und zurück. Wir wurden wieder und wieder gezählt. Ich arbeitete in der Nachtschicht in einer Werkshalle, in der Geschosse gefertigt wurden. Mit großen Hydraulikpressen wurden glühende Werkstücke gepresst, die anschließend zur Abkühlung in Pyramiden aufgestapelt werden mussten. Die Pressen, die diese 18 Kilogramm schweren Werkstücke bearbeiteten, verkeilten oft, und während sie repariert wurden, hatten wir Pause.

In so einer Pause bat ich einen SS-Mann um die Erlaubnis auszutreten. Er ließ mich gehen. In der Toilette entdeckte ich ein nicht verschlossenes Fenster. Ohne lange darüber nachzudenken, schlüpfte ich aus dem Fenster auf das Dach der Werkshalle und stieg schnell die Betongitter herunter, die an den Fenstern zum Schutz gegen Bombensplitter angebracht waren. Ich folgte den Gleisen und entfernte mich von der Werkshalle. Ich zog meine Holzschuhe aus, um keinen Lärm zu machen, wickelte das Hemd um die Füße und ging weiter und weiter, weg vom Werk. Es war Nacht, gegen ein Uhr. Ich folgte den Gleisen, bis ich eine Chaussee erreichte und meinen Weg dort fortsetzte. So kam ich in einem Dorf an, fand eine Scheune und versteckte mich im Stroh. Einen ganzen Tag blieb ich in der Scheune. Ich entdeckte alte Kleidung und zog mich um. Meine Lagerkleidung ließ ich in der Scheune liegen und verließ das Versteck bei Anbruch der Nacht. Ich marschierte immer weiter, weg vom Ort meiner Flucht.

Irgendwann erreichte ich eine Eisenbahnstation und stieg in einen Güterzug, der Vieh transportierte, Schafe und Kühe. Ich saß nun in einem Zug Richtung Osten in diesem Wagon mit Kühen und entfernte mich immer mehr von dem Ort, an dem ich gearbeitet hatte, von Hannover und vom Neuengammer Arbeitskommando. Der Zug fuhr die ganze Nacht durch, erst am Morgen hielt er an. Hungrig kletterte ich aus dem Wagon und lief weiter die Gleise entlang.

Dort entdeckte mich dann ein deutscher Soldat, der russische Kriegsgefangene bewachte, die die Strecke ausbesserten. Er nahm mich fest und brachte mich in eine Wachbude. Von den Gefangenen bekam ich Kartoffeln und etwas Brot und konnte so meinen Hunger stillen. Währenddessen rief der Soldat die Polizei an. Ein Polizist kam mich abzuholen. Im Polizeirevier wurde ich verhört und erzählte, dass ich aus einem Schacht in Gern geflohen sei. Man schickte mich zunächst ins Polizeigefängnis, eine von Polizisten bewachte Baracke, in der flüchtige Russen, Polen und Menschen anderer Nationalitäten in Haft saßen. In dieser Baracke in Leipzig verbrachte ich ungefähr zwei Monate und musste in der Zeit auch arbeiten, z. B. auf Anforderung von Bauern beim Abladen helfen. Im Vergleich zum KZ-Lager war die Verpflegung hier nicht schlecht und es gab keine Misshandlungen.

Eines Tages wurde ich ins Polizeirevier bestellt. Dort wartete auf mich ein Mann

in Zivil, der mich mit nach Roßwein, Kreis Leipzig, zur Firma „Theodor Knische“ nahm. Dort waren bereits fünf andere Russen beschäftigt. Wir wohnten in einem Ostarbeiterlager, dessen Insassen im Werk „Kadner“ arbeiteten. Zu und von der Arbeit wurden wir von einem Meister gebracht. Die Verpflegung war gut. So entkam ich der Hölle des KZ-Lagers und arbeitete bis zur Befreiung bei der Firma „Theodor Knische“.

Fjodor Jakowlewitsch Iljin, Brief vom Februar 1999.

### **Außenlager Kaltenkirchen**

Das Außenlager Kaltenkirchen war im August 1944 in der Nähe der Stadt Kaltenkirchen eingerichtet worden, um 500 Häftlinge zu Bauarbeiten an einem Flugplatz einzusetzen. Viele Sowjetbürger und Polen, aber auch Deutsche, Niederländer, Belgier, Franzosen und Angehörige weiterer Nationen waren in diesem Lager untergebracht. Mehrere Hundert, die genaue Zahl ist nicht bekannt, starben infolge der unmenschlichen Lebensbedingungen. Wassilij Schaposchnikow wurde Ende 1944 vom Außenlager Wittenberge zurück nach Neuengamme und anschließend von dort in das Außenlager Kaltenkirchen transportiert.

In Neuengamme verbrachte ich nach der Ankunft aus Wittenberge 8 bis 10 Tage. Ungefähr Mitte Januar 1945 wurde erneut eine Gruppe von 40, 50 Häftlingen zusammengestellt und in geschlossenen Viehwagons in ein anderes Außenlager geschickt. Das Lager befand sich in einem Wald nicht weit von einer Autobahn. In der Nähe musste nach Aussagen von Häftlingen eine Stadt liegen. Hier wurden etwa 300 bis 350 Häftlinge inhaftiert: Deutsche, Polen, Russen und Ukrainer. Nicht weit vom Lager, etwa sieben, acht Kilometer entfernt, lag ein Flugplatz. Von deutschen Häftlingen erfuhren wir, dass dort neuartige Düsenflugzeuge stationiert seien. Alle Häftlinge wurden in verschiedenen Arbeitskommandos beim Bau des Flugplatzes eingesetzt. Ich kam in ein Kommando von 20 bis 25 Mann, die mit Loren Splitt transportierten und in spezielle in den Boden eingelassene Tröge füllten. Der Splitt wurde von russischen Kriegsgefangenen in Wagons mit einer Kippvorrichtung geliefert. Mit den Händen verteilten wir ihn in diesen Trögen. Unsere Arbeit wurde von einem deutschen zivilen Meister koordiniert, 55 bis 60 Jahre alt. Er erzählte uns, dass wir Abstellplätze für Düsenflugzeuge bauten. Die konnten wir später sogar mit eigenen Augen sehen. Während unserer Arbeit beobachteten wir vier oder fünf Mal, wie die Flugzeuge starteten, in der Luft explodierten und auf dem Boden aufschlugen. Manchmal schafften die Piloten es nicht rechtzeitig, das Flugzeug mit dem Fallschirm zu verlassen. Es war klar, dass die neuen Düsenflugzeuge eine Testphase durchliefen.

Wassilij Kirillowitsch Schaposchnikow, Brief vom August 1999.

### **Außenlager im Werftbereich**

Fast jede Hamburger Großwerft verfügte wie Blohm & Voss, Stülcken, die Deutsche Werft und die Howaldtswerke AG über ein eigenes Konzentrationslager. Die Werften hatten ihre Produktion den Bedürfnissen des

Krieges angepasst. Sie produzierten und reparierten Unterseeboote und sonstige Kriegsschiffe. KZ-Gefangene mussten nach Bombenangriffen Trümmer räumen und Reparaturarbeiten durchführen. Außerdem arbeiteten sie wie Iwan Chitajlow auf der Deutschen Werft in verschiedenen Bereichen der Produktion.

Häftlinge wurden aber auch in Betrieben zur Zwangsarbeit eingesetzt, die den Werften zulieferten. Ein solcher Betrieb war die Deschimag (Deutsche Schiffsmaschinen AG) in Bremen-Blumenthal. Petr Metla gehörte zu den etwa 1 000 Häftlingen, die in dem Lager in Blumenthal untergebracht waren und bei der Deschimag arbeiteten.

Im November 1944 wurden wir in einer Gruppe von etwa 100 Mann ins Arbeitslager Neuengamme geschickt. Wir kamen im Lager am späten Abend an und wurden in einer Baracke einquartiert. Bis zum Ende der Quarantäne durften wir sie nicht verlassen. Ich erhielt die Häftlingsnummer 70105 und wurde in ein Kommando nach Hamburg abtransportiert. In Hamburg wurden wir im Dachgeschoss eines Werksgebäudes der Firma „Deutsche Werke“ untergebracht. Daneben erhob sich der Fabrikschornstein, eine von Bomben völlig zerstörte Gießerei war zu sehen und in der Nähe noch ein Werksgebäude in Trümmern mit einem Luftschutzkeller. An seiner Seite verlief ein Kanal, auf dem ein Dampfer vor Anker lag.

Am 31. Dezember 1944, vor Neujahr, wurden Kommandos von der Arbeit befreit und mussten auf dem Gelände aufräumen. Plötzlich begann ein Bombardement. Alle suchten Zuflucht im Luftschutzkeller. Zwei Bomben fielen aber direkt auf den Schutzkeller und alle Häftlinge und die SS-Wachmannschaft kamen dabei ums Leben. Nur die Kranken im Revier und Teile der Revierbelegschaft sowie der Stubendienst und einige Aufseher, die den Dachboden nicht rechtzeitig verlassen konnten, überlebten diesen Angriff. Mein Kommando, in dem 20 Mann, darunter 18 Franzosen und zwei Russen beschäftigt waren, hatte in einiger Entfernung vom Werksgelände gearbeitet. Wir fanden in einem kleinen Bunker Schutz und überlebten.

Die Überlebenden wurden in einer Baracke neben der Betriebskantine untergebracht. Später zogen wir in ein mittelgroßes Lager neben einer Werkshalle, in der Boots- und Kutterteile zusammengeschweißt wurden. Ich arbeitete in dieser Halle als Maler, strich U-Boot-Teile an. Der Meister war ein ziviler Deutscher, der uns sehr freundlich behandelte.

Unser Kapo war ein deutscher politischer Häftling, ein hoch gewachsener Mann, der die Russen wegen ihres Durchhaltevermögens mochte.

Auch als Vorarbeiter war bei uns ein deutscher Häftling, Fred, eingesetzt. Er schaffte es, ungeachtet der Lagerbedingungen seine Menschlichkeit zu bewahren und Humanität und Barmherzigkeit zu zeigen. Er besorgte bei einheimischen Fischern Fisch und kochte oft Fischsuppe für die Leute seines Kommandos. Da wir keine Gelegenheit hatten uns zu baden, machte er in einer Blechtonne Wasser warm, sodass wir uns bis zur Gürtellinie waschen konnten. Er selber wusch den Häftlingen mit einer Bürste die Haare. Einmal hatte ich auf dem Werksgelände eine gefrorene Kartoffel gefunden. Fred nahm sie mir weg und erklärte mir etwas. Ich konnte kein Deutsch, aber verstand den Sinn: Die Kartoffel war faul und gefroren, ich hätte mich damit vergiften können. Um mich noch mehr zu überzeugen, holte Fred seine Brotration aus der Jacke und gab sie mir.

Als ich nach der Heimkehr meiner Mutter davon erzählte, brach sie in Tränen aus, weil ich ihrer Meinung nach diesem Menschen Böses angetan, nämlich das Brot weggenommen hatte. Es dauerte einige Zeit, bis ich sie überzeugen konnte, dass Fred mehr Möglichkeiten gehabt hat, seinen Hunger zu stillen, aber in ihrem Abendgebet erwähnte sie noch lange seinen Namen. Sollte er nach dem Krieg Glück gehabt haben, dann ist das nicht zuletzt dem Beten meiner Mutter zu verdanken.

Es gab aber auch Sadisten, wie zum Beispiel einen Deutschen aus Berlin oder den Polen Stassik, die viele von uns zum Krüppel geschlagen oder gar ermordet haben. Sie bekleideten den Posten eines Vorarbeiters. Unsere Wachmannschaft bestand aus älteren ehemaligen Marinesoldaten mit SS-Abzeichen. Während der Alarme halfen Häftlinge ihnen, in den Bunker zu laufen, so behandelten auch sie uns nach Möglichkeit menschlich.

Iwan Iwanowitsch Chitajlow, Brief vom Februar 1999.

Die Häftlinge waren in zwei Schichten eingeteilt – eine Tag- und eine Nachtschicht. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat – immer arbeitete ein Teil der Häftlinge nur tagsüber und die anderen nur nachts. Während für die Tagschicht nach der Arbeit die Nacht und der Schlaf kam, beendete die Nachtschicht ihre Arbeit am Morgen, wenn das gesamte Aufsichtssystem des Lagers erwachte und zu funktionieren begann. Putzen, Betten zurechtmachen usw. Alle hatten deshalb nur einen Traum: „Wann lässt man uns einmal ausschlafen!“ Meistens gelang es uns höchstens drei bis vier Stunden zu schlafen, doch manchmal halfen uns nächtliche Luftalarme.

Der Kapo in unserer Nachtschicht suchte ständig nach Verstößen und fragte die deutschen Arbeiter aus. Morgens ließ er die Schicht antreten und erstattete dem Lagerführer Rapport über die Anzahl der Häftlinge und gab die Nummern der Betroffenen an. Der Lagerführer, ein SS-Offizier mit silbernen Kragenspiegeln, ein Rothaariger mit abstehenden Ohren, war sehr grausam. Nach dem Rapport befahl er, die „Schuldigen“ ohne Brotration zu lassen und sie mit einer bestimmten Anzahl von Schlägen zu bestrafen. Der Kapo führte dann die Prügelstrafe mit einem Gummischlauch aus.

Dann erschienen bei uns die Läuse. Der Lagerführer ordnete an, uns zu baden. Warmes Wasser gab es aber nicht. Man trieb uns in die Dusche, stellte das kalte Wasser an, schaltete es wieder ab und befahl, sich mit einem Pulver einzureiben. Von unseren Körpern stieg Dampf empor, man konnte den Eindruck bekommen, wir hätten uns wirklich mit warmem Wasser geduscht. Dann wurde wieder das kalte Wasser angestellt. Mit stockendem Herzen mussten wir dieses Leid ertragen, bis das Wasser wieder abgestellt wurde. So ging es etwa zehn Tage, während unsere Betten und Kleidung jedoch voller Läuse blieben. Die Hartnäckigkeit des Lagerführers brachte die Häftlinge nur zur völligen Erschöpfung. Er gab unserer fehlenden Hygiene die Schuld und kontrollierte höchstpersönlich die Sauberkeit der Körper und die Kleidung. Die „Unsauberen“ wurden auf seinen Befehl in großen Waschbecken in kaltem Wasser mit Bürsten gewaschen. Unsauberkeit bedeutete seiner Meinung nach, wenn jemand Sommersprossen, Muttermale oder Pickel hatte. Epidemien setzten ein, die Todesfälle nahmen zu. In kurzer Zeit wurde das Lager mehrmals durch neue Häftlingstransporte aufgefüllt.

Einmal geschah Folgendes: Ein polnischer Häftling hatte einen jugendlichen

russischen Häftling verprügelt. Andere russische Häftlinge waren dem Jungen aber beigesprungen und der Pole hatte sich beim Lagerführer beschwert. Der versammelte alle Häftlinge und gab bekannt, es sei die Klage eines polnischen Häftlings eingegangen, er sei von Russen verprügelt worden. Doch nur er, der Lagerführer, sei befugt, jemanden zu bestrafen. Er ließ alle nicht-russischen Häftlinge gehen. Die Gebliebenen zählte er durch. Wir waren 162. Auch der Pole musste bleiben, um den Jungen und die angeklagten Russen zu identifizieren. Die Identifizierten hätte eine grausame Strafe erwartet. Der polnische Häftling sah ein, dass es ein Fehler gewesen war, sich zu beschweren und identifizierte keinen. So beschloss der Lagerführer, alle russischen Häftlinge zu bestrafen. Die Häftlinge mussten in einen Kellerraum. Am Ausgang standen mit Gürteln und Schläuchen ausgerüstete Aufseher bereit. Auf den Befehl „Raus!“ stürzten die Häftlinge zum Ausgang: Dort begann dann das Gemetzel.

Klimentij Iwanowitsch Bajdak, schriftlicher Bericht vom Mai 1997.

Im Lager Bremen-Blumenthal lag ich auf Block 4, Stube 3. Der Blockälteste war ein deutscher Krimineller. Häftlinge erzählten, er säße bereits seit sieben Jahren wegen eines Autodiebstahls im Lager. Ich sah ihn nur sonntags bei der Essenausgabe. An Werktagen arbeitete er in der ersten Schicht, während ich und noch drei Männer aus unserer Stube in der zweiten Schicht waren. Hier arbeiteten insgesamt 200 Menschen in einer Fabrik, die ungefähr einen Kilometer vom Lager entfernt war. Zuerst kam ich als Lehrling zu einem Schlosser. Außer mir waren da noch 70 Mann. Unsere Halle lag im ersten Stock. Jeden Samstag schrieb der Vorarbeiter in die Liste mit unseren Lagernummern neben jede Nummer die Summe unseres Verdienstes von zwei bis fünf Mark. Für zwei Mark bekam man sonntags vier Zigaretten, für drei Mark sechs Zigaretten, für vier entsprechend acht und für fünf Mark zehn Zigaretten. Das nannte man „Prämie“. Wenn der Vorarbeiter aber nur einen Strich machte, wurde der Betreffende in die Schreibstube gerufen und mit zehn Gummiknüppelschlägen bestraft.

Als ich an einem Montag in die Toilette ging – man durfte während des Tages zwei Mal austreten – und mir eine Zigarette anzündete, kamen ein Franzose und ein Pole auf mich zu und sagten, dass gelernte Schlosser ins KZ Dora geschickt würden. Um das zu verhindern, veränderte ich mit einer Feile Kerben, indem ich sie rund machte. Ich wurde daraufhin ins Erdgeschoss überstellt und erhielt Hammer, Meißel und eine Bürste, mit denen ich dann Verbrennungsrückstände in Gaserzeugern beseitigen musste. Dabei blieb es bis zur Evakuierung.

In Block 4, Stube 2, waren fünf Franzosen, die in der Nachtschicht arbeiteten. Tagsüber gruben sie einen Tunnel, um zu fliehen. Acht bis zehn Meter von der Rückseite des Blocks war schon ein tiefer Einschnitt. Eines Tages fiel aber ein Wachmann da hinein. Die Franzosen bekamen jeder 25 Schläge mit dem Gummiknüppel und wurden mit weißen Kreisen auf dem Rücken gekennzeichnet. Zur Arbeit mussten sie in der ersten Reihe gehen.

Ende März wurde unser Lager zu einem Durchgangslager. Es kamen und gingen Kolonnen von Häftlingen aus Bremen und anderen Lagern. In einer Kolonne aus Bremen erkannten unsere Häftlinge einen Vorarbeiter, einen Polen, der früher in unserem Lager gewesen war und Häftlinge brutal geschlagen hatte. Eines nachts war er beinahe umgebracht und deshalb nach Bremen verlegt worden. Nun aber stürzte sich die Menge auf ihn und trampelte ihn zu Tode.

Petr Petrowitsch Metla, Brief vom Januar 1996.

### **Frauenaußenlager**

Das Stammlager Neuengamme war ein Konzentrationslager für Männer, einige Außenlager von Neuengamme waren jedoch reine Frauenlager, in die weibliche Häftlinge aus den Konzentrationslagern Auschwitz, Ravensbrück und Stutthof überstellt wurden. Sie kamen mit großen Transporten nach Hamburg, Bremen, Hannover oder Salzgitter, weil an diesen Orten ihre Arbeitskraft benötigt wurde. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Frauen glichen denen ihrer männlichen Kameraden.

Die drei Frauen, die in diesem Kapitel zu Wort kommen, Aleksandra Maksa, Nadeschda Prokopenko und Neonila Kurljak, waren Ostarbeiterinnen, die wegen Fluchtversuchen und „defätistischer Äußerungen“ von der Gestapo in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück eingewiesen worden waren. Aleksandra Maksa und Neonila Kurljak kamen von dort in das Außenlager Dräger in Hamburg-Wandsbek, wo sie für die Firma Dräger in der Gasmaskenproduktion arbeiten mußten. Ihre Schilderungen der Hinrichtung von Raja und des Fluchtversuches von Marija werden von vielen weiteren Überlebenden bestätigt. Nadeschda **Prokopenko** war in einem Lager in Salzgitter und musste in einer Munitionsfabrik Geschosshülsen herstellen. Sie berichtet, wie sie bei dieser Arbeit in Gewissensnöte geriet und Sabotage betrieb.

Insgesamt waren etwa 13 500 Frauen in den Außenlagern des KZ Neuengamme. Etwa 5 900 von ihnen, so wird geschätzt, kamen aus der Sowjetunion.

Das Lager bestand aus drei Baracken. Es befand sich direkt auf einem Fabrikgelände und war von der Fabrik nur durch eine Wand getrennt.

Vor Arbeitsbeginn bekamen wir ein Stück Brot, Tee, heißes Wasser. Das Brot, das wir am Abend bekamen, musste eigentlich für den nächsten Morgen aufbewahrt werden, aber meistens aßen unsere Frauen es noch am selben Abend. So hatten sie am Morgen gar kein Brot mehr und warteten auf das Mittagessen, eine Suppe.

Unsere Baracke war nicht groß, aber doch in mehrere Räume unterteilt. In unsere Baracke kamen auch die Mädchen aus der dritten Baracke, um sich zu waschen, denn bei uns gab es ein Waschbecken aus Beton und wer vor eisigem Wasser keine Angst hatte, konnte sich selbst und sogar die Kleidung waschen. In einem Raum wohnten drei Französinen, in einem anderen drei Deutsche. Aber die meisten Gefangenen kamen aus Polen oder Russland.

Die Fabrik, in der wir arbeiteten, stellte Gasmasken her. In einer Halle war die Arbeit besonders schwer. Man nannte die Häftlinge, die dort arbeiteten, „Schwerarbeiter“. Für diese Arbeit wurden kräftigere und hoch gewachsene Mädchen ausgesucht, während wir, die schwächeren, an einem Fließband arbeiteten, an dem wir Formen für Gasmasken vorbereiteten. In der Halle waren außerdem Pressen aufgestellt, auf denen die Mädchen auf Schwerarbeit Gummimasse pressten. Durch den Dampf war es sehr heiß.

Unter den Mädchen war Raja. Sie wohnte zusammen mit uns in der ersten Baracke. Eines Tages wurde sie abgeführt. Wir hatten aber keine Ahnung, warum. Als man sie das erste Mal zu uns ins Lager zurückbrachte, wurde sie von uns isoliert. Sie trug eine Schaufel und zwei Aufseherinnen waren bei ihr. Es stellte sich heraus, dass sie neben der ersten Baracke eine Grube ausheben musste, eine Grube für sich selbst. Sie schwieg, redete kein Wort. Sie schaufelte still vor sich hin, achtete auf niemanden, so als ob sie das gar nicht betreffen würde. Als man sie das zweite Mal ins Lager brachte, trug sie einen Galgen und stellte ihn in die Grube.

Etwas später wurde sie ein drittes Mal zu uns gebracht. Wir mussten uns um den Galgen herum aufstellen. Danach erschienen Aufseherinnen, der Kommandant des Lagers und zwei Häftlinge aus Neuengamme, kräftige Männer in gestreifter Kleidung. Das waren Henker. Man ließ Raja auf einen Stuhl neben den Treppenstufen steigen und das Urteil musste vorgelesen werden, damit wir Bescheid wissen, um uns zu quälen. Unsere Lagerälteste hieß Lida. Sie war Kriegsgefangene, ein sehr nettes Mädchen – bescheiden, warmherzig, gebildet. Sie hat uns nie verraten. Und jetzt wurde sie gezwungen, das Urteil vorzulesen.

Plötzlich nahm sie das Urteil, schrie, begann zu zittern und warf sich in einem Anfall von Hysterie zu Boden. Sie schrie und wir alle fingen auch an zu schreien und zu toben und liefen auseinander. Die Aufseherinnen versuchten uns mit Gummiknüppeln zurück zu treiben, aber sie konnten überhaupt nichts ausrichten, denn wir waren viele und sie nur ein Dutzend. Auch der Kommandant konnte nichts ausrichten. Zwar schafften sie es, einige Frauen zurück zum Galgen zu bringen, aber die anderen blieben in den Baracken und wollten es nicht mit ansehen. Es war unmöglich, sie zurückzubringen. Sie konnten uns nicht überwältigen. Das war wie ein richtiger Aufstand von uns. Aber das Mädchen Raja wurde trotzdem hingerichtet.

Aleksandra Iwanowna Maksa, mündlicher Bericht vom März 1998.

Eine der Aufseherinnen, sie hatte den Spitznamen „Krähe“, war sehr brutal. Sie schlug dir mit dem Gummiknüppel auf den Kopf, egal ob du schuldig warst oder nicht. Eine andere, die wir „Püppchen“ nannten, war dagegen sehr nett, sie schlug uns nie. Bei ihr konnten wir sogar ein wenig gegen die Lagerordnung verstoßen – etwas fragen, miteinander reden, während die „Krähe“ auf jedes laute Wort hin „Ruhe!“ schrie.

Neonila Aleksandrowna Kurljak, mündlicher Bericht vom März 1998.

Es gab noch einen Zwischenfall: Marija – sie war Stundistin und glaubte fanatisch an Gott. Das Leben im Lager fiel ihr sehr schwer, noch schwerer als uns, weil sie zum Beispiel kein Brot von einem roten Tisch nehmen durfte. Wenn man Brot für sie auf einen roten Tisch legte, rührte sie es nicht an. So musste sie ständig hungern. Eines Tages brach sie aus dem Lager aus, ich weiß nicht, wie sie das geschafft hat. Man suchte sie und konnte sie nicht finden. Dann ließ man uns auf dem Appellplatz antreten und jede Vierte musste vortreten. Uns wurde mitgeteilt, dass diejenigen, die vorgetreten waren, erschossen würden, wenn man Marija nicht ausfindig machen könnte. Wir standen sehr lange auf dem Appellplatz. Ich war unter diesen Vierten und hatte natürlich Angst, da wir unschuldig waren und

erschossen werden sollten. Einige Zeit später entdeckte man sie in einem Moor – hinter dem Lager lag ein Kanal oder Sumpf. Man hat sie dort nach einigen Stunden herausgeholt. Bis zum Hals hatte sie da drin gesessen und diese Qual stundenlang ertragen. Die Aufseherinnen hatten sie entdeckt. Sie war vollkommen hilflos. Man legte sie auf eine Bettdecke und vier Aufseherinnen zogen sie ins Lager. Sie wurde von uns isoliert und irgendwo eingesperrt.

Aleksandra Iwanowna Maksa, mündlicher Bericht vom März 1998.

Nach diesem Vorfall wurde beschlossen, mit Ölfarbe gelbe Kreuze auf unsere Kleidung zu malen, um Fluchtversuche zu verhindern. Unter uns war aber eine Gläubige, die auf Grund ihres Glaubens kein Kreuz tragen durfte. Man malte ihr dieses Kreuz auf – sie zog das Kleid aus. Die Mädchen fingen an zu lachen. Man malte ein Kreuz auf das Hemd – sie zog das Hemd aus. Das Lachen wurde noch stärker. Dann auf ihren Körper – sie warf sich zu Boden und fing an, sich zu schlagen und zu schreien. Man hat sie daraufhin sofort in den Bunker gebracht. Er war aus Beton und man konnte in ihm nur stehen. Solange sie noch Kraft hatte, schrie sie und heulte, bis sie schließlich still wurde. Am Morgen öffnete man den Bunker und erschoss sie vor unseren Augen.

Neonila Aleksandrowna Kurljak, mündlicher Bericht vom März 1998.

Ich hatte eine Freundin, sie war nur drei Jahre älter als ich, aber damals schien es uns, als sei sie viel älter als wir. Sie war sehr klug, eine Militärärztin aus Leningrad. Sie war in Gefangenschaft geraten und zuerst in einem Kriegsgefangenenlager inhaftiert worden, bevor sie in unser Lager überstellt wurde. Sie hieß Ljalja Baron, war Jüdin, hatte aber blaue Augen und sah überhaupt zierlich aus, sodass niemand Verdacht schöpfte, sie sei Jüdin. Wir wussten es, schwiegen aber, weil man Jüdinnen von uns isolierte. Sie war sehr gebildet, sehr gescheit und quasi unsere Anführerin: Wir waren ja noch sehr jung, 16, 17, 18 Jahre alt. Sie war aber schon 20 oder 21, hatte schon Lebenserfahrung.

Aleksandra Iwanowna Maksa, mündlicher Bericht vom März 1998.

Eine Aufseherin schlug mich einmal mit dem Hammer, sodass mein Gesicht vollständig schwarz war. Und warum? Ich hatte sie angebrüllt. Man reichte Werkstücke zu und ich war zwei Werkstücke hinterher. Dadurch wurde das Fließband etwas aufgehalten. Sie sprach mich an und ich gab zurück: „Lass mich in Ruhe!“ Dafür hat sie mich verprügelt. Ich habe noch lange an den Folgen gelitten.

Neonila Aleksandrowna Kurljak, mündlicher Bericht vom März 1998.

Im Lager war auch Mila Iwanowa, mit der ich befreundet war. Sie war Schwerarbeiterin und ihr stand deshalb eine größere Portion Brot zu. Wir hatten ausgemacht, zusammen zu essen. Sie regte sich aber ständig darüber auf, dass ich ihr ein größeres Stück Brot abschnitt. Ich erwiderte: „Mila, du musst doch schwerer arbeiten als ich.“ Aber sie meinte: „Ich möchte nicht mit dir befreundet sein, wenn du die Portionen nicht in gleiche Teile schneidest.“

Aleksandra Iwanowna Maksa, mündlicher Bericht vom März 1998.

Als wir am Fließband arbeiteten und die Front näher rückte, fühlten wir, dass die Aufseherinnen uns ganz anders zu behandeln begannen. Eine kam sogar zu uns – vorher gab es keine Gespräche zwischen uns, aber diesmal fragte sie: „Mädels, der Krieg geht zu Ende, was wird man dann mit uns machen? Wird man uns nach Sibirien schicken? Wie ist es dort, in Sibirien?“ Und wir erzählten ihr von Sibirien.

Neonila Aleksandrowna Kurljak, mündlicher Bericht vom März 1998.

In Salzgitter standen vier Baracken, jeweils für 50 Mädchen eingerichtet. Insgesamt waren wir 150. Nach ein paar Tagen führte man uns in eine Fabrik, einen Rüstungsbetrieb, in dem Geschosshülsen hergestellt wurden. Natürlich war uns klar, dass die Produktion für die Front war, wo unsere Landsleute getötet wurden.

Wir bekamen eine Hülse und mussten sie an der richtigen Stelle abschneiden. Schnitten wir mehr als nötig ab, taugte die Hülse überhaupt nichts mehr. Schnitten wir weniger ab als vorgesehen, kam das Teil zur Nachbearbeitung. Wir versuchten, die Hülsen mal so, mal so zu bearbeiten – dass sie entweder ganz unbrauchbar waren oder weiterbearbeitet werden mussten.

Die Meister im Werk waren Deutsche. Unter ihnen eine sehr nette Frau und ein schon betagter Mann. Von Zeit zu Zeit machten sie Kontrollgänge. Außerdem beobachteten sie uns durch die Fenster ihrer Büros. Wenn sie hinausgingen in die Halle, war das für uns das Zeichen, dass unsere Arbeit gleich kontrolliert werden würde. Wir gaben uns dann besondere Mühe, unsere Aufgabe gut zu machen. Die Kiste mit den defekten Patronenhülsen stellten wir ganz nach unten. Die Kisten, die wir mit guten Patronenhülsen füllten, stellten wir dagegen nach oben. So kontrollierten sie unsere Arbeit und gingen wieder.

Die Verpflegung im Lager war miserabel. Wir waren permanent hungrig. Dennoch konnte man irgendwie überleben. Morgens bekamen wir eine Scheibe Brot und einen Becher Kaffee, dann gingen wir in die Fabrik. Zum Mittagessen kehrten wir zurück und kriegten eine dünne Suppe, fast nur Wasser. Abends wieder Kaffee. Das war die ganze Verpflegung.

Unsere Kleidung war nicht warm. Zwar trugen wir Schuhe, aber wir bekamen weder Strümpfe noch Socken. Wir hatten gestreifte Kleider und Jacken an. Den ganzen Winter liefen wir in diesen Sachen herum, nicht einmal ein Kopftuch durften wir umbinden. Am Anfang haben wir noch die Bettdecken mitnehmen können, doch der Weg in die Fabrik führte zum Teil durch die Stadt und in die Bettdecken gewickelt sahen wir aus wie Vogelscheuchen. Anfangs erlaubten sie es uns, aber dann fiel ihnen das hässliche Aussehen unserer Kolonne auf und sie verboten uns, Bettdecken mitzunehmen. Also gingen wir fast unbekleidet. Wohl nur dank unserer Jugend wurde keine von uns krank, trotz des Winters und des schlechten Wetters. Unsere jungen Körper haben das irgendwie ausgehalten.

Nadeschda Aleksejewna Prokopenko, mündlicher Bericht vom März 1998.

#### **14. Die Räumung der Außenlager nach Bergen-Belsen, Sandbostel und Wöbbelin**

Mit dem Näherrücken der Front begann die SS Außenlager zu räumen. Kein Häftling dürfe lebend in die Hände der Alliierten fallen, lautete ein Befehl des Reichsführers-SS, und tausende KZ-Gefangene fielen diesem neuen Höhepunkt des Terrors nur wenige Wochen vor Kriegsende zum Opfer.

Im Fall des KZ Neuengamme wurden zunächst einzelne Außenlager im Westen Deutschlands geräumt. Die Häftlinge kamen in Lager, die weiter von der Front entfernt waren, bis auch diese geräumt werden mussten.

Die „Evakuierung“ erfolgte zum Teil in tagelangen Fußmärschen, auf denen es täglich Tote gab. Die Häftlinge, geschwächt, hungrig, ohne feste Schuhe und warme Kleidung, wurden erbarmungslos vorwärts getrieben. Wer nicht mehr konnte, wurde erschossen. Hunderte kamen auf diesen „Todesmärschen“ ums Leben.

Von einem solchen Marsch berichtet Nikolaj Schapowal. Zu Fuß wurden fast 1.000 Häftlinge aus dem Außenlager Wilhelmshaven nach Bremen und von dort nach Hamburg getrieben. Nach seiner Erinnerung kam die Hälfte der Gefangenen auf diesem Fußmarsch ums Leben. Dieses Martyrium endete aber nicht, wie wohl ursprünglich geplant, im KZ Neuengamme, per Bahn und Schiff führte der Transport noch bis Flensburg. Auch Petr Metla überlebte einen solchen Todesmarsch, der von Bremen-Blumenthal über Bremervörde in das Kriegsgefangenenlager Sandbostel führte.

Wurden Häftlinge wie die des Außenlagers Porta Westfalica mit der Bahn transportiert, so waren die Bedingungen kaum besser. Die Züge waren häufig tagelang unterwegs und wurden im zunehmenden Durcheinander mit sich widersprechenden Befehlen in verschiedene Richtungen dirigiert. Kriegsbedingte Zerstörungen von Streckenabschnitten brachten die Transporte ebenfalls zum Halten oder zwangen sie zur Umkehr. In den überfüllten Wagons herrschten entsetzliche Zustände, zumal die Versorgung der Häftlinge mit Essen und Trinken nicht organisiert war und keine sanitären Einrichtungen vorhanden waren. Darüber berichten Nikolaj Sadovskij und Stepan Dorotjak. Ihr Transport endete zunächst in Beendorf, einem anderen Außenlager des KZ Neuengamme. Hier wurden sie mit dem Schicksal von Frauen konfrontiert, die in Beendorf inhaftiert waren: „Ich habe nie etwas Furchtbarereres gesehen“, berichtet Nikolaj Sadovskij. Einige Tage später erfolgte dann der Weitertransport gemeinsam mit den Frauen von Beendorf.

Eine umgekehrte Erfahrung machte Nadeschda Prokopenko, als das Frauenaußenlager in Salzgitter geräumt wurde und sie vorübergehend im Männerlager Salzgitter-Drütte untergebracht wurden. Die Frauen, die das Konzentrationslager Ravensbrück und das Außenlager Salzgitter kennen gelernt hatten, waren erschrocken, als sie die ausgemergelten Männer sahen, die sich ausgehungert auf Brot stürzten: „Da begriffen wir den ganzen Schrecken eines KZ-Lagers.“

Nadeschda Prokopenko wurde gemeinsam mit weiteren 4 000 Häftlingen der Außenlager in Salzgitter, Frauen und Männern, darunter auch Michail

Taranowskij, Wladimir Ostapenko, Boris Dudoladow und Wassilij Krotjuk, mit der Eisenbahn in Richtung Norden transportiert. Sie erlebten gemeinsam am 8. April 1945 auf dem Celler Bahnhof einen Bombenangriff der US-Air Force. Mindestens die Hälfte der Häftlinge kam dabei ums Leben. Zusätzlich eröffneten die den KZ-Zug begleitenden SS-Wachmannschaften das Feuer auf fliehende Häftlinge. Tagelang suchten Greiftrupps, bestehend aus Angehörigen der SS, der Polizei, des Volkssturms, der Feuerwehr und weiteren Bürgern Celles nach entflohenen Häftlingen. Viele der Aufgegriffenen wurden kurzerhand erschossen. 1 100 Häftlinge wurden lebend aufgegriffen.

Etwa 500 der Überlebenden wurden wie Nadeschda Prokopenko und Michail Taranowskij zu Fuß nach Bergen-Belsen getrieben. In diesem Konzentrationslager endeten auch Räumungstransporte aus Hannover, Bremen und Hamburg, obwohl es hoffnungslos überbelegt war und die Häftlinge weder mit Trinkwasser noch mit Essen versorgt werden konnten. Typhus brach aus, ohne dass die Kranken versorgt werden konnten. Als britische Soldaten am 15. April 1945 Bergen-Belsen befreiten, fanden sie auf dem KZ-Gelände über 10 000 unbeerdigte Leichen vor.

In den beiden anderen großen Lagern, in denen Räumungstransporte endeten, waren die Bedingungen ähnlich wie in Bergen-Belsen. Hunger und Durst, Schmutz, Kälte und Krankheiten herrschten sowohl im Außenlager Wöbbelin des KZ Neuengamme als auch im Auffanglager beim Kriegsgefangenenlager Sandbostel. Auch hier kamen mehrere tausend Neuengamme-Häftlinge in den letzten Kriegstagen ums Leben. Die Transporte von Nikolaj Sadovskij und Stepan Dorotjak endeten in Wöbbelin, die von Iwan Chitajlow und Michail Nawnyko in Sandbostel. Sie beschreiben die Bedingungen in diesen Lagern und bestätigen Berichte anderer Überlebender, dass es in diesen Lagern sogar Formen von Kannibalismus gegeben habe. Petr Metla konnte auf dem Marsch von Bremen-Blumenthal nach Sandbostel zunächst erfolgreich fliehen und geriet auf Grund einer Täuschung in das Kriegsgefangenenlager Sandbostel, das neben dem Lager für die KZ-Häftlinge lag. Hier waren die Bedingungen ein wenig besser. Er erfuhr als Außenstehender von dem Aufstand einer Gruppe von KZ-Gefangenen, der von den Wachmannschaften blutig niedergeschlagen wurde. Auch Michail Nawnyko und Wiktor Gawriljtschenko, der vom Krankenrevier des Stammlagers Neuengamme nach Sandbostel transportiert war, berichten von diesem kollektiven Aufstand.

### **Von Wilhelmshaven über Hamburg und Kiel nach Flensburg**

Sie ließen uns antreten. Neun Gruppen zu hundert Mann waren voll, nur das zehnte Hundert nicht, es waren nur 65 bis 70 Mann. Sie sagten uns, dass wir zu Fuß nach Neuengamme marschieren würden. Wer auf dem Weg zurückbleiben oder versuchen würde fortzulaufen, würde auf der Stelle erschossen.

Vorneweg ein Fuhrwerk. Sie riefen zehn Leute auf, die das Gespann bilden sollten. Auf dem Fuhrwerk: die Munition der SS-Leute, ihre Stahlhelme, Taschen, auch Brot. Sie gaben uns unterwegs etwas davon. So zogen wir also reihum dieses Fuhrwerk. Ein SS-Mann fuhr auf einem Motorrad von einem Hundert zum anderen, weil sich die Kolonnen bald um viele Kilometer auseinander gezogen hatten.

Nachts jagten sie uns alle in einem Dorf in eine Scheune, eine riesige Scheune,

das ganze Hundert passte hinein, aber wir konnten nicht schlafen, denn dort gab es Kartoffeln und Getreide und wir haben uns für unterwegs etwas davon zurechtgemacht. Morgens mussten wir dann früh raus, zurück in die Kolonne.

Als Verpflegung haben sie abends Brot ausgegeben. Es gab keine Küche, um Suppe zu kochen. So kamen wir nach Bremen, wo ich schon 1942 gewesen war, nach Bremen-Farge. Es war nicht wiederzuerkennen, alles war zertrümmert. Wir übernachteten in einem Haus. Dort haben sie Steckrübensuppe gekocht.

Als wir dann an einem Morgen schließlich durch Hamburg kamen, war dort alles mit Eisen und Schutt übersät, so sehr war alles zerstört ... das war die amerikanische Luftwaffe gewesen. Kein Stein war mehr auf dem anderen. Wir dachten, sie würden uns in ein Gebäude zum Übernachten bringen und am Morgen schon ins KZ Neuengamme führen. Stattdessen trieben sie uns auf einen Bahnhof und in Wagons: Sie fuhren uns nach Kiel! Zurück in den Nordwesten. Wir dachten: „Was soll das bedeuten, dass man uns ... 30 Kilometer wären es noch bis zum Lager gewesen, und nun wieder zurück mit uns? Wir sind doch schon so weit gelaufen!“ Von den 900 war nur noch die Hälfte übrig. Bis zum Lager wäre es nur noch ein Tag Fußmarsch gewesen – aber sie transportierten uns weiter! Was wir nicht wussten: Wäre es eine Woche früher gewesen, wären wir in die Evakuierung des Lagers hineingeraten, auf Schiffe, aufs Meer. Wir kamen aber erst in Hamburg an, als man sie schon auf das Meer evakuiert hatte. So brauchten sie uns hier nicht mehr.

In Kiel kamen wir an den Nord-Ostsee-Kanal, bei schrecklich kaltem Wind. Sie brachten uns auf Schiffe, über ganz steile Schiffsleitern mussten wir an Bord klettern. Die Kranken legten sie oben aufs Deck – bei Wind und kaltem Regen! Nachts gab es Bombardements. Wir waren unterhalb der Wasserlinie untergebracht und dort hat es sehr gedröhnt. Wir dachten: „Jetzt zerreißt es uns.“ Das Bombardement ging aber vorüber und der Dampfer machte los. Nach einer Nacht und einem Tag kamen wir in Flensburg an und machten fest. Die Sonne schien und es war warm – das war gut nach diesem Sturm. Von denen, die an Deck gelegen hatten, war keiner mehr da. Man hatte sie ins Meer geworfen.

In Flensburg trieben sie uns wieder in Wagons, nur wo würde es hingehen? Zu dritt sind wir unterwegs abgesprungen. Es wurde nicht sofort bemerkt, aber als wir zwanzig, dreißig Meter gelaufen waren, der Wald schon zum Greifen nahe, da schoss einer aus dem Maschinengewehr. Wir warfen unsere Holzschuhe weg und liefen auseinander. Du läufst – vor dir sind kleine Vertiefungen. Wir warfen uns hinein und blieben unversehrt. Kaum hatten wir uns aber wieder erhoben, schoss er erneut. Ich wurde nur von einem Splitter getroffen. Ich sah mich um: Einer war am Bein verletzt, der andere von Sprenggeschossen völlig in Stücke gerissen. Neben und hinter mir schlugen noch Kugeln ein. Mich hatte es von hinten erwischt, ich konnte aber den Wald erreichen – und weiter, weiter. Denn ich wusste, sie würden uns suchen. Ich setzte mich hin, um Atem zu holen. Ich wusste nicht, ob ich noch lebe oder nicht, ob ich noch ein Mensch bin, nach all dem. Ich konnte nicht aufstehen, so schnell war ich gelaufen. Aber ich musste weiter.

Als der Tag kam und ich aus dem Wald trat, war ein Dorf zu sehen. Was nun? Ich hatte Angst, in meinem gestreiften Anzug hervorzukommen. Also zurück, weiter durch den Wald. Irgendwann bemerkte ich Arbeiter, die Felder misteten, und kam heraus. Zwei Wochen war ich danach bei einem Bauern auf dem Dachboden. Dann kam ich nach Flensburg und schloss mich unseren Kriegsgefangenen an, um

in die Heimat zurückzugelangen.

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

### **Zu Fuss von Bremen-Blumenthal in das Lager Sandbostel**

Evakuierung: Meine Marschkolonne bestand aus 200 Häftlingen. Es ging das Gerücht, dass wir nach Neuengamme geführt werden sollten. Eineinhalb Stunden vor Sonnenuntergang sprangen fünf Häftlinge aus der ersten Reihe und liefen in die Büsche. Die Wache begann zu schießen. Vier wurden 30, 40 Meter von der Straße erschossen, der fünfte, Vorarbeiter „Zhora“, konnte entkommen. Man erzählte, die Lagerverwaltung habe ihn mit Absicht entkommen lassen, denn im Lager hatte „Zhora“ immer zwei Komplizen gehabt, sogar die Kapos hatten Angst vor ihm. Nach wenigen Minuten erreichten wir eine Bauernscheune, unser Nachtquartier. Ich hatte über dem Fußrücken eine offene Wunde und das Bein war geschwollen. Ich wusste, dass ich nicht mehr weiter marschieren konnte und ich hatte einmal beobachtet, wie ein SS-Mann zwei Häftlinge erschossen hat, die mit der Kolonne den Schritt nicht halten konnten.

Ich stand am nächsten Morgen daher früh auf und versteckte mich im Stroh unter dem Dach. Nachdem die Kolonne aufgebrochen war, ging ich in den Wald. Dort bemerkte ich zwei französische Kriegsgefangene mit einem Fuhrwerk, die Dünger auf die Felder transportierten. Sie gaben mir eine Jacke und eine Feldmütze. Ich wartete bis sie den Dünger aufs Feld gebracht und die Fuhre entladen hatten, dann nahmen sie mich mit. Bevor wir den Bauernhof erreichten, stieg ich aus und wartete auf sie. Einer der Gefangenen brachte mir aus dem Haus Brot, drei Eier, zwei Zigaretten und Streichhölzer.

Ich setzte nun meinen Weg in Richtung des Artilleriefeuers fort. Unterwegs begegnete ich einem Polen, der bei einem Bauern arbeitete. Er rasierte mir den Kopf. Die „Autobahn“ hob sich aber wegen der Farbdifferenz trotzdem ab. Am Abend kehrte ich in den Wald zurück. Am vierten Tag meiner Flucht hörte ich am Morgen „Hände hoch!“ und sah, als ich aus den Säcken herauskletterte, in denen ich geschlafen hatte, einen Bauern mit einem Gewehr vor mir. Er brachte mich ins Dorf und übergab mich einem Polizisten. Der wiederum brachte mich zu einem Wachposten an der Straße und bis zum Abend wurde ich dann von einem Posten an den nächsten übergeben. Der letzte war ein alter und sehr gütiger Mann, er führte mich in ein Haus, wo mir eine Frau ein paar Kartoffeln gab. Dann brachte er mich zu einem Lager für Kriegsgefangene.

Ich sagte, dass ich ein Zivilist sei und wurde deshalb nicht in dieses Lager aufgenommen. Es wurde bereits Nacht und der Dienst habende Offizier beauftragte einen russischen Dolmetscher, mich zu einem Lager für Zivilisten zu bringen. Ich ging vorne und hinter mir unterhielten sich der Dolmetscher und der Wachmann. Dann sagte mir der Dolmetscher, dass vor uns nur ein großes Lager für Kriegsgefangene und ein Konzentrationslager seien. Wenn ich am Leben bleiben wollte, sollte ich mich als Kriegsgefangener ausgeben, dann würde ich ins Kriegsgefangenenlager gebracht. So habe ich es auch gemacht. Jacke und Mütze hatte ich von den Franzosen und meine Hose war vor der Evakuierung aus einer dunkelgelben Decke angefertigt worden, d. h. ich hatte in Neuengamme statt gestreifter Kleidung schon Zivilkleidung bekommen.

Das Kriegsgefangenenlager war groß und nach Nationalitäten in Zonen aufgeteilt. Die Nummer des Lagers war, glaube ich, 52. In der Nachbarschaft befand sich ein Konzentrationslager, dessen Name ich nicht kenne. Es lag nicht weit von

Sandbostel, einem Sanatorium für deutsche Marineangehörige. Nach der Befreiung war dort das Lazarett des Internationalen Roten Kreuzes untergebracht, in das ich später wegen meines Fußes kam. In meiner Kleidung konnte ich die Zone der französischen Häftlinge ohne jede Behinderung betreten und mir eine Suppe holen. Auf Wunsch der Franzosen – die Polen waren dagegen – bekamen die Russen im Lager drei Mal eine humanitäre Hilfe. Die Franzosen mussten deswegen ein Paket für zwei statt für einen pro Woche teilen.

In einer Nacht waren Schüsse zu hören und man ließ uns nicht aus der Baracke. Als ich am nächsten Morgen zu den Franzosen in die Zone wollte, durfte ich nicht hinein. Ich sah Blut, Exkrememente und Abfall um mich herum. Später erfuhr ich, dass sich Häftlinge des KZ-Lagers in der Nacht in unser Lager durchgeschlagen hatten. Was in jener Nacht genau geschehen ist, habe ich nie erfahren. Am nächsten Tag mussten die russischen Gefangenen hundert Meter vom Ausgang aus der russischen Zone einen Graben für Leichen der KZ-Häftlinge ausheben. Drei Tage dauerte diese Arbeit.

Am 29. April wurde das Lager dann durch britische Truppen befreit.

Petr Petrowitsch Metla, Brief vom Januar 1996..

### **Aus dem Lager Porta Westfalica über Beendorf nach Wöbbelin**

Eines Tages, wir waren gerade im Lager, denn wir haben tagsüber geschlafen, während die anderen arbeiteten, gab es plötzlich Lärm, Geschrei. Die Tagschicht wurde von der Arbeit zurückgetrieben. Das hatte es noch nie gegeben! Sie wurden sonst um sechs Uhr abends ins Lager zurückgebracht, wenn die Schicht zu Ende war. Und auf einmal am helllichten Tage: „Schnell, schnell!“ Alle chirurgischen Instrumente, die Medikamente, alles kam in Kisten. Die LKW warteten schon. Sogar die Matratzen wurden auf die LKW verladen. Was war los? Irgendwie waren wohl englische Panzer durchgebrochen und schon irgendwo in der Nähe. So wurden wir in aller Eile mit Stockhieben zum Bahnhof gejagt. Während wir eine Hängebrücke überquerten, waren schon Pioniere dabei, dort Minen zu legen. Offenbar sollte die Brücke gesprengt werden. Wir wurden in Wagons geladen und fuhren los.

Unsere Lagerleitung wollte uns einem anderen Lager übergeben, aber dort hieß es: „Wir evakuieren selbst unser Lager. Wo sollen wir mit denen hin? Ihr habt doch noch Platz in euren Wagons. Nehmt lieber welche von unseren Häftlingen mit.“ Also nahmen wir noch andere Häftlinge mit, in den Wagons war schon keine Luft mehr zum Atmen. So sind wir von einem Lager zum anderen gefahren, aber konnten nirgendwo bleiben. Wir dachten, wir würden irgendwo von einer Brücke in einen Fluss geworfen. Was sollte man sich mit uns so viel Mühe machen ...

In den Wagons starben Häftlinge. Wenn der Zug anhielt, wurden wir hinausgetrieben und haben die Leichen aus dem Zug geholt. Direkt neben dem Bahndamm haben wir Gruben ausgehoben und die Leichen hineingeworfen. Wir sind gefahren und gefahren ... und schließlich im Lager Beendorf angekommen. Beendorf, das ist ein riesiger Salzstock, ein Frauenlager.

Das Lager hatte zwei Stockwerke. Hier habe ich Frauen gesehen. Männer in einem KZ-Lager boten schon einen schrecklichen Anblick. Es war furchtbar ... wandelnde Skelette. Aber die Frauen ... Ich habe nie etwas Furchtbareres gesehen. Das waren wandelnde „Kleiderständer“. Auf einem „Kleiderständer“ hängen zwar

Kleider, aber da ist eben kein Körper. Sie konnten die Füße nicht mehr heben und schlurften nur noch. Das Lager war nicht sehr groß, so ein paar tausend Frauen waren da, die in diesem Salzbergwerk gearbeitet haben. Dort wurde aber kein Salz gefördert! In dem Bergwerk haben sie die V1 und V2 gebaut. Sie mussten irgendwelche Sachen löten und zusammenbauen. Was in diesem Bergwerk ganz furchtbar war: Kein noch so kleiner Kratzer konnte jemals verheilen. Es entstand ein Geschwür, weil rundherum überall Salz war.

Von dort sind wir aber wieder weggebracht worden und auch die Frauen wurden mitgenommen. Es wurde ein zweiter Zug angehängt und hinten eine zweite Dampflok drangespannt. Wieder sind wir dann einige Tage hin- und hergefahren worden. Die wussten nicht, wo sie uns loswerden sollten! Schließlich wurden wir zu einem Lager bei Neuenstadt gebracht. Das Lager war ganz neu, die Baracken hatten noch keine Dächer. Keine Dächer, keine Betten, nichts. Nur Wald ringsherum, ein Drahtzaun, Wachtürme. Mehr war da nicht. Schon wenn man bis auf einen Meter an den Zaun herangegangen ist, selbst wenn die Entfernung zum Zaun noch größer als ein Meter war, schoss die Wache. Wir wurden gewarnt, nicht an den Zaun zu gehen.

Aus drei Lagern waren wir zusammengeholt worden. Die Frauen blieben in den Wagons. – Im ganzen Lager gab es nur einen einzigen Wasserhahn. Um an Wasser zu kommen, musste man den ganzen Tag anstehen, falls man überhaupt ein Gefäß hatte. Die Frauen aus dem Zug wurden einmal am Tag mit ihren Gefäßen hergetrieben – sofern sie welche hatten. Dann wurden wir vom Hahn verjagt. Anschließend sind sie wieder zurück in die Wagons gegangen. In diesen Wagons sind viele gestorben.

In diesem Lager waren wir 15 Tage. In der Zeit haben wir alles Gras, das dort wuchs, aufgegessen, haben die Wurzeln ausgegraben, denn 15 Tage lang haben wir überhaupt nichts bekommen.

Es war furchtbar. Am Anfang haben wir die Leichen noch eingesammelt und in die Baracken gelegt. Auch wenn sie kein Dach und kein Fenster hatten, haben wir sie trotzdem dort hingebacht, sodass in den Baracken Stapel mit Toten lagen. Kurz vor Ende, direkt vor der Befreiung, hatte aber überhaupt niemand mehr Kraft, die Leichen hochzuheben, sodass jeder da liegen blieb, wo er hinfiel. Auch die Kapos und Vorarbeiter hatten nicht mehr genügend Energie, um uns anzutreiben.

Am 1. Mai sollten wir von dort weggebracht werden. Wir wurden in einen Zug getrieben und sind vielleicht vier Kilometer gefahren, nicht weiter. Vor uns hörten wir heftige Explosionen. Die ganze Nacht haben wir im Stehen verbringen müssen, denn sie hatten so viele Menschen in die Wagons gestopft, dass kein Platz zum Sitzen war. Wie die Heringe standen wir dicht an dicht. Bis zum Morgen. Dann wurden wir wieder aus den Wagons herausgeholt und zurück ins Lager geschleucht.

Nikolaj Nikolajewitsch Sadowskij, mündlicher Bericht vom September 1992.

Eines Tages wurden wir nicht zur Arbeit gebracht. Es war ein Ostersonntag. Am nächsten Tag gingen wir wieder nicht zu Arbeit. Am dritten Tag dann wurden wir noch vor Tagesanbruch geweckt und bekamen unser Frühstück. Anschließend brachte man uns zur Eisenbahnstation. Wir wurden in Güterwagons gepfercht, in denen wir wie Streichhölzer standen, und abtransportiert – hundert Menschen pro Wagon. Wer zu Boden fiel, konnte nicht wieder aufstehen, er wurde zertreten.

Am Morgen hielt der Zug irgendwo. Man erlaubte uns auszusteigen, um die Notdurft zu verrichten, gab uns Wasser und Brot. Die Leichen wurden herausgetragen und dann führen wir weiter. Aber wohin? Man brachte uns in ein Lager in einer Salzgrube, wo es aber für keinen Platz und keine Arbeit gab. Einzelne Gruppen wurden dann doch für verschiedene Arbeiten eingesetzt. Meine Gruppe trug Bomben in die Wälder, möglichst weit weg von Menschen.

In der Nähe war ein Frauenlager hinter Stacheldraht. Dort habe ich richtig schreckliche Dinge gesehen. Sehr leicht bekleidete Frauen – Häftlinge – arbeiteten in der Grube, lediglich mit dünnen Röcken und Hemden. Es war kalt und regnerisch. Man zwang sie zu singen und schlug sie. Wir hatten immerhin warme gestreifte Mäntel – man hatte sie uns gelassen – und trotzdem war uns kalt.

Einige Tage später, Mitte April, wurden wir erneut in die Wagons gesetzt und abtransportiert – jetzt aber gemeinsam mit Häftlingen aus diesem Lager. Diesmal brachte man uns in ein neu errichtetes Lager im Wald, das aus sechs, acht Baracken bestand. Hier wurden etwa fünf- bis sechstausend Häftlinge gesammelt. Es gab keine Betten oder Bänke. Wir wurden in Gruppen zu 15 bis 20 Personen eingeteilt. Zum Frühstück bekamen wir ein Brot von eineinhalb Kilogramm und eine Packung Margarine für die ganze Gruppe, Wasser konnte man nach Belieben aus einem Brunnen holen. Zu Mittag um 15 Uhr gab es einen halben Liter Suppe – mit Kartoffeln, Rüben und faulem Fisch. Die Häftlinge hatten weder Teller noch Löffel und bastelten sich irgendwie Tüten. Täglich starben zwischen 50 und 100 Menschen.

Am Morgen der Nacht des 28. April wurde das Lager zum Appell geweckt. Es regnete. Zwei Stunden standen wir. Endlich trat der Lagerführer vor und sagte: „Ihr Schweine begreift nichts, wir wollen aus euch kultivierte Menschen machen, aber ihr seid Schweine, Ungeheuer und Menschenfresser. Hier ist einer, der Leichen aß.“ In der Tat hatte ein verzweifelter Häftling vor Hunger von einer Leiche ein Stück Fleisch abgeschnitten und wollte es braten und essen. Und jetzt wurde dieser Mensch vor allen erschossen. Man kann sich vorstellen, wie deprimiert alle, Häftlinge wie Wächter, waren.

Die deutschen Häftlinge wurden von uns getrennt und zu einer Lagerpolizei gemacht. Sie hatten keine Waffen, aber Stöcke. Bereits zwei Tage lang hatte keiner die Leichen weggeschafft. Die Lagerpolizei befahl einzelnen Häftlingen, Leichen zu begraben. Ich wurde auch herangezogen. Man versprach uns zusätzlich einen halben Liter Suppe.

Zu zweit trugen wir die Leichen zum Wald. Unsere Wächter warnten uns davor, Fluchtversuche zu unternehmen. Sie sagten: „Ihr seid kaum am Leben, und wir müssten schießen. Noch ein bis zwei Tage und ihr werdet befreit. Die Amerikaner sind nah.“

Im Wald hoben die einen eine Grube aus, die anderen entkleideten die Leichen, sortierten die Kleidung und legten die Leichen dicht aneinander in die Grube und bedeckten sie mit Erde.

Etwa am 1. Mai 1945 wurden wir wieder aus dem Lager geführt und in Wagons gesetzt. Der Zug fuhr aber nicht ab, da der Lokführer geflüchtet war. Die Nacht verbrachten wir in den offenen Wagons. Am Morgen stiegen wir wieder aus. Nur noch die bewaffnete Lagerpolizei war bei uns. Man jagte uns zurück ins Lager. Wir bekamen kein Essen und stürzten uns auf einen Haufen Rüben und auf das Wasser. Andere Häftlinge fingen an, den Stacheldraht zu zerstören. Die

Lagerpolizei hinderte sie nicht dabei, half sogar selbst und warf ihre Waffen weg. Die Wache war bereits verschwunden.

Am 2. Mai 1945 mittags sahen wir auf der Chaussee, 200, 300 Meter hinter einem Wald, Fahrzeuge herankommen. Soldaten sprangen heraus. Wer waren diese Männer? Sollten das ein Todeskommando sein, um uns zu vernichten? Sie näherten sich und da erblickten wir unter ihnen Schwarze. Es waren also Amerikaner!

Niemand hat „Hurra“ geschrien, alle weinten nur, auch die Amerikaner. Alles war voller Leichen.

Stepan Iwanowitsch Dorotjak, Brief vom Juni 1996.

### **Eine erfolgreiche Flucht während des Transportes nach Bergen-Belsen**

Unterwegs versuchten wir zu erfahren, wo wir hingefahren wurden, aber keiner sagte es uns. Wir waren zwei Tage unterwegs bis wir am Bahnhof Buchholz ankamen. Ein Häftling erklärte uns, dass es von dieser Station 25 km bis Hamburg seien. Einige Häftlinge gaben einem alten SS-Soldaten Essen und fragten ihn nach dem Fahrtziel. Er sah sich um und sagte: „Bergen-Belsen.“ Wir hatten bereits von diesem Lager gehört: Das war ein Vernichtungslager! Danach gab es Alarm. Die SS-Offiziere befahlen der Wachmannschaft, die Wagons zu verschließen und in Deckung zu gehen. Wir brachen die Gitter auf. Ich verließ den Wagon als Dritter und lief in den Wald, wo ich mich versteckt hielt, bis die britischen Truppen kamen. Das war Mitte April 1945. Ich hatte Glück gehabt.

Iwan Jemeljanowitsch Storoschuk, Brief vom Oktober 1996.

### **Von Salzgitter über Celle in das KZ Bergen-Belsen**

Ende März wurden wir evakuiert und in ein Männerlager gebracht, in dem wir einen Tag blieben. Wir Mädchen wurden von den anderen Lagerinsassen abgesondert untergebracht. Als wir die Männer dort sahen, waren wir erschrocken. Da bewegten sich Schatten, gekleidet in etwas Graues, und gerade an dem Tag, als wir dort waren, ereignete sich Folgendes: Man brachte einen Korb mit Brot und die Männer warfen sich darauf, sie waren sehr hungrig. Während wir mehr oder weniger doch etwas zu essen bekamen, waren diese Männer dermaßen hungrig, dass sie sich auf den Brotkorb stürzten. Die SS-Aufseher peitschten sie, aber sie reagierten nicht auf die Schläge und rissen einander das Brot aus den Händen. Wir Mädchen standen um sie herum und beobachteten sie mit Entsetzen. Sie wurden zusammengeschlagen, das Brot wurde weggebracht. Da begriffen wir den ganzen Schrecken eines KZ-Lagers.

Am nächsten Tag wurden wir zusammen mit den Männern in einen Zug gesetzt und abtransportiert, wobei in jedem Wagon eine Aufseherin an der Tür wachte. Dann begann ein Bombardement. Es war so stark, dass unser Wagon auf den Gleisen hochsprang. Wir rannten zur Tür, aber die Aufseherin schrie „Zurück!“ und wir wichen zurück. Die Angst vor den Bomben war aber sehr groß. Wenn du den Kopf hobst, hattest du das Gefühl, dass jede Bombe direkt auf dich zufliegen würde. Du hattest den Eindruck: Da fliegt sie, dreht sich und gleich wird sie dich treffen, gleich tötet sie dich. Wir stürzten wieder zur Tür. Natürlich war die Aufseherin auch erschrocken. Sie schloss die Türen auf und wir sprangen aus dem Wagon und liefen weg. Vor uns war ein Drahtzaun, dahinter Wohnhäuser. Wir liefen zu den Häusern, weg von den Bomben. Aber sie schrien: „Zurück! Zurück!“ Die Deutschen ließen uns nicht durch. Wir kehrten um, krochen unter

die Wagons und dort saßen wir. Das Bombardement dauerte an, die Wagons sprangen auf den Gleisen. Wir hatten sehr große Angst, blieben aber sitzen. Als das Bombardement zu Ende war, liefen wir vor Angst wieder fort. Die Deutschen standen uns nicht mehr im Weg und so liefen wir weiter. Ein Wald und ein Feld lagen vor uns. Als wieder ein Bombenangriff kam, warfen wir uns auf dem Feld zu Boden und hielten die Hände über unsere Köpfe – als ob uns das hätte retten können. So lagen wir dort. Das Bombardement dauerte bis zum Abend. Es war furchterregend. Wir entschlossen uns zur Flucht.

Wohin wir aber zu fliehen versuchten, überall: „Zurück! Zurück!“ Allmählich sammelte man uns auf diese Weise in einem Städtchen. Alle durcheinander: deutsche Soldaten und wir, KZ-Gefangene. Uns quälte der Durst, und die Soldaten tranken Limonade. Sie gaben uns etwas ab. Die Schrecken des überlebten Bombardements hatten uns für kurze Zeit vereinigt: Deutsche Soldaten und KZ-Insassen.

Zwei Tage waren wir unterwegs. Schon wenn wir auf dem Marsch Flugzeuge sahen, die vielleicht nur so flogen, bekamen wir solche Angst, dass wir nicht mehr in der Kolonne weitergingen, sondern in Panik auseinander liefen. Unsere Aufseherinnen konnten uns nicht aufhalten, und sie hatten ja auch selbst Angst. Wenn die Flugzeuge fort waren, sammelten wir uns wieder und marschierten weiter. Am Abend des zweiten Tages trafen wir in Bergen-Belsen ein.

Am 2. April waren wir in Bergen-Belsen. Die Zeit, die ich dort verbracht habe, diese zwei Wochen oder mehr, ich weiß es nicht, waren schlimmer als die sieben Monate zuvor.

Die Bedingungen dort waren schrecklich. Wir sahen Menschen, die nur noch kriechen konnten, weil sie nicht im Stande waren, sich auf den Beinen zu halten: grässlich mager, unklar, ob junges Mädchen oder Greisin.

Nach einiger Zeit wies man uns in Baracken ein, zeigte uns unseren Platz. Wir betraten die Baracke. Es war grauenhaft. Auf zweistöckigen Pritschen lagen Frauen in einem schrecklichen Zustand: Sie konnten sich kaum bewegen, kaum reden. Ich musste den Platz oben nehmen. Ich sah mich um. Auf den Betten und Matratzen, auf denen wir schliefen, wimmelte es von Ungeziefer, von unzähligen Läusen. Es gab keine Toilette, sie wurde erst später im Duschaum der Baracke eingerichtet. Es war nicht gestattet, die Baracke zu verlassen, deshalb musste man die Notdurft dort verrichten. Der Gestank war unerträglich. Wir begriffen, dass unsere Todesstunde geschlagen hatte. Hier würden wir nicht überleben. Wenn es vorher noch Hoffnung gab, dass uns unsere Truppen befreien würden, so gaben wir hier jede Hoffnung auf, das Lager jemals lebend verlassen zu können.

Die ganze Zeit, die wir dort waren, mussten wir hungern. Später, als wir doch befreit wurden, ich aber sehr krank war, nahm ich die Befreiung mit Gleichgültigkeit auf. Ich konnte nicht essen. Ob ich befreit war oder nicht, spielte für mich überhaupt keine Rolle mehr. Ich befand mich in einem Zustand, dass ich kaum noch gehen konnte.

Nadeschda Aleksejewna Prokopenko, mündlicher Bericht vom März 1998.

Am zweiten Tag stoppte unser Zug auf dem Bahnhof Celle zwischen Zügen mit Treibstoff und Munition. Dann kamen Flugzeuge und begannen uns zu bombardieren. Der erste Angriff, der zweite Angriff. Ich schaute hinaus und sah

eine Bombe auf uns zukommen. Ich wurde herausgeschleudert. Als ich zu Bewusstsein kam, lag ich in einem Gemüsegarten, etwa 35 Meter vom Zug entfernt. Ich blutete überall von Splitterverletzungen, mein Oberschenkel war zerschmettert. Alles stand in Flammen. Ich kroch fort. Nicht weit entfernt befand sich ein Luftschutzbunker. Dort waren schon etwa acht Häftlinge. Ich legte mich vor dem Eingang hin. Nach einiger Zeit kamen zwei Jungen von etwa 14 Jahren und schossen auf die Häftlinge, bis sie keine Patronen mehr hatten.

In der Nähe war ein Haus, dabei ein Misthaufen. Ich habe mich dann in diesen Haufen für die Nacht eingegraben. Morgens hörte ich wieder Schießen. Ich grub den Mist auf und blickte auf einen Platz, auf dem sie Häftlinge erschossen.

Vielleicht einen oder zwei Tage lag ich in diesem Mist. Ich habe immer wieder das Bewusstsein verloren und hatte großen Durst, meine Lippen war ganz aufgeplatzt. Dann sah ich irgendwelche Leute in Zivilkleidung und Häftlinge kommen. Ich dachte: „Wie es kommt, so muss es eben kommen.“ Sie gingen etwa zehn Meter entfernt vorbei. Ich schrie – aber ich war nicht zu hören. Da streckte ich die Hand aus, und die sahen sie. Aber schreien konnte ich nicht. Ich hatte nur gedacht, dass ich geschrien hätte.

Sie zogen mich heraus. Einer hatte ein Fahrrad. Ich konnte als Kind sehr gut Fahrrad fahren und sagte: „Gib mir das Fahrrad!“ Ich setzte mich seitlich drauf, hielt mit dem einen Bein das andere, sie schoben mich und ich lenkte. Sie brachten mich irgendwo in eine Scheune, wo ich zwei Tage lag. Dort waren etwa hundert Häftlinge mit Verbrennungen und Verwundungen. Deutsche in Uniform waren schon nicht mehr zu sehen und die Deutschen aus der Zivilbevölkerung fürchteten sich, dort hinzugehen. Nur einer brachte uns zwei Mal Wasser. Nach zwei Tagen kamen schließlich die Amerikaner. Nicht mehr als zwanzig von uns waren am Leben geblieben. Ich hatte ein Gewicht von nur noch 38 Kilogramm – und das bei meiner Größe.

Wassilij Lukjanowitsch Krotjuk, mündlicher Bericht vom August 1993.

Das Lager wurde mit Zügen evakuiert. Kurz vor der Stadt Celle hielt unser Zug zwischen zwei Militärzügen. Plötzlich erschienen etwa 30 Bomber und es begann ein schreckliches Bombardement. Wir sprangen aus den Wagons und liefen weg. Dabei gerieten wir in das Gewehrfeuer, das die Wachmannschaft und Soldaten aus den Militärzügen auf uns eröffneten. Einigen gelang es jedoch, einen Wald zu erreichen und sich dort zu verstecken.

Nach dem Bombardement suchte man im Wald nach ihnen und viele Häftlinge wurden dabei gleich auf der Stelle erschossen. Ich konnte mich in einer Schlucht verstecken und überlebte. Bei Anbruch der Dunkelheit verließ ich mein Versteck, wurde aber schon bald von einem Wachmann entdeckt und festgenommen. Am Morgen brachten sie mich in irgendeine Sandgrube im Wald, in der bereits 200 bis 250 andere Häftlinge waren, bewacht von SS-Männern. Gegen neun Uhr morgens erschien der Lagerkommandant mit Helfern in brauner Uniform. Eine Zeitlang stritten sie über irgendetwas. Deutsche berichteten uns, dass man uns hier in der Grube hatte erschießen wollen, der Kommandant und die Wachmannschaft aber dagegen gewesen seien. Am Mittag brachen wir in einer Kolonne auf. Wer nicht mithalten konnte, wurde gleich erschossen. Vor Sonnenuntergang kamen wir dann im KZ Bergen-Belsen an. Uns bot sich ein grauenhaftes Bild, es war die Hölle auf Erden: Der Appellplatz voller

Leichenstapel. Es stank furchtbar.

Die wenigen Angekommenen wurden gezählt und in den zehnten Block eingewiesen.

Am Morgen stellten wir mit Erschrecken fest: In diesem Block, in dem es keine Schlafpritschen gab, lagen auf dem Boden zwischen den Toten noch Lebende. Die Deutschen ordneten an, die Leichen auf den Appellplatz zu bringen, wo sie von einem Sonderkommando abgeholt wurden. Anfangs bekamen wir einmal am Tag etwas Steckrübensuppe, dann hörte auch das auf. Das Trinkwasser ging zur Neige. Täglich starben 50 bis 70 Menschen. Und immer noch kamen neue Häftlingstransporte an.

Michail Michajlowitsch Taranowskij, Brief vom März 1999.

Wir hatten gestreifte Kleidung an. Durch den Wald gingen Leute vom „Volkssturm“ und wenn sie Leute in gestreifter Kleidung sahen, schossen sie. Auch ich geriet da hinein. Sie trieben uns zusammen, etwa 150 Mann, KZ-Häftlinge, stellten sie je zu fünf auf, legten sie hin und schossen ihnen in den Hinterkopf. Aber da war so ein alter dicker Deutscher, der die Lebensmittel verwaltet hatte. Sie hatten die Hälfte schon erschossen, als er herbeisprang und schrie: „Was liegt ihr da? Sie werden euch alle erschießen!“ Er wurde auf der Stelle umgelegt. Ich bin sofort hochgeschnellt, wie eine Sprungfeder. Und alle anderen auch.

Boris Fjodorowitsch Dudoladow, mündlicher Bericht vom August 1993.

Im April 1945 rückte die Front näher, der Geschützdonner schon zu hören. Da jagten sie uns in offene Wagons und transportierten uns ab – wohin, wussten wir nicht. Wir erreichten den Bahnhof Celle, auf dem sehr viele Güterwagons mit Soldaten und Öltankwagen standen. Es kamen amerikanische Flugzeuge. Zuerst dachte ich, es wären Aufrufe, Flugzettel. Als es aber zu heulen und zu pfeifen anfang, da wussten wir, dass das Bomben sind, keine Flugzettel. Eine Bombe fiel direkt in unseren Wagon, allerdings auf der anderen Seite, sodass wir hinausgeschleudert wurden. Als ich wieder zu Bewusstsein kam, lag da ein ganzer Haufen Menschen, überall Blut, alles brannte. Mir waren Finger zerschlagen worden, ich war mit Blut verschmiert, meine Ohren waren versengt. Ich kroch unter dem Wagon durch und über eine Straße. Nicht weit entfernt war ein Wald. Wer am Leben geblieben war, lief dorthin, denn sie kamen noch einige Male und setzten das Bombardement fort. Weit kamen wir aber nicht. Sie hatten die Jugend mobilisiert und SS-Leute. Die umstellten den Wald und sammelten uns alle ein. Wir mussten im Wald übernachten, denn die Sache hatte sich gerade am Abend zugetragen. Früh morgens wurden wir abgeführt.

Nicht weit entfernt befand sich das Lager Bergen-Belsen, und dahin wurden wir auch gebracht. Wir kamen gleich links in die ersten Baracken. Dort lagen bis unter das Dach Tote. Überall waren Tote. Bis hin zum Krematorium lagen überall Leichen. Jeden Abend kamen neue Stapel von Toten hinzu. Sie übergossen sie mit irgendetwas Brennbarem und sie brannten wie Kerzen. Das währte ungefähr zehn Tage. Das Wasser war verseucht, auch die Suppe, die sie ausgaben, war mit Typhus verseucht, aber wir wussten es ja nicht. Die Leute wussten es nicht, sondern nahmen es und aßen. Wir bekamen hohes Fieber ... es drehte sich alles im Kopf, wir wurden völlig schwach. Ich lag da mit 40 Grad Fieber und mehr.

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom März 1993.

## **Ende des Transportes in Sandbostel**

Im April wurden wir in einem riesigen Gebäude, angeblich einem Gefängnis, zusammengetrieben. Danach erfolgte der Abtransport mit dem Zug nach Sandbostel. Man ließ uns mitten auf der Strecke aussteigen. In Loren fuhren wir weiter in ein Lager, das neben einem Kriegsgefangenenlager lag. Eine Woche vor dem Einmarsch der Engländer herrschte im Lager unbeschreiblicher Schrecken. Wenn Kriegsgefangene uns Kartoffeln, Brot oder Zigaretten über den Zaun zuwarfen, vermischte die hungrige und wütende Menge auf unserer Seite alles mit Erde, sodass niemand etwas bekam. 10 bis 15 Menschen wurden dabei im Gedränge zerquetscht und weitere 10 bis 15 von Aufsehern auf den Wachtürmen erschossen. Die Leichen wurden nicht weggeräumt, sie blieben im Lagerhof liegen und nach einer gewissen Zeit sah man Spuren des Kannibalismus. Die Kriegsgefangenen bemühten sich, uns zu helfen, aber es fehlten gute Organisatoren. Wenn man in den Hof ein Fass mit gekochten Kartoffeln brachte, stieß die Menge es um und alles wurde mit Erde vermischt. Man unternahm den Versuch, die Kartoffeln in verschlossenen Baracken an Häftlinge zu verteilen, die auf ihren Pritschen sitzen mussten. Aber wenn ein Hungriger seine Portion bekommen hatte, verließ er seine Pritsche und setzte sich dorthin, wo das Essen noch nicht ausgegeben worden war. Das führte zu einem großen Durcheinander.

Iwan Iwanowitsch Chitajlow, Brief vom Februar 1999.

Als wir eines Tages von der Arbeit zurückkehrten, haben wir erfahren, dass unser Lager von den Alliierten durch Bomben zerstört worden war. Alle im Lager waren ums Leben gekommen. Man führte uns in Marschkolonnen aus der Stadt. Am nächsten Tag erklärten sie uns, dass das Lager umziehen würde. Den Kräftigeren gab man je ein Brot, die anderen transportierte man im Güterwagen. Wir waren den ganzen Tag unterwegs und kamen erst am späteren Abend in einem Lager an, das 20 bis 25 km von Hamburg entfernt war.

Das Lager war geheim. Es hatte ein Krematorium, das Tag und Nacht arbeitete. In den Baracken gab es nicht einmal Schlafbänke, wir schliefen auf dem Boden. Man hat uns weder Essen noch Wasser gegeben. Nur in der Mitte des Lagers gab es eine mit Wasser gefüllte Baugrube. Dieses Wasser tranken wir Häftlinge.

Jeden Morgen trugen wir die Gestorbenen aus den Baracken, sammelten die Leichen und schichteten sie zu einem Stapel auf.

Eines Nachts rebellierten die verzweifelten Häftlinge und unternahmten einen Versuch, aus dem Lager zu entkommen, aber die Wache hat fast alle mit Maschinengewehren erschossen. Es wurden dabei so viele Menschen ermordet, dass man es nicht schaffte, sie zu verbrennen. Die Leichen blieben mehrere Tage liegen und begannen zu verwesen. Der Gestank war unerträglich.

Eines Tages hörten wir Geschützdonner. Die Wache verließ das Lager und flüchtete. Auch die Häftlinge machten sich auf die Beine: Die Alliierten waren im Anmarsch. Ich verließ das Lager zusammen mit einem Weißrussen. Fünf, sechs Kilometer entfernt fanden wir im Wald ein Häuschen, schlüpfen in eine Scheune und schliefen ein. Am Morgen hat uns ein siebenjähriges Mädchen geweckt. Sie gab uns jedem ein belegtes Brot und sagte, der Krieg sei zu Ende. Ihre zärtliche Stimme hat sich für den Rest meines Lebens in mein Gedächtnis eingepreßt.

Michail Afanassjewitsch Nawnyko, Brief vom November 1995.

Nach meiner Ankunft in Neuengamme wurde ich als „Muselmann“ ins Krankenrevier eingewiesen. Am 4. oder 5. April 1945 spielte sich dann Folgendes ab: Der Lagerkommandant befahl, dass jeder, der konnte, wieder zurück auf seinen Block gehen sollte. Ich blieb aber, weil ich vermutete, dass es dort nicht besser sein würde als im Revier. Aus dem Revier wurden wir dann zu je hundert Häftlingen in Güterwagons verfrachtet; in der Mitte des Wagons eine Wache. In den Wagons konnte man nur stehen. Da manche aber zum Stehen keine Kraft mehr hatten, legten sie sich auf den Boden und erstickten in der herrschenden Enge.

Morgens wurden die Wagons immer aufgeschlossen und die Leichen weggebracht. So fuhren wir fünf, sechs Tage, bis wir auf einer Station aussteigen mussten und zu einem großen Lager mit dem Schild „Stalag X B“ geführt wurden, einem Kriegsgefangenenlager. Dort waren Vertreter aller Nationen inhaftiert, die am Krieg gegen Deutschland teilgenommen hatten. Ein Teil des Lagers wurde den KZ-Häftlingen zugewiesen.

Es folgten dramatische Ereignisse: Im Lager brachen Unruhen aus. Am 17. oder 18. April kam ein neuer Transport. Diese Häftlinge waren aber nicht so erschöpft wie wir und leisteten Widerstand. Der Lagerkommandant kündigte während des Abendappells an, die Ordnung so wiederherzustellen, dass wir uns noch lange daran erinnern würden – falls wir es überhaupt überleben würden. Mitten in der Nacht kam dann der Befehl an alle deutschen Kapos und Vorarbeiter, sich zum Kontrollpunkt am Lagereingang zu begeben. Die Häftlinge wurden unruhig: „Sie werden uns erschießen.“ Man beschloss zu fliehen, den Zaun aus Stacheldraht mit Decken abzudecken und sich den Weg in die Freiheit zu bahnen. Das wurde auch getan. Mit „Hurra“-Schreien warf man sich auf den Stacheldraht, die Wache eröffnete das Feuer, aber einem Teil der Häftlinge gelang die Flucht.

Ich war nicht dabei. Als man zu schießen begann, rannte ich vom Zaun weg und gelangte in einen Durchgang, der die Baracken der Lagerbereiche voneinander trennte. An einer Stelle konnte ich durch eine Lücke im Zaun schlüpfen und lief zu einer Baracke. Durch ein Loch kroch ich in den Keller der Baracke. Dort blieb ich bis Tagesanbruch und konnte beobachten, wie die Wachen Leichen der Erschossenen aufsammelten. Bald wurde es hell und die Bewohner der Baracke wachten auf. Ich vernahm Gespräche auf Französisch. Als ich den Keller untersuchte, entdeckte ich eine Luke: Zwischen den Pritschen und dem Boden war ein etwa 50 bis 60 Zentimeter freier Raum. Ich zwängte mich hindurch und wurde von einem Franzosen entdeckt, der mir half, das Versteck zu verlassen.

An diesem Morgen bekamen die Franzosen Pakete vom Roten Kreuz. Sie sahen, dass ich KZ-Häftling war und boten mir Kekse, Brot und andere Lebensmittel an. Sie gaben mir auch eine Jacke und eine Hose und sagten, ich solle meine Lagerkleidung in die Toilette werfen. Dann malten sie mit Kreide „SU“ auf die Jacke, das Zeichen eines Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion, und führten sie mich zu den russischen Kriegsgefangenen. Sie meinten, ich solle keine Angst haben, man erwarte die Ankunft der alliierten Truppen.

Die Verpflegung war dort schlecht. Brot bekamen wir überhaupt nicht, nur zwei Mal am Tag Kartoffeln. In meiner Baracke ereignete sich sogar ein Fall von Kannibalismus: Unter den französischen Häftlingen waren ein Vater und sein Sohn. Der Vater war verstorben und man hatte seine Leiche dorthin gebracht, wo

alle Leichen aufgestapelt wurden. Der Sohn war gegangen, um noch einmal nach seinem Vater zu schauen und hat dabei entdeckt, dass der Leiche Herz und Leber entnommen worden waren. Die Nachricht verbreitete sich schnell im Lager. Der Verdacht fiel auf zwei Gefangene, die dann von den Häftlingen selbst gerichtet wurden.

Auch die hygienischen Bedingungen waren katastrophal. Die Leichen wurden nicht weggebracht und verweseten. Läuse machten den Insassen zu schaffen. Die Lageradministration versuchte, ein Bad zu organisieren, die Wäsche auszukochen. Am 29. April 1945 waren wir an der Reihe ein Bad zu nehmen. Wir begaben uns zu der Baracke, in der das Bad eingerichtet war und warteten. Plötzlich um das Lager herum Explosionen, aus dem Wald kamen Soldaten. Die Wache verließ schnell die Wachtürme, warf die Waffen weg und hob die Hände. Wir rannten zum Zaun. Um Unruhe zu vermeiden, gaben die Befreier einen Warnschuss ab. Es waren Engländer.

Sie ersetzten die Wache, verteilten Zigaretten und Kekse, ließen sich mit uns fotografieren. Häftlinge, die etwas kräftiger waren, gruben unter den Zaun Durchgänge und verließen das Lager. Außer Typhus herrschte im Lager Ruhr. Man schaffte einen Bagger herbei und hob eine Grube aus, lagerte dort die Leichen und brachte deutsche Frauen ins Lager, damit sie beim Aufräumen halfen. Die Kranken wurden zwar evakuiert, aber ihre Anzahl schien sich dadurch nicht zu vermindern.

Wiktor Trofimowitsch Gawriljtschenko, Brief vom Februar 1999.

## **15. Räumung des Stammlagers Neuengamme**

Der Befehl zur endgültigen Räumung des Stammlagers Neuengamme erfolgte am 19. April 1945, als britische Truppen bereits große Teile Norddeutschlands besetzt und das KZ Bergen-Belsen befreit hatten. Mit Güterzügen wurden die Häftlinge nach Lübeck transportiert, nachdem die skandinavischen Gefangenen auf Grund einer Vereinbarung zwischen Graf Folke Bernadotte und Heinrich Himmler mit Bussen des Roten Kreuzes nach Dänemark und Schweden gebracht worden waren.

Im Lübecker Hafen wurden die aus Neuengamme herbeigeschafften Häftlinge mit dem Schiff „Athen“ zu dem ehemaligen Luxuskreuzfahrtschiff „Cap Arcona“ gebracht, das in der Lübecker Bucht vor der Stadt Neustadt vor Anker lag. Die „Cap Arcona“ und auch der ebenfalls vor Anker liegende Frachter „Thielbek“ wurden Ende April und Anfang Mai 1945 zu schwimmenden Ersatzkonzentrationslagern für das geräumte KZ Neuengamme.

Am 3. Mai 1945 wurden mehrere Schiffe in der Lübecker Bucht von britischen Flugzeugen angegriffen, darunter auch die KZ-Schiffe. Die „Thielbek“ mit etwa 2 900 Personen an Bord sank innerhalb weniger Minuten. Nur wenige, etwa 65, überlebten, darunter Aleksej Ponomarjow, der darüber berichtet.

Die „Cap Arcona“ wurde in Brand geschossen. Weil die Ostsee an dieser Stelle nicht sehr tief war, konnte sie nicht sinken, sondern legte sich auf die Seite. Von den 4 700 Menschen an Bord der „Cap Arcona“ überlebten etwa 450. Mehrere Überlebende der „Cap Arcona“, Wiktor Zhila, Anatolij Kulikow, Pjotr Gubrijenko und Jurij Sinjawin, berichten in diesem Kapitel über die Bedingungen an Bord des Schiffes, einem bemerkenswerten Fluchtversuch, vom Bombardement und von ihrer Rettung.

Die Häftlinge an Bord der „Athen“ hatten dagegen Glück. Das Schiff, das während des Bombenangriffs im Hafen lag, wurde nicht getroffen. Ananij Bilan sieht den Grund darin, dass der Kapitän die Häftlinge mit ihren gestreiften Uniformen für die Piloten sichtbar an Deck befahl.

Insgesamt kamen über 7 000 Häftlinge an diesem Tag ums Leben – wenige Stunden vor dem Eintreffen britischer Truppen und ihrer Befreiung.

Der Krieg näherte sich seinem Ende. Über das Lager flogen Flugzeuge der Alliierten. Eines Abends wurden die Häftlinge auf dem Appellplatz versammelt. Es waren viele SS-Offiziere dabei. Eine Selektion begann: Die Häftlinge marschierten der Reihe nach an den SS-Offizieren vorbei, die die schwächeren und unterernährten Häftlinge in eine andere Kolonne aussonderten. Nachdem die erste Gruppe der Häftlinge auf diese Art zusammengestellt worden war, wurde sie weggeführt. Die Selektion für eine zweite Gruppe begann. Die Häftlinge wurden unruhig und rannten wie auf Kommando zu ihren Blocks zurück. Gerüchte kamen auf, dass die erste Gruppe vergast werden sollte.

Klimentij Iwanowitsch Bajdak, schriftlicher Bericht vom Mai 1997.

Im Lager war eine Epidemie ausgebrochen und ich erkrankte an Typhus. An dem Tag, an dem die Häftlinge zur Einschiffung weggebracht wurden, hatte ich Schüttelfrost. Ich schlich mich in die „Totenzone“, zu den mit Laken zugedeckten Stapeln von Leichen. Der Geruch des Todes war unerträglich. Ich wollte mich wärmer anziehen und von Leichen passende Kleidungsstücke holen. Ich stellte mir nämlich vor, dass wir an einen anderen Ort gebracht würden. Aber ich schaffte es nicht mehr, mich umzuziehen, ich fiel in Ohnmacht. Hier wurde ich dann von den Amerikanern gefunden, nachdem sie in das Lager einmarschiert waren. Ich wog nur noch 29 Kilogramm!

Jewgenij Nikolajewitsch Myschewskij, schriftlicher Bericht in: Republik Krym, „Einer von elf“, August 1998.

Ich geriet, so viel ich weiß, in den letzten Transportzug. Sie luden uns auf und brachten uns nach Hamburg. Dort wurden wir lange vor- und zurückrangiert, aber dann kamen wir nach Lübeck.

Ein Bild werde ich mein ganzes Leben nicht vergessen, ein unheimliches Bild: Am Ufer ein hoher Kran, eine breite asphaltierte Straße, ein langes Rasenstück und der Kai. Dort lag der Dampfer „Athen“. Der Zug fuhr heran. Von den Wagons wurden die Gefangenen abgeladen und gingen über eine Gangway auf die „Athen“ – ein Wagon nach dem anderen. Da sah ich, dass sie etwa dreißig, vielleicht aber auch fünfzig Menschen – Tote – aus den Wagons schleppten und sie auf den Rasen zwischen Kran und Gleisen legten. Es war ein Stapel Toter, darunter aber zwei Lebende ... Sie sahen zu, wie andere eine Grube aushoben. In die haben sie die Toten hineingeworfen, vielleicht liegen die Knochen bis zum heutigen Tage dort. Sie haben sie alle dort hineingeworfen, auch die beiden Lebenden. Der eine hatte sich auf die Ellenbogen gestützt und geguckt. Der andere hat versucht, den Kopf zu heben und zu schauen, wie tief sie schon gegraben haben. Können Sie sich so ein beängstigendes Bild vorstellen?

Witalij Georgijewitsch Semjonow, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Es war um den 18. April. Ohne jede Erklärung ließen sie uns aufstehen, jagten uns zu den Wagons in Neuengamme und luden uns auf. Es waren keine Personenwagen, sondern Güterwagen. Darin transportierten sie uns zur Lübecker Bucht, wo die Hauptmasse der Gefangenen auf die „Cap Arcona“, ein Teil auf die Athen und ein Teil auf die „Thielbek“ kam. Auf der „Thielbek“ waren wie auf der „Athen“ ungefähr 2 000 Menschen, auf der „Cap Arcona“ aber an die 5 000.

Am 3. Mai 1945 mittags begann ein Bombardement. Zuerst schlugen die englischen Flugzeuge gegen die „Cap Arcona“ los; das Schiff verwandelte sich in eine Fackel. Viele der 5 000 Häftlinge stürzten sich ins Wasser. Der nächste Schlag erfolgte gegen die „Thielbek“, die im Laufe einiger Minuten unterging. Ich ließ mich an einem brennenden Seil von der „Cap Arcona“ ins Wasser hinab, wobei ich an beiden Händen schwere Verbrennungen erlitt. Rings um das Schiff wimmelte es von Menschen. Dann senkte sich der Dampfer ins Wasser und ich schwamm weg. Als der Dampfer aber auf der Seite lag, kehrte ich auf das Schiff zurück. Es blieben hauptsächlich die am Leben, die auf das Schiff zurückgekehrt waren, denn es befand sich über einer Untiefe und ein Teil ragte über die

Wasseroberfläche. Im Ganzen blieben 309 Menschen am Leben. Wer schwamm, wurde von Booten aus von den Faschisten erschossen. Wir blieben auf dem glühenden Gerippe der „Cap Arcona“. Gegen Abend brachten uns zivile Deutsche nach Neustadt. Anschließend war ich noch eineinhalb Monate zur Behandlung im Hospital.

Wiktor Danilowitsch Zhila, mündlicher Bericht vom August 1993.

Plötzlich war ein kräftiges Brummen von Flugzeugen zu hören, sie flogen direkt über unsere Köpfe, über das Schiff hinweg. Die Deutschen schossen auf die Flugzeuge. Schließlich eine Explosion, dann die nächste.

Wir sprangen aus den Türen, aber wohin ... überall Rauch, das Schiff brannte und wir konnten schlecht sehen. Die einen liefen auf diese Seite, die anderen auf jene ... so bin ich eben auf diese Seite gelaufen, aber das Deck brannte schon. Ringsum nur Meer ... das Ufer war nicht zu sehen. Viele zogen sich nackt aus und sprangen ins Wasser. So auch ich. Ich bin ins Wasser gesprungen, im Stehen, kam wieder hoch. Ich habe zum Himmel geschaut – die Sonne, die war ganz und gar rund, der Himmel klar. Das Schiff lag auf der Seite, das Heck halb im Wasser. Ich war erst ein wenig geschwommen, aber hatte schon keine Kraft mehr, weiter zu schwimmen und drehte mich auf den Rücken. Ich hatte schon einmal ordentlich Wasser geschluckt, und dann noch einmal, als eine Welle kam.

Der Dampfer brannte, Lärm, Schreie, Stöhnen neben dem Schiff. Sonst konnte ich nichts sehen. Ich sah irgend einen schwarzen Fleck, aber ich hatte mich schon vom Leben verabschiedet. Ich lag im Wasser und schaute – der Himmel, die Sonne – und nahm Abschied vom Papa, von der Mama, vom Bruderlein, vom Schwesterlein. Von allen hatte ich mich verabschiedet und dachte nun, dass ich nur noch den Mund öffnen müßte. Aber wie kommt man unter Wasser? Das Wasser wollte mich gar nicht! Ich musste den Mund aufmachen. Aber die Wellen warfen mich wieder in die Höhe, sodass ich dachte: „Ich muss doch schwimmen.“ Bloß wohin? Zum Ufer oder zum Schiff? Da sah ich diesen Fleck wieder. Er war schon näher und ich begann darauf zuzuschwimmen, dachte, dass es aussehe wie Menschen. Ich schwamm weiter auf diesen Fleck zu – es war ein Boot. Auf dem waren Leute wie ich, Russen, und viele Italiener. Sie haben mich ins Boot gezogen, obwohl es schon voll war und sie Wasser schöpfen mussten. Bald kam aber ein kleines Motorboot, auf das sie uns rübergeholt haben. Es waren Engländer.

Anatolij Andrejewitsch Kulikow, mündlicher Bericht vom August 1993

Als ich am 3. Mai 1945 an einem Seil an der Seite der „Cap Arcona“ hing und das Schiff in Flammen stand, schaute ich nach oben auf das Deck und erkannte in einer Rauchwolke den Polen Stassik, der in Neuengamme im Kommando „Tarnung“ Vorarbeiter und Kapo gewesen war. Die Häftlinge in diesem Arbeitskommando mussten aus Stoffresten Taue flechten. Dort hatten meistens schwache und kranke Häftlinge gearbeitet, etwa 100 Menschen. Stassik hob in Feuer und Qualm seine Hände zum Himmel und sprach „Gottes Mutter, rette und bewahre mich vor dem Tode!“ Obwohl er es im KZ viel leichter gehabt hatte als die anderen, war sein Tod dennoch qualvoll.

Ich kletterte auf das Oberdeck der „Cap Arcona“, der mittlere Teil des Schiffes

brannte und es hing dort eine weiße Fahne. Ich zog die Schuhe aus und wollte mit Hilfe eines Seils ins Wasser hinuntersteigen, aber im Wasser wimmelte es bereits von Menschen und das Ufer war so weit entfernt, dass man es im eisigen Wasser kaum erreichen konnte. Also wandte ich mich zu Gott mit einem Gebet: Ich wollte die Fassung wiedergewinnen und in Ruhe beten und kam hinunter in eine Kabine auf der rechten Seite des Schiffes, setzte mich aufs Bett. Ich weiß nicht, wie lange ich dort saß, aber als ich die Kabine verlassen wollte, war das nicht mehr möglich: Alles war voller Rauch. Ich öffnete das Bullauge und entdeckte drei Metalltrossen, eine von ihnen mit einem Knoten. Ich steckte meinen Fuß in den Knoten und hing so 10, 15 Minuten oder noch länger an der Trosse, bis sich das Schiff auf die linke Seite legte. Alles, was neben dem Schiff schwamm, geriet unter das Schiff. Ich war und bin der Meinung, dass eine höhere Kraft mich auf die rechte Seite des Schiffes geführt und in die Kabine gebracht hat, über der eine Trosse hing. Natürlich glaubt nicht jeder an Gott. Einige mögen behaupten, dass sei ein Zufall gewesen. Aber es war nun einmal so.

Pjotr Pantelemonowitsch Gubrijenko, Brief vom April 1999.

1975 erschien im Moskauer Verlag „Progress“ das Buch „Cap Arcona“ von Rudi Goguel, in dem der Untergang des Häftlingsschiffes „Cap Arcona“ geschildert wird. Darin beschreibt er die Flucht von elf Häftlingen von der „Cap Arcona“ Ende April 1945, von denen nur ich allein überlebt habe. Rudi Goguel berichtet jedoch, ich sei erschossen worden.

Ich hatte mich in einem Laderaum des Schiffes befunden. Hilfsmittel für die Flucht hatten wir am Tag zuvor schon vorbereitet. Häftlinge berichteten uns, dass sie in einem Laderaum, der mit Brettern vernagelt war und dessen Türen sie aufgebrochen hatten, Seile, zwei Schlauchboote und elf Schwimmwesten gefunden hatten. Eine Diskussion über unser weiteres Vorgehen entbrannte. Wir hatten nicht den geringsten Zweifel, dass wir zum Tode verurteilt waren. Nicht nur weil man unsere Vernichtung direkt geplant hätte, sondern auch, weil zu uns in die tiefsten Laderäume nur unregelmäßig Wasser und Essen geliefert wurde. Die Boote konnten wir allerdings unmöglich durch das Bullauge schleusen, außerdem ging ständig eine Wache auf dem Schiff um. Wir waren 200 oder mehr Häftlinge. Streitigkeiten wegen der Schwimmwesten gab es aber keine und wir zogen auch kein Los, alles war völlig freiwillig. Ich war der Achte.

Am ersten Abend versuchten wir durch das Bullauge unsere Lage auszukundschaften: Nicht weit vor uns befand sich, wie es schien, ein felsiges Ufer; wir lagen in der Lübecker Bucht. Nach unseren Berechnungen war es 700 bis 800 Meter bis zur Küste und etwa fünf bis sechs Meter bis zur Wasseroberfläche. Rechts lag noch ein Schiff, links leuchtete ein blaues Signallicht auf einer Boje. Wenn man zwischen diesen beiden Orientierungspunkten schwimmen würde, könnte man die Küste erreichen. Unser Dampfschiff warf einen riesigen Schatten, das war sehr günstig. Wir holten mit einer an ein Seil gebundenen Schüssel Wasser aus dem Meer, um dessen Temperatur abzuschätzen. Auch früher hatten wir uns auf diese Weise mit Wasser versorgt und versucht es zu trinken, aber es war ungenießbar, bitter-salzig. Das Wasser in der Schüssel schien uns gar nicht so kalt zu sein. Die Flucht wurde für den darauf folgenden Abend geplant. In dieser Nacht hat natürlich keiner von uns ein Auge zugemacht – wir hätten verraten werden oder jemand von uns hätte es

sich anders überlegen können. Aber das trat alles nicht ein, wobei ich zugeben muss, dass ich selber große Zweifel hatte. Aber das Schamgefühl war stärker; außerdem hatte ich mein Wort gegeben.

Am darauf folgenden Tag beschäftigten wir uns weiter mit der Fluchtvorbereitung. Wir füllten eine Halbliterflasche mit Zigaretten, verschlossen sie dicht und ich musste sie mitnehmen, denn wir glaubten, die Küste erreichen zu können und uns dort wiederzusehen. Der größte Fehler war, dass wir unsere Adressen nicht ausgetauscht haben. Auch später maß ich dem keine Bedeutung bei, was ich jetzt sehr bereue. Ich erinnere mich nur, dass einer aus Charkow und ein anderer aus dem Baltikum war.

Wir standen vor dem Bullauge und warteten auf den Einbruch der Dunkelheit. Die Schwimmwesten waren am Hals und am Gürtel mit Schnüren zu befestigen. Ich hatte einen grauen mit Ölfarbe bestrichenen Anzug und ein Unterhemd an, das ich noch in Neuengamme gegen Lebensmittel eingetauscht hatte. Als es dunkel war, stiegen wir mit Hilfe eines Seils aus dem Bullauge hinab. Die Schwimmwesten zogen wir draußen an, während wir einer nach dem anderen das Seil hinunterkletterten und uns an dem am unteren Ende gemachten Knoten fest hielten. Ich sprang als Achter ins Wasser, das so kalt war, dass mir auf der Stelle jede Lust zu schwimmen verging. Ich spürte Schmerzen an den Händen, die ich mir am Seil verletzt hatte, und die Schwimmweste hinderte mich am Schwimmen. Auch die Wellen waren uns von oben kleiner erschienen. Ich versuchte die anderen einzuholen, aber es gelang mir nicht. Ich setzte alle Kraft daran, vom Schiff wegzukommen, aber die Wellen trugen mich immer wieder zurück. Die Kräfte verließen mich. Mit letzter Kraft ruderte ich mit den Händen, während meine Gedanken schon um den Tod kreisten. Ich wünschte mir, diese Quälerei wäre zu Ende, je schneller, desto besser. Langsam verlor ich das Bewusstsein und träumte, wie schön es wäre, wenn Fischer mich finden würden und ich mich wärmen und satt essen könnte, ganz ohne dieses Leid. Dabei wurde ich weiter und weiter abgetrieben, mit geschlossenen Augen.

Plötzlich spürte ich, dass ich an Bord eines Boots gezogen wurde. Ich begriff, dass ich wohl gerettet war, aber von wem? Dann begann ich zu zittern und langsam zu mir zu kommen. Als ich wieder bei Bewusstsein war und die Augen öffnete, sah ich eine Schiffstreppe und etwa sechs Männer um mich, die ihre Pistolen auf mich richteten. Ich muss schrecklich ausgesehen haben, dazu noch ein von der Stirn bis in den Nacken rasierter Streifen auf dem Kopf. Woran sie in dieser Minute gedacht haben mögen ... die Pause war lang. Dann begannen sie Fragen zu stellen. Ich schaute in Richtung „Cap Arcona“. Das Schiff schien ziemlich nah zu sein. Ich dachte bloß, dass ich meinen 20. Geburtstag in einem Monat nicht mehr erleben würde. Ich antwortete: „Politischer Häftling von dem Schiff da, ich bin geflohen.“ Ich musste daraufhin die Treppe hinaufsteigen und wurde von einem jungen Matrosen durchsucht. Dabei stieß er auf die Flasche in meiner Tasche und erstarrte: „Was hast du da?“ Ich sagte: „Zigaretten.“ Alle begannen durcheinander zu reden, meinten, dass ich lüge, zogen wieder ihre Pistolen und befahlen mir, die Hände zu heben. Mir war das aber alles völlig gleichgültig. Dann zog er tatsächlich eine Flasche mit Zigaretten aus meiner Tasche. Man hätte ihre Gesichter sehen müssen: sie grinsten, freuten sich. Anscheinend waren ihre Zigaretten ausgegangen. Sie steckten ihre Waffen wieder ein und befahlen, mich in einen Waschraum zu sperren. Man erlaubte mir aber nicht, die Schwimmweste abzulegen. So saß ich dort bis zum Morgen in der

Schwimmweste, von einem Mann bewacht. Etwas später brachte man nacheinander fünf Leichen herein – den Rest unserer Gruppe. Sie waren wohl auf die offene Ostsee getrieben worden und qualvoll gestorben. Ein Offizier und ein Schiffsarzt kamen. Den Leichen wurden die Hemden hochgezogen und der Arzt machte mit einem Dolch Schnitte in den Bauch. Es trat kein Blut hervor:

„Herzschlag“ war sein Attest. Der Offizier stellte mir noch ein paar Fragen. Von ihm erfuhr ich, dass die Küste drei Kilometer entfernt war und das uns Wellen und Wind mit Windstärke drei auf die offene See getrieben hatten. Er fügte hinzu, wir hätten es nicht tun sollen, da der Krieg ohnehin bald zu Ende sei.

Man brachte mir eine Schüssel Kartoffeln mit Fleisch und bedankte sich für die Zigaretten. Ich verbrachte dort die Nacht mit meinen gestorbenen Kameraden. Am Morgen öffnete sich die Tür und ein SS-Offizier mit drei silbernen Romben auf den Schulterklappen stand in der Tür. Er befahl, den Leichen die Schwimmwesten auszuziehen und die Nummern abzunehmen. Wir gingen aufs Deck. Die „Cap Arcona“ lag ganz in der Nähe. Ich stieg in ein Boot, in dem bereits ein Kapo und vier Häftlinge saßen und wir fuhren zurück. Während der Überfahrt wurde mir keine einzige Frage gestellt. Für mich stand fest, dass es mein letzter Frühlingmorgen sein würde, dennoch hatte ich eine leise Hoffnung. Man hatte mich in letzter Minute gerettet, weil man nicht wusste, wer ich war. Ich war für sie etwas Fremdes, das sich in den von ihnen zu überwachenden Gewässern befand. Sie hatten keine Ahnung davon, wer an Bord der „Cap Arcona“ untergebracht war; das hatte ich aus den mir gestellten Fragen schließen können.

Man hievte uns auf die „Cap Arcona“. Ein SS-Mann führte mich durch die Flure dieses wunderschönen Dampfschiffes und ich spürte den Tod hinter meinem Rücken. Aus den Kabinen schauten Häftlinge, anscheinend Deutsche oder Franzosen. Russische Häftlinge gab es keine auf den oberen Decks. Nach einer Weile stoppten wir vor einer Kabine und der SS-Mann klopfte. „Herein!“ Mein Begleiter stieß mich hinein. Ich stand vor einem betagten Mann, ebenfalls mit drei Romben auf seinen Schulterklappen, allerdings waren es goldene. In seinen Augen entdeckte ich keine Bosheit, nur Müdigkeit und Trauer. Seine erste Frage war nach dem Grund meiner Flucht. Ich erzählte ihm, dass das Schiff laut Gerüchten vermint sei und das wir vernichtet werden sollten, ich also nichts zu verlieren gehabt hätte. Der zweite Grund sei, dass die zustehenden Nahrungsrationen nicht zu uns in den Laderaum gekommen seien. Sein Gesicht verzerrte sich. Er schaute nicht mich, sondern seinen hinter meinem Rücken stehenden Untergebenen an. Als ich mich umdrehte, sah ich den blassen strammstehenden Deutschen. Das „Warum?“ klang wie eine Explosion. Er hat ihm so den Kopf gewaschen, dass er mir Leid tat, aber noch mehr tat ich mir selbst Leid, denn ich war schuld an dieser Rüge. Aus dem Wortschwall konnte ich entnehmen, dass dieser SS-Mann die Verantwortung für die ordnungsgemäße Behandlung der Häftlinge trug.

Nach einer Pause fragte er mich, ob ich Deutsch verstehe. Ich bejahte. Er begann langsam zu sprechen. Die ersten Worte galten dem SS-Mann: „Ins Trockene, umziehen und zwei Tagesrationen aushändigen!“ Dann sagte er in einer Mischung aus Deutsch und Russisch wörtlich Folgendes: „Wenn Sie ums Leben kommen, dann kommen wir mit Ihnen zusammen um. Gehen Sie jetzt und erzählen allen, dass eine Flucht von hier unmöglich ist!“

Dann wurde ich von diesem Schuft abgeführt. Er marschierte vor mir und hatte bestimmt Schlimmes vor. Als ich die Kabine verließ, war ich in einer jubelnden

Stimmung, ich lebte, aber sie ging sofort nach unten, denn ich blieb allein mit einem Mann, der wegen mir Ärger hatte, und seltsamerweise gab es keinen Menschen um uns herum. Vor uns eine Glastür. Er öffnete sie und ließ mich vorgehen. Dahinter eine Bar und Tanzfläche, eigentlich ein luxuriöser Raum, wenn nicht der Stapel Leichen in der Mitte gewesen wäre, zu dem immer neue hinzukamen. Er befahl mir, mich umzuziehen. Ich weigerte mich: „Nein, nicht!“ Und dann zahlte er es mir heim. Er gab mir einen solchen Fußtritt, dass ich durch den Raum geschleudert wurde und durch die Hintertür hinausflog. Während dieses Flugs kam mir noch ganz kurz der Gedanke, dass er mich erschießen könnte.

Hinter der Tür wurde ich sofort mit Fragen bestürmt – was und wie, wo die anderen sind –, denn von unserer Flucht wussten schon viele.

Jurij Aleksejewitsch Sinjawnin, schriftlicher Bericht in: Schicksal, „Flucht“, Dezember 1994.

Als wir aus dem KZ-Lager abtransportiert und nach Lübeck gebracht wurden, wussten wir, dass wir vernichtet werden sollten. Wozu mussten wir aus einem Lager abtransportiert werden, das schon nach einigen Tagen auf besetztem Gebiet sein würde? Wir stiegen in einen Güterzug, dann auf ein Schiff und wurden aufs Meer hinausgefahren. Ich hatte aber Glück: Die deutsche Sprache half mir.

Es gab im Schiffsraum eine sehr enge Falltür, nur immer ein Mensch konnte sich hindurchzwängen. Zur Falltür führte eine steile eiserne Treppe. Zehn Tage befanden wir uns im Schiffsinne. Wir mussten unsere Notdurft dort verrichten und es verbreitete sich ein übler Gestank. Ich überlegte, wie ich mich retten und dem Tod entgehen könnte. Ich war so lange im KZ gewesen, am Leben geblieben und unversehrt – und am Ende des Krieges sollte ich umkommen?

Ich lehnte mich oft hinaus und sah, dass die Wächter ältere Männer waren. Es war das letzte deutsche Aufgebot, bei dem 50- bis 60-jährige Männer einberufen worden waren. Sie hatten lange Uniformmäntel an und Gewehre, sie durften schießen, wenn sich jemand hinauslehnte. Man hätte diese Wächter natürlich entwaffnen können, doch das war unmöglich, denn niemand wurde hinausgelassen. Außer diesen Wächtern, die alle fünf Meter standen, war noch ein Schäferhund an Bord angebunden. Würdest du dich auf jemanden stürzen, so würde dich der Hund zerreißen.

Ich hielt mich immer an diesem Ausgang auf. Die Wächter waren neugierig und redselig und fragten, wer ich sei, was für Menschen im Schiff seien und warum. Ich erzählte ihnen alles. Wie sich herausstellte, wussten sie nicht, wen sie bewachten. Ich unterhielt mich sehr oft mit ihnen, atmete frische Luft und erfuhr Neuigkeiten. Ich sah, dass in der Nähe eine Stadt war. Zum einen Ufer waren es vier Kilometer, zum anderen sechs. Ich überlegte schon, ich müsste in diese Richtung schwimmen, wenn etwas geschah.

Es war am 3. Mai am Nachmittag. Ich hatte mich wieder hinausgelehnt und zu sprechen begonnen. Es waren immer andere Wächter und so begann ich meine Erzählung immer von neuem. Sie hörten zwar gerne zu, aber hinaus ließen sie mich nicht. Da erschien eine Fliegerstaffel. Die Wachen wurden aufmerksam, ich ebenso. Sie achteten nicht mehr auf mich und ich kroch hinaus. Ich fühlte, dass etwas passieren würde. Noch einige krochen auf das Deck hinaus. Niemand

kümmerte sich jetzt noch um uns, denn es begann ein Bombardement.

Einer der Kriegsgefangenen Piloten sagte, es seien englische Flugzeuge. Zuerst freuten sich alle, denn das waren unsere Alliierten. Alle riefen: „Wir sind gerettet! Wir sind frei!“ Doch die Flugzeuge begannen das Schiff zu beschießen. Durch die Falltür konnte immer nur einer zur Zeit und natürlich wollte sich jeder retten. Es gab jedoch nur eine geringe Chance, das zu schaffen, denn wenn einer hindurchkriechen wollte, klammerten sich die anderen an ihm fest und versuchten ihm zuvorzukommen. Alle, die im Schiffsinnern geblieben waren, sind umgekommen. Es war unmöglich, eine Rettung zu organisieren.

Ich gelangte mit 30 anderen Häftlingen auf das Deck. Wir liefen in alle Richtungen auseinander, um uns vor den Kugeln und Bomben zu retten. Auf dem Heck gab es einen Aufbau, an den wir uns während der Bombardierung drückten, sodass die Kugeln uns nicht erreichen konnten. Die Bomben durchschlugen die Schiffswand und explodierten im Innern. Es entstand ein Leck und das Schiff begann erst langsam, dann schneller zu sinken. Ich bemerkte es, als ein Pole rief: „Stato kse Pschicheli!“ Ich verstand etwas Polnisch. Ich sah, dass das Schiff sich wirklich neigte und mir war plötzlich klar, dass ich weg musste. Wir wurden überhaupt nicht weiter beachtet. Auf dem Deck lagen tote Hunde, tote Wächter und Häftlinge, überall Blut. Wir liefen, fielen, glitten durch das Blut. Ich musste ins Wasser springen und schwimmen, denn es hieß, dass ein sinkendes Schiff Menschen, die sich in der Nähe befinden, mit in die Tiefe reißen kann. Ich beeilte mich deshalb, das Schiff zu verlassen. Wir warfen alles, was schwamm, ins Wasser: Rettungsringe und die Deckel, mit denen Brot- und Margarinekisten verschlossen waren. Während die einen sich zu retten versuchten, stürzten sich andere jedoch auf das Brot und die Margarine und aßen, denn sie waren hungrig. Sie konnten sich nicht zurückhalten. Und da alle schluckten, ohne zu kauen, bekamen sie Bauchschmerzen und wanden sich in Schmerzen. Ich glaube, niemand von ihnen hat sich retten können. Einige steckten Brot in Taschen und Rucksäcke und sprangen mit den Worten „Matka baska, Jesus Maria!“ ins Wasser. Mit ihrer Last konnten sie natürlich nicht schwimmen und ertranken.

Am Ende der Bombardierung zog ich meine Kleidung aus und war splinternackt, denn es war unmöglich, in der Kleidung zu schwimmen. Man hätte ertrinken können. Aus drei Metern Höhe sprang ich ins Wasser. Zuerst spürte ich nicht, ob das Wasser kalt oder warm war. Ich wollte nur schwimmen, damit ich nicht in den Sog des Schiffes geriet. Ich schwamm etwa drei Minuten und als ich mich umsah, war das Schiff schon verschwunden. An der Stelle sah ich nur Trümmer und etwa 30 Menschen, die nicht ertrunken waren. Alle schwammen zum Ufer und jeder klammerte sich an etwas – an ein Brett oder an einen Rettungsring. Die Laderäume waren mit breiten Brettern abgedeckt gewesen, die sie nun nahmen und zum Ufer schwammen. Nur flüchtig bemerkten wir – alle dachten ja nur an ihre Rettung –, dass aus dem Hafen etwa 30 Schiffe, Schleppkutter, ausliefen, denn man hatte gesehen, dass unser Schiff bombardiert worden war. Nach der Haager Konvention sind alle verpflichtet, an der Rettung Schiffbrüchiger teilzunehmen. Diese Schleppkutter beabsichtigten, die Menschen zu retten. Als sie begannen, die Menschen aufzunehmen und bemerkten, dass es Häftlinge waren, wendeten die meisten und kehrten zurück, denn niemand wagte, Häftlinge zu retten. Sie hätten sich der Gefahr einer Verfolgung aussetzen können. Einige der Kutter wurden auch von den Flugzeugen bombardiert und zwei oder drei Schiffe sanken.

Wir schwammen weiter zum Ufer. Nur ein Schleppkutter, rechts von mir, war von den Flugzeugen nicht bombardiert worden. Auf diesem Schiff fragte man nicht, wer wir waren. Ich sah, dass schon einige Menschen auf dem Deck dieses Schiffes waren. Ich wäre der Nächste gewesen, beschloss aber, lieber selbst zu schwimmen. Ich hatte Angst, dass das Schiff bombardiert würde. Aber ich schwamm nicht so schnell wie der Kutter, darum fuhr er heran, man reichte mir einen Bootshaken und ein Deutscher rief: „Fass an!“ Ich griff zu, denn ich war schon müde, es war sehr anstrengend zu schwimmen, obwohl ich nur 200 Meter oder noch weniger geschwommen war. Auf dem Deck fühlte ich zum ersten Mal die Kälte. Ein Schauer überlief mich. Ein Matrose sagte zu mir: „Rein!“ Ich kam in den Maschinenraum. Dort war das Auspuffrohr mit einer Gipsisolierung. Ich umarmte es, um mich zu wärmen.

Richtig warm wurde ich aber erst, als ich wieder an Land war und dort irgendwelche Kleidung fand. Wir waren zum Ufer gebracht worden und man hatte zu uns gesagt: „Raus!“ Wir gingen über ein Fallreep ans Ufer, wo etwa 3 000 Menschen standen. Ganz Neustadt war am Ufer und alle wollten sehen, was im Meer geschah. Splitternackt wurden wir ausgeschifft. Die Menschen traten zur Seite und wir 30 Häftlinge liefen durch diese Menschenmenge. Sie machten uns den Weg zu einem Packhaus frei. Dort fanden wir einen Umkleideraum, in dem sich sonst Hafenarbeiter umzogen. Da wir nackt waren, begannen wir sofort zu suchen, was wir anziehen könnten. Ich zog dicke Angelhosen und einen weißen Arztkittel an. Als wir fertig waren, kamen bereits englische Truppen in die Stadt. Wir mussten uns zu Kasernen begeben, die sich auf dem Berg befanden, eine U-Bootschule. Natürlich gab es hier keine Offiziersschüler mehr, nur die Schränke mit ihrer Kleidung. Wir zogen deutsche Uniformen an und waren froh, am Leben geblieben zu sein.

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Überall trieben Holzstücke und hölzerne Rettungsringe. Alle griffen danach, um sich daran fest zu halten. Um die Ringe war ein Seil angebracht, an dem sich alle festhielten. Es war eine Masse von Leuten. Auch ich wollte mich fest halten. Auf der einen Seite waren aber mehr Menschen als auf der anderen. So ist der Ring aus dem Wasser herausgesprungen und auf die Menschen heruntergefallen. Wer unter dem Ring war, ist ertrunken. Dann kam ein Kutter auf uns zu, er war nicht sehr groß. Ich dachte, er würde uns aufnehmen und habe mich vom Ring abgestoßen, damit er mich nicht erschlägt. Plötzlich wurden von diesem Kutter aber jene, die auf dem Ring geblieben waren, erschossen. Als der Ring leer war, fuhr der Kutter wieder davon.

Wassilij Maksimowitsch Kirilenko, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Wir waren schon einige Tage im Laderaum eines Schiffes eingesperrt gewesen, als der Befehl kam auszusteigen. Nur mit großer Mühe stiegen wir geschwächten Häftlinge die Metallstufen hinauf. Dort wurden Kolonnen gebildet und unter SS-Bewachung zu einem anderen Schiff gebracht. Es war kleiner, mit zweistöckigen Laderäumen. Man schickte uns in den unteren Laderaum und transportierte uns zu einem Schiff, das in der Bucht vor Anker lag. Als wir aus dem Laderaum auf das Deck hochstiegen, sahen wir es vor uns: ein großes Passagierschiff, die „Cap Arcona“. An Bord kamen wir in wunderschöne komfortable und mit teuren

Möbeln ausgestattete Kabinen. Wir freuten uns, in solch schönen Kabinen fahren zu dürfen. Aber die Freude währte nur kurz. Man führte uns auf das Deck und setzte uns eng aneinander gedrückt hin. In dieser Haltung schliefen wir bis zum Morgen. Am Morgen trieb man uns dann vom Deck in den unteren Teil des Schiffes, dessen Bullaugen auf Höhe des Wasserspiegels waren. Dort verbrachten wir einen Tag und eine Nacht. Dann ließ man uns wieder auf das Oberdeck steigen – in der Nähe immer noch das Schiff, das uns zur „Cap Arcona“ gebracht hatte. In der Ferne lag ein weiteres Schiff auf Reede.

Wieder mussten wir an Bord des Transportschiffes gehen, mit dem wir zur „Cap Arcona“ gebracht worden waren, wieder in den unteren Laderaum. Als wir das Geräusch der arbeitenden Maschine vernahmen, war uns klar, dass man uns von der „Cap Arcona“ wegbrachte. Nach kurzer Fahrt erstarb das Motorengeräusch aber. Wir breiteten die mitgebrachten Decken auf dem Boden des Laderaums aus und legten uns erschöpft hin. In der Ecke stand ein Fass für die Notdurft. Trinkwasser gab es keins. Dann und wann stiegen Suppenverteiler zu uns in den Laderaum herab und gleich danach wurde ein kegelförmiges Gefäß mit Suppe heruntergelassen. Einige Tage verbrachten wir so, bis eine neue Häftlingsgruppe zu uns in den Laderaum gebracht wurde. Sie erzählten uns, dass sie in aller Eile abtransportiert worden seien und hinter sich schon Schießen und Explosionen vernommen hätten. Wir stellten allerlei Vermutungen an. Die einen meinten, man würde uns auf hoher See versenken, die anderen mutmaßten, man würde uns in die neutrale Schweiz bringen.

Die Häftlinge waren nervös, manche bekamen psychische Störungen, stritten miteinander ohne Grund. Dann hörten auch wir Schüsse und Explosionen. Die Maschine unseres Schiffes lief an. Es wurde zwar Suppe zu uns herabgelassen, aber die Verteiler kamen nicht. So organisierten wir die Verteilung selbst. Dann ging die Maschine wieder aus und wir mussten aus dem Laderaum auf das Deck hinaufsteigen: Unser Schiff befand sich am Kai, die Mannschaft war davongelaufen. Wir waren nun Herren des Schiffes, auf dem wir große Lebensmittelvorräte entdeckten. Die Freude frei zu sein, gab uns neue Energie. Wir umarmten einander und betraten den Speiseraum mit großem Tisch, Stühlen und einem Geschirrschrank. Auf den Tisch kamen die inzwischen aufgetriebenen Vorräte. Wir fanden auch Alkohol und tranken auf die Befreiung. Nach dem langen Hungern hatten wir plötzlich Überfluss an reichlichem Essen, was natürlich zu Magenverstimmungen führte.

Wir übernachteten in den Schiffskabinen. Ich hatte mich mit einem Häftling aus Kiew, Kirill, geboren 1920, angefreundet, mit dem ich auf „Blohm & Voss“ in der Nachtschicht zusammengearbeitet hatte, unsere Drehbänke hatten nebeneinander gestanden. Ins KZ Neuengamme war Kirill früher als ich gekommen, er hatte eine Häftlingsnummer in den Zwölftausendern. Nur ganz wenige der Häftlinge mit diesen niedrigeren Nummern überlebten. Mit Kirill habe ich alle Strapazen und Qualen unserer Schiffsfahrten erlitten. Am Morgen fanden wir in einem Schrank Rucksäcke und füllte sie so mit Konserven, dass wir sie noch tragen konnten. Wir machten uns Frühstück, als unser Nachbar in die Kabine kam und sagte, auf dem Schiff sei Feuer ausgebrochen, das ganze Schiff sei schon vom Feuer erfasst. Mit großer Mühe konnten wir uns durch das Feuer auf das Deck durchschlagen. Vom Schiff wurde eine Strickleiter herabgelassen. Das Schiff war sehr hoch und es war sehr gefährlich für einen erschöpften Menschen, mit so einer großen Last die Strickleiter herunterzusteigen. Wir beeilten uns, das Schiff möglichst schnell zu

verlassen, denn es hatte Kanonen und Munition geladen, die jede Minute explodieren konnte. Mit Mühe erreichten wir das Ufer, wo wir auf Soldaten der britischen Armee trafen.

Klimentij Iwanowitsch Bajdak, schriftlicher Bericht vom Mai 1997.

Ich war zuerst auf das Schiff „Cap Arcona“ gekommen. Nach ein, zwei Tagen wurde ich mit anderen, meistens slawischen Häftlingen auf die „Athen“ gebracht. Während die „Cap Arcona“ ein Passagierschiff war und wir dort auf Bänken sitzen konnten, war die „Athen“ ein Frachter und wir wurden in Laderäumen untergebracht. Auf dem oberen Deck befand sich die Wachmannschaft. Wir bekamen keine Mahlzeiten. Zwar trafen für die Polen und Tschechen Pakete des Roten Kreuzes ein, aber Russen und Ukrainer bekamen nichts. Allerdings wurden die Pakete in den Laderäumen mit Gewalt auseinander gerissen und gestohlen. Natürlich blieb den Empfängern der Pakete etwas mehr übrig. Nach ein, zwei Tagen waren die Pakete aber aufgebraucht.

Eines Tages kam der Befehl an alle Häftlinge mit gestreifter Kleidung, auf das obere Deck zu kommen. Das Oberdeck füllte sich mit Häftlingen in gestreifter Kleidung. Über der Bucht kreisten Flugzeuge. Wir erfuhren, dass alliierte Flugzeuge unsere Schiffe für deutsche Militärfrachter hielten und sie bombardierten, obwohl die Schiffe eigentlich nur Häftlinge am Bord hatten. „Cap Arcona“ und „Thielbek“ wurden versenkt, während die „Athen“ sich dank der Häftlinge auf dem Oberdeck retten konnte. Die Flugzeuge der Alliierten flogen weg und unsere „Athen“ legte am Abend des 3. Mai 1945 in Neustadt an. Als wir ausstiegen, standen im Hafen Panzer mit weißen Sternen – Alliierte.

Wir Häftlinge von der „Athen“ waren sehr hungrig – wir hatten seit vier Tagen nichts mehr zu essen bekommen –, deshalb war der erste Gedanke, Essen zu beschaffen. Im Neustädter Hafen befand sich ein Stützpunkt der deutschen Marine, in dem Proviant für Matrosen gelagert wurde: Kondensmilch, Konserven, alles, was ein Mensch zum Leben braucht. Damit konnten die Häftlinge mit Essen versorgt werden.

Ananij Wassiljewitsch Bilan, Brief vom Oktober 1998.

## **16. Befreiung und Rückkehr**

In den letzten Tagen ihrer Haft, als die Häftlinge auf das schnelle Vorrücken der alliierten Streitkräfte hofften, mussten sie noch einen Höhepunkt des Terrors der SS erleben. Der Augenblick der Befreiung, sofern er von den KZ-Häftlingen bewusst erlebt wurde, war mit überwältigender Freude verbunden. Viele waren am Tage ihrer Befreiung aber so von Hunger, Durst und Krankheiten geschwächt oder standen noch unter dem Eindruck der brennenden Schiffe und der ständigen Lebensbedrohung, dass ihnen die Bedeutung der Befreiung erst später bewusst wurde. Manche Häftlinge erfuhren erst, als sie im Krankenhaus aus der Bewusstlosigkeit erwachten, dass der Krieg zu Ende war und sie frei waren.

Die alliierten Truppen organisierten für die Überlebenden Unterkünfte in Lagern und versorgten sie mit Kleidung, Lebensmitteln und ärztlicher Behandlung. Die vielen Schwerkranken wurden in zahlreichen Krankenhäusern Norddeutschlands versorgt. Hunderte starben dennoch in den Wochen nach der Befreiung an den Folgen der KZ-Haft.

Nach und nach wurden die ehemaligen sowjetischen Häftlinge auf der Grundlage der Ergebnisse der Konferenz von Jalta vom Februar 1945 zunächst in die sowjetische Besatzungszone und von dort in die Heimat zurückgeführt.

Boris Dudoladow berichtet dabei von Plünderungen, an denen sich ehemalige Häftlinge beteiligten und von gewaltsamen Konflikten mit Deutschen. Stepan Dorotjak schreibt, ein Vertreter der sowjetischen Armee habe den Häftlingen die Stadt „für eine Nacht überlassen“. Solche Übergriffe hat es vielerorts gegeben - als Folge des weiterhin vorhandenen Hungers und der aufgestauten Wut oder der Enttäuschung über das Verhalten der Deutschen während des Krieges.

Viele – besonders jene, die als Jugendliche verschleppt worden waren und seit langem keine Nachricht von der Familie erhalten hatten – wollten möglichst schnell nach Hause. Sie hatten Heimweh. Manche wollten auch in die Heimat zurückkehren, um beim Wiederaufbau ihrer zerstörten Städte und Dörfer zu helfen. Sie waren stolz auf den Anteil ihres Landes beim Sieg über Deutschland. Nicht wenige wollten mithelfen, in Frieden einen Sozialismus aufzubauen.

Erste Enttäuschungen stellten sich aber bereits in der sowjetischen Besatzungszone ein, als Vertreter sowjetischer Truppen sie mit Misstrauen empfingen und, wie Aleksandra Maksa berichtet, Vorwürfe erhoben und Verhöre durchführten. In die Heimat zurückgekehrt sahen sie sich mit einem verwüsteten Land und einer großen Hungersnot konfrontiert. Davon berichten Neonila Kurljak, Nikolaj Schramko und Aleksandr Swjatenjkij.

Es war plötzlich ein Motorengeräusch zu hören – ein Panzer. Ich kletterte zur Panzerbesatzung hinauf, drückte ihnen die Hand, dankte ihnen. Danach verlor ich das Bewusstsein und fiel herunter, so starkes Fieber hatte ich. Als ich wieder zu mir kam, lag ich schon im Hospital. Viele sind noch nach der Befreiung gestorben, denn wir hatten Typhus und 41, 42 Grad Fieber. Wie durch ein Wunder habe ich überlebt – ich hatte schon im Sterben gelegen. Bestimmt hat Gott mich

gerettet.

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom März 1993.

Wir wurden ins Lager Sandbostel gebracht. Ich war an Typhus erkrankt und so geschwächt, dass ich nicht mehr gehen konnte. Häftlinge erzählten, dass die Lagerführung auf und davon sei. Unsere Kriegsgefangenen brachten uns Pellkartoffeln. Wer gehen konnte, beschaffte sich das Essen selbst.

Am 28. April 1945 kam ein Häftling in unsere Baracke gerannt und rief: „Der Krieg ist zu Ende!“ Ich erhob mich vom Boden auf die Knie, schaute durch das Fenster, weinte und legte mich wieder hin. Der Krieg war zu Ende und ich dachte mit Tränen daran, was nun mit uns geschehen würde. Nach einigen Tagen brachten uns britische Soldaten auf Tragbahren ins Bad, wo uns deutsche Frauen wuschen und in frische weiße Tücher wickelten.

Es war Frühling. Da im Lager Typhus wütete, wurden wir eilig in die amerikanische Besatzungszone abtransportiert. Das Lager Sandbostel wurde von den Briten niedergebrannt.

Iwan Dmitrijewitsch Stadnitschuk, Brief vom Januar 1997.

Es war schwer zu vergessen, was ich durchgemacht hatte. Die Befreiung zum Beispiel machte einen solchen Eindruck auf mich, dass ich die ganze Nacht und am folgenden Tag nicht schlafen konnte. Ich konnte einfach nicht glauben, dass ich am Leben geblieben war, dass der Krieg vorbei war. Ich dachte, dass es nun wohl keinen Krieg mehr geben würde, niemals. Solch eine Masse an Menschen war umgekommen, solche Leiden ... Aber es kam so ziemlich umgekehrt.

Iwan Jemeljanowitsch Storoschuk, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Wir waren frei – und hungrig. Eineinhalb, zwei Kilometer entfernt lag eine kleine Stadt. Auf dem Bahnhof sahen wir Deutsche, die wegschleppten, was sie nur konnten. Wir jagten sie fort und fingen an, die Wagons nach Lebensmitteln zu durchsuchen. Wir fanden Nudeln, Zucker, Kaffee – und einen Eimer. Wir haben sofort Feuer gemacht und Nudeln gekocht. Dann verließen wir die Stadt. Schon wieder hatten wir Hunger und wieder haben wir Nudeln gekocht. So aßen und schliefen wir. Noch in derselben Nacht bekamen wir aber schrecklichen Durchfall. Wir überlegten dann, was wir tun könnten und sind nach Ludwigslust gegangen. Dort fanden wir Fahrräder und wollten nach Hamburg fahren, aber an einem ganzen Tag haben wir nur sieben Kilometer geschafft. Wir litten immer noch an Durchfall und hatten immer stärkeren Hunger. Wieder kochten wir uns Nudeln und fuhren dann weiter. Am Abend erreichten wir ein Dorf – und wieder Nudeln.

Dort kam ein Wirt zu uns und bat, kein Feuer in der Nähe seiner Strohmiete zu machen. Er lud uns zu sich auf den Heuboden ein und gab uns Abendessen. Wir aßen und legten uns hin, konnten aber nicht schlafen – wegen des Durchfalls. Alles tat uns weh. Am Morgen kam die Wirtin mit ihren Kindern zu uns und lud uns zum Frühstück ins Haus ein. Wir gaben ihr alle unsere Vorräte und sie kochte für uns. Wir aßen, aber waren trotzdem hungrig.

Am Abend besuchte uns ein amerikanischer Soldat mit einem deutschen Dolmetscher. Ich erkannte in diesem Dolmetscher unseren Kapo Paul, er hatte einen grünen Winkel getragen – aber nun war er froh, und wir waren auch froh. Der Amerikaner fragte uns, wie die Hausherren uns behandelten und ob wir Waffen hätten. Paul übersetzte. Wir sagten, alles sei in Ordnung. Der Amerikaner befahl dem Wirt, uns gut zu behandeln. Er wollte auch wissen, wer von uns krank sei. Einer von den Deutschen – wir waren zu viert – sagte, dass er krank sei. Er wurde mit einem Auto ins Lazarett gebracht.

Bei diesen guten Wirten blieben wir zwei, drei Tage. Es erschien dann ein Aufruf der amerikanischen Truppenführung an alle Ausländer. Sie forderten uns auf, nicht herumzulungern, die Kranken sollten ins Krankenhaus gehen, die Arbeitenden die vorherige Arbeit fortsetzen, die Arbeitslosen in die Etappenlager gehen, wo sie Verpflegung bekämen, und alle die wollten, sollten in ihre Heimat zurückkehren.

Stepan Iwanowitsch Dorotjak, Brief vom Mai 1996.

Wir fingen an, in den Dörfern zu plündern, uns mit Gewalt Lebensmittel zu beschaffen. Die Deutschen wollten sich jedoch nicht von ihrem Eigentum trennen. Es kam vor, dass wir kamen und dort ein Schwein schlachteten. Wir schalteten und walteten, wie wir wollten. Dann gingen die Deutschen jedoch gegen uns vor und eines Tages haben sie fünf von uns getötet.

Boris Fjodorowitsch Dudoladow, mündlicher Bericht vom August 1993.

Wir wurden in ehemaligen Kasernen untergebracht. Gefangene deutsche Soldaten errichteten Toiletten, da die meisten ehemaligen Häftlinge an Durchfall litten. Viele kamen in ein Krankenhaus, das von deutschen Ärzten versorgt wurde, aber ich selbst wollte nicht dorthin.

Ich sah mich im Spiegel an: Ich war nur noch ein mit Haut überzogenes Skelett. Blaue Venen zeichneten sich deutlich wie durch klares Glas ab. Die Haut erinnerte an eine gerupfte Gans. Dank guter und vielseitiger Ernährung ging es mir aber schnell besser. Die alte Haut löste sich in Schuppen ab. Aber mein Körper blieb geschwollen.

Langsam kamen wir wieder zu Kräften. Wir erfuhren, dass wir in der Nähe der Stadt Lübeck waren. Es kamen Vertreter der Sowjetunion, die uns zur Rückkehr in die Heimat aufforderten. Man brachte uns in das sowjetische Besatzungsgebiet, wo sich die Ernährung jedoch verschlechterte. Noch lange Zeit, etwa ein Jahr, fühlte ich dauernd Hunger.

Klimentij Iwanowitsch Bajdak, schriftlicher Bericht vom Mai 1997.

Als wir der sowjetischen Seite übergeben wurden, marschierte mit mir zusammen in der Kolonne ein Häftling aus Neuengamme. Sein Name war Andrejtschenko, Andrej Aleksandrowitsch oder Andrej Aleksejewitsch. Er hatte folgende Zeilen gedichtet und sang sie vor sich hin:

„Ein riesiges Lager erstreckt sich  
in einem riesigen Moor,

dort lebt ein Volk der Gefangenen.

Wir haben das Lager mit eigenen Händen gebaut,

Es wuchs auf unseren Schultern,

Wir warfen Leichen in das Moor,

Sein Fundament steht auf unseren Knochen.

Der SS-Aufseher, unser Schutzengel,

wachte wie ein Dämon über uns,

schickte oftmals ohne Gnade alle in die heilige Stätte.

Da schiebt ein Skelett im Gewand

seine Karre und fällt kraftlos ins Wasser zusammen mit der Karre.

Der SS-Schutzengel nimmt das Gewehr ab

und das Skelett verlässt uns für immer,

um ins Paradies zu kommen.“

Zwei Zeilen fallen mir hier nicht ein. Die letzten Zeilen waren:

„Ich habe dort überlebt, glaubt mir,

in diesem Lager, das man Neuengamme nennt.“

Wiktor Trofimowitsch Gawriljtschenko, Brief vom Februar 1999.

Wir jungen Patriotinnen wollten sofort zu den Unseren, zu den sowjetischen Truppen. Als wir die sowjetische Zone erreicht hatten, wurden wir von einem russischen Offizier in Empfang genommen. Etwa 300 Menschen, Ostarbeiter, waren dort, darunter wir, 15 Mädchen aus Neuengamme, ehemalige KZ-Häftlinge. Wir standen vor ihm und er las uns die Leviten: „Schämt ihr euch denn gar nicht? Ihr habt euch in Gefangenschaft begeben!“ Ich widersprach: „Was konnten wir denn tun, mit 16 Jahren? Wir waren doch Kinder.“ Er meinte: „Ihr hättet euch erschießen müssen, aber nicht gefangen nehmen lassen.“ Ich fragte ihn: „Und wo sollten wir die Waffen hernehmen? Wie hätten wir uns selbst erschießen sollen?“ – „Dann hättet ihr euch erhängen müssen, euch töten, aber nicht in Gefangenschaft gehen.“ Darauf ich: „Und wenn Ihre Tochter an unserer Stelle gewesen wäre, eine KZ-Gefangene?“ Da sagte er Folgendes: „Ich hätte sie in Stücke gerissen.“ – Die eigene Tochter!

Aleksandra Iwanowna Maksa, mündlicher Bericht vom März 1998.

Es kamen Wagen der Roten Armee. Man rief: „Wer nach Hause will, soll einsteigen!“ Wir fuhren etwa eine Stunde. Dann eine Schranke, ein sowjetischer Soldat. Ein russischer Major empfing uns: „Die Heimat heißt euch willkommen dafür, dass ihr freiwillig nach Hause zurückkehrt. Diese Stadt gehört heute Nacht euch.“ Wir bekamen kein Essen und Vorräte hatten wir auch nicht. Es war ein kleines Städtchen. Am nächsten Morgen Schüsse und Rufe: „Antreten, eure Zeit ist um!“ Man schickte uns auf eine der Hauptstraßen. Fünf- bis sechstausend kamen dort zusammen. Da bemerkten wir, dass wir von Soldaten mit Maschinenpistolen umgeben waren. Ein Offizier ritt heran und befahl: „Ehemalige Kriegsgefangene, einen Schritt vortreten!“ Die Hälfte trat vor und

wurde abgeführt. Wir rückten enger zusammen. Dann der Befehl: „Zur nächsten Bahnstation im Gleichschritt Marsch!“ Wir marschierten, hungrig, ohne Wasser, und warfen alles weg, um Kraft zu sparen. So verließen wir die Stadt. Sie schafften uns auf diese Weise aus der Stadt, um keine Probleme zu haben. Aber wir wussten nicht wohin und kehrten zur Stadt zurück. Doch die Soldaten ließen uns nicht hinein. Wir mussten wieder umkehren und gingen in ein deutsches Dorf. Kein Mensch war zu sehen. An einigen Häusern Schilder: „Gefahr! – Cholera!“ Wir betraten trotzdem ein Haus, fanden Kartoffeln und kochten sie. Sowjetische Soldaten – Ukrainer –, die wir hier trafen, gaben uns Brot. Damit konnten wir ein wenig unseren Hunger stillen. Wir blieben dort einen Tag und erfuhren dann, dass ein erster Zug mit Beute nach Osten abgehen sollte. So setzten wir uns in einen der Güterwagons und fuhren mit.

Stepan Iwanowitsch Dorotjak, Brief vom Mai 1996.

Ich kehrte erst im März 1946 nach Hause zurück, da wir – fünf Mädchen – zur Arbeit bei einer sowjetischen Militäreinheit bleiben mussten. Wir baten ständig, uns nach Hause zurückgehen zu lassen. Man riet uns aber ab und überredete uns, noch etwas zu bleiben. In der Ukraine herrsche Hungersnot und niemand erwarte uns, man würde uns verachten. Wir schenkten dem jedoch keinen Glauben. Wir trugen ja keine Schuld daran, dass man uns nach Deutschland verschleppt hatte. Nach meiner Heimkehr kam es aber so, wie uns vorhergesagt worden war. Mein Vater war 1946 von unseren Leuten erschossen worden. Er war Schneider und hatte während des Krieges für deutsche Offiziere und Soldaten Mäntel, Hosen und Anzüge genäht. Als der Krieg zu Ende war, wurde er verhaftet – und das war sein Ende.

Neonila Aleksandrowna Kurljak, Brief vom Juli 1997.

Ich fuhr heim nach Achtyrka. Aber ich hatte nichts mehr ... Die Großmutter war gestorben. Ich hatte nur noch eine Schwester. Das Haus war beim Rückzug niedergebrannt worden. Entweder haben es von uns welche angesteckt oder die Deutschen. Nichts war mehr übrig, es war ein Holzhaus gewesen. Ich war zwar zurückgekehrt – aber wohin nun?

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Als ich in meine Heimatstadt Berdjansk zurückkam, habe ich sie nicht wiedererkannt. Die Stadt war niedergebrannt worden. Meine Mutter berichtete, dass vor dem Einmarsch der sowjetischen Armee der Stadtbevölkerung von den Deutschen befohlen worden war, die Stadt auf der Stelle zu verlassen. Den Zurückgebliebenen drohte die Erschießung. Kommandos zerschlugen Türen und Fenster, gossen Benzin aus und zündeten die Häuser an. In ein paar Tagen wurde die Stadt zu 82 Prozent zerstört. Die Einwohner wurden in Kolonnen aufgestellt und von SS-Soldaten und Polizisten mitsamt ihrem Besitz, den sie mitnehmen konnten, in die Steppe geführt. – Ich musste bei Null anfangen.

Aleksandr Iossifowitsch Swjatenjkij, Brief vom Dezember 1997.

## 17. Das Leben danach

Die ehemaligen sowjetischen KZ-Häftlinge waren entweder von den Westalliierten in die Auffanglager in der sowjetischen Zone überstellt worden oder hatten sich selbst auf den Weg dorthin gemacht. Mit Unverständnis mussten sie nun zur Kenntnis nehmen, dass man ihnen mit Misstrauen und Vorwürfen begegnete, wie Aleksandra Maksa im vorherigen Kapitel bereits berichtete. Viele ehemalige Häftlinge – so Nikolaj Schapowal, Grigorij Bamburow, Wassilij Kirilienko, Iwan Jakimenko – erinnern sich noch heute an die demütigenden Überprüfungen.

Das Misstrauen war zum Teil begründet: Mit der Überprüfung der „RepatriantInnen“ sollten – wie bei den anderen Besatzungsmächten auch – KollaborateurInnen enttarnt werden. So hatten sich sowjetische Männer und Frauen mehr oder weniger freiwillig der SS, der Wlassow-Armee oder anderen Kampfverbänden angeschlossen und deutschen Kriegszielen gedient, hatten in den Ostarbeiterlagern Spitzeldienste für die Gestapo geleistet oder auf andere Art und Weise der Sowjetunion und ihrer Bevölkerung Schaden zugefügt.

Die Überprüfungspraxis war aber auch Ausdruck eines tiefen Misstrauens einer stalinistisch geprägten Gesellschaft gegenüber allen sowjetischen Kriegsgefangenen und, in etwas abgemilderter Form, gegenüber allen ehemaligen „Ostarbeiter“ und KZ-Gefangenen. Sie wurden pauschal verdächtigt, für den Feind gearbeitet und damit zur Verlängerung des Krieges beigetragen und den Interessen ihrer Heimat geschadet zu haben.

Dieses Misstrauen ging so weit, dass vielen die Rückkehr zum Heimatort und zur Familie verwehrt wurde. Wie Grigorij Bamburow wurden nicht wenige ehemalige sowjetische KZ-Häftlinge in Lagern untergebracht, erneut Hunger und Kälte ausgesetzt und zu schwerer Arbeit gezwungen. Auch jene, die wie Jewgenij Kukareschnikow, Iwan Jakimenko, Nikolaj Schapowal und Anatolij Kulikow direkt nach Hause zurückkehren konnten, wurden ausgegrenzt und hatten Probleme, eine qualifizierte Arbeit zu erhalten. Dazu durften sie über ihren Zwangsaufenthalt in Deutschland nicht sprechen und die durch die nationalsozialistische Verfolgung unterbrochene Schul- und Berufsausbildung konnte – auch bedingt durch die Notsituation des Landes unmittelbar nach Beendigung des Krieges – kaum abgeschlossen werden. Diese demütigenden Ausgrenzungen reichten, wie Jewgenij Kukareschnikow berichtet, bis in die Familien hinein.

Der Zwangsaufenthalt in Deutschland hatte zudem auch körperliche und vor allem seelische Verletzungen zur Folge. Pawel Pawlenko und Iwan Slipatschenko erzählen von ihren Träumen, die sie lange Jahre verfolgten. Viele Frauen konnten verfolgungsbedingt niemals Kinder bekommen, worüber Aleksandra Maksa und Neonila Kurljak berichten.

Nach dem Tode Stalins verbesserte sich die Situation in der Sowjetunion. In den 60er-Jahren berichtete erstmals die Presse vom Schicksal sowjetischer Kriegsgefangener, „Ostarbeiter“ und KZ-Häftlinge in Deutschland und 1965 fand ein erstes großes Treffen ehemaliger Häftlinge des KZ Neuengamme in Moskau statt, an dem auch mehrere Häftlinge, die in diesem Buch zu Wort kommen,

teilgenommen haben.

Es dauerte aber noch bis in die 80er-Jahre, bis Verbände ehemaliger KZ-Gefangener und OstarbeiterInnen gegründet werden konnten, die die Interessen der ehemals Verfolgten vertreten. Sie erlangten zunehmend gesellschaftliche Anerkennung und manche der ehemaligen Häftlinge wurden zu begehrten ZeitzeugInnen in den Schulen. Trotz dieses Wandels und trotz vieler Vergünstigungen, die die Staaten der ehemaligen Sowjetunion ehemals Verfolgten heute gewähren, gehören die ehemalige KZ-Häftlinge sowie ZwangsarbeiterInnen und Kriegsgefangene zu den Ärmsten der heutigen russischen oder ukrainischen Gesellschaft.

Nach dem Krieg kam ich in der sowjetischen Besatzungszone bei einer Militäreinheit unter. Ich war sehr abgemagert und sie hatten Mitleid mit mir, fütterten mich durch. Bis 1949 diente ich in dieser Einheit. Ich war nur deshalb so lange geblieben, weil ich keine Verwandten mehr hatte – sie waren alle umgekommen – und ich nicht wusste, wohin ich gehen sollte. Kein Zuhause, keine Wohnung ... Im Jahre 1949 wurde ich aber von übermächtigem Heimweh ergriffen und bat das Truppenkommando um Entlassung. Zu der Zeit hatte ich bereits einen Freund, meinen späteren Ehemann, der aus Kiew kam. Wir fuhren nach Kiew. Dort zogen wir bei seinen Verwandten ein und ich heiratete ihn. Wir zogen nach Bojarka um und gründeten unsere Familie. Aber ich hatte keine Kinder nach der Sterilisation im Lager. Ich blieb ein Krüppel nach alledem ... Viele unserer Mädchen bekamen ebenfalls keine Kinder. Einige wurden daraufhin von ihren Ehemännern, die Kinder haben wollten, verlassen. Aber mein Mann hat mich nicht verlassen. Er meinte: „Wie es ist, so ist es. Wir bleiben weiter zusammen.“ Und wir leben bis heute zusammen.

Aleksandra Iwanowna Maksa, mündlicher Bericht vom März 1998.

Meine Heirat war glücklich, ich habe einen guten Mann gefunden. Aber als ich in Deutschland in einem KZ war, hat man etwas mit uns gemacht, ich weiß allerdings nichts Konkretes: Spritzen oder etwas ins Essen getan. Kurz gesagt: Wir konnten keine Kinder bekommen. Aber er wollte Kinder. So beschlossen wir, uns zu trennen. Wir haben uns im Guten getrennt. Er weinte und ich weinte. Später brachte er dann aus Sibirien sein Mädchen mit und jetzt hat er vier Söhne. Ich war nach dieser Trennung sehr krank. Ich habe ihn sehr geliebt, er war mein erster Mann. Heute lebe ich allein.

Neonila Aleksandrowna Kurljak, mündlicher Bericht vom März 1998.

Wenn ich vom KZ träumte, habe ich geschrien, bis ich schließlich aufwachte. Meine Frau wachte auch auf und dann weinten auch die kleinen Kinder. Am häufigsten träumte ich vom Appellplatz und vom Aufstellen. Häufig auch, wie sie uns zu den einzelnen Arbeitskommandos fortführten und von Hunderten Menschen, die dort umgefallen waren und lagen. Oder wie ein SS-Mann einem Häftling die Mütze abnahm und warf: „Nimm die Mütze!“ Der Mann ging in die Sperrzone und er erschoss ihn. Wenn ich das träumte, dann habe ich geschrien: „Komm zurück! Geh nicht dorthin!“ So war das am Anfang. Dann wurde es mit dem Träumen weniger, es kommt aber bis zum heutigen Tag vor. Einmal träumte

ich, wie ich eine Röhre hochkletterte und abstürzte, als wir in Berlin gearbeitet haben. Ich erwachte – und war unversehrt. In den ersten Jahren träumte ich auch, wie mich die Gestapo aufgehängt hat.

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Als ich die Cap Arcona verlassen hatte, war das für mich wirklich so eine Geschichte geworden. Ich dachte daran, aber ohne innerlich beteiligt zu sein. Ich hatte sehr schnell verarbeitet, ich habe mich so intensiv mit der Bibel beschäftigt, mit dieser Thematik, und auch mit der biblischen Hoffnung, sodass ich mehr an die Zukunft dachte als an die Vergangenheit. Ich muss sagen, ich kann mich nicht erinnern, dass ich je einen Traum gehabt habe. Ich kann auch nicht erklären, warum. Es ist vielleicht mein Naturell. Vielleicht weil ich jung war, und weil ich verhältnismäßig gesund geblieben bin. Ich persönlich habe auch verhältnismäßig wenig Schikanen durchgemacht. Ich bin am Nachdenken, habe keine Erklärung. Vielleicht liegt es an meinem optimistischen, positiven Naturell. Vielleicht weil ich Witali heiße. Zu der Zeit, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, habe ich auch Depressionen gehabt, auch Herzbeschwerden, auch mein Magen und Darm machten ein bisschen Schwierigkeiten. Und dann haben sie mich untersucht im Krankenhaus und dann haben sie gesagt, dass es sein kann, dass diese Dinge eine Folge seien. Dass sie aus dieser KZ-Zeit waren.

Witalij Kostanda, mündlicher Bericht in deutscher Sprache vom Oktober 1997.

Ich träume auch heute noch. Ich träume immer, dass man mich mit Hunden jagt. Ich laufe weg, klettere über einen Zaun, laufe über einen Berg, habe Angst. Aber dann wache ich auf. Ich war ja als Junge in dem fremden Land, nachts im Wald, und hatte Angst. Ich war gelaufen, die Hand vorm Gesicht, damit kein Ast in die Augen schlägt, gerannt, weil der Tod hinter mir war. Es war schrecklich, wie mich im Wald ein Deutscher mit einem Hund gefangen hat. Er hatte ein Gewehr, legte eine Patrone ein und der Hund hat sich auf mich gestürzt. Er konnte den Hund, einen großen Hund, kaum zurückhalten.

Iwan Andrejewitsch Slipatschenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Da war Repka, der an meiner Seite umgekommen ist. Seine Mutter ließ mich immer nie gehen. Wenn wir uns in der Stadt trafen, warf sie sich an meine Brust und schrie. Aber was hätte ich sagen sollen? – „Tante Natascha! Wie hätte ich auf ihn aufpassen sollen? Ich war doch selbst genauso dran. Wie hätte ich auf ihn aufpassen sollen?“ Er war umgefallen – fertig. Wenn ich umgefallen wäre, dann hätten sie auch mich dort eingesammelt.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Ich konnte nie darüber erzählen, es schnürte mir so das Herz zusammen, wenn ich an all diese Qualen dachte, die ich dort ertragen hatte. So konnte ich nie erzählen. Auch wenn ich erzählen wollte, schnürte sich die Kehle zusammen und die Tränen flossen. Jetzt hat sich das einigermaßen gelegt, sodass ich frei erzählen kann.

Niemandem hatte ich etwas erzählt, weil man darüber nicht sprechen konnte, denn wir wurden hier in Russland verachtet. Später, als ich schon geheiratet hatte, habe ich meiner Frau erzählt, alles, was ich durchmachen musste. Und sie hat geweint.

Es wird einem sofort schwer, sobald man sich daran erinnert. Da denkst du: „So etwas mussten wir durchmachen, aber vom Leben haben wir nichts gehabt.“ Das Leben ... Wann hatten wir denn ein gutes Leben? Wir kamen in KZs, durchliefen die KZs, dann die Armee. Dann kamen die Kinder. Jetzt hat man keine Zeit mehr, die Jahre sind vergangen. So haben wir nie etwas Gutes zu sehen bekommen.

Leonid Pawlowitsch Furdylo, mündlicher Bericht vom Juni 1992.

Als ich nach Hause kam, war mein Vater noch evakuiert. Dann kam auch er zurück. Er war nicht damit einverstanden, dass ich aus Deutschland zurückgekehrt bin. Er hat es mir nicht persönlich gesagt, aber zu den Leuten sagte er: „Es ist gut, dass mein Sohn wieder zurückgekommen ist, aber es wäre noch besser gewesen, wenn er nicht zurückgekommen wäre.“ Er lebte nicht bei uns, er war von uns fortgegangen, lebte im Wohnheim. Er war überzeugter Kommunist. Aber wenn ich auch noch so überzeugt gewesen wäre – so hätte ich niemals vorgehen können.

Als ich zum Passamt ging, um mir die Genehmigung zu holen, mich als Einwohner anzumelden, sagte man mir: „Genosse Kukareschnikow, wir können Sie nicht anmelden.“ – „Warum? Ich bin hier geboren.“ – „Aber die Stadt hat ihre Weisungen.“ – „So, und was soll ich jetzt machen?“ – „Die Sowjetunion ist groß. Sie können fahren, wohin Sie wollen, in alle vier Himmelsrichtungen.“ – „Aber ich habe hier meine Mutter, verstehen Sie, ich habe hier den Großvater. Ich bin ihr Ernährer.“

Jewgenij Danilowitsch Kukareschnikow, mündlicher Bericht vom Juni 1992.

Fast mein ganzes Leben seit dem Kriegsende quäle ich mich mit bisher unbeantworteten Fragen, die mit meiner Haft in deutschen KZs in Zusammenhang stehen. Wo und wann war ich dort? Wie heißen die beiden KZs und wo befinden sie sich? Wie und unter welchen Umständen entging ich mindestens zweimal dem Tod?

Diese Fragen sind wie ein Albtraum, aus dem ich mich schon seit mehr als 50 Jahren nicht befreien kann.

Schon nach meiner Heimkehr aus Deutschland hatte ich Anfragen an staatliche Institutionen der UdSSR geschickt, aber es war die Zeit des Eisernen Vorhangs. Ostarbeiter und KZ-Häftlinge betrachtete man als Verräter, die für die Deutschen gearbeitet hatten, als Agenten des deutschen Geheimdienstes. Ich wurde nach der Heimkehr von einem Ostarbeiter zu einem sowjetischen Trudarbeiter, einem Mitglied der „Arbeitsarmee“, und musste, ohne dass ich nach über vier Jahren Trennung meine Familie wiedersehen durfte, nach Sibirien ins Lager für ehemalige sowjetische Kriegsgefangene in Propopjewsk.

Iwan Fjodorowitsch Jakimenko, Brief vom Juli 1997.

Wenn ich gewusst hätte, was hier lief, wäre ich nicht hierher zurückgekehrt. Ich wäre irgendwohin gefahren, nach Amerika, irgendwohin. Bloß nicht hierher.

Ich hatte nicht erwartet, dass man so mit uns umgehen würde. Als wir heimkehrten, da hat man uns ganz nach unten verwiesen. Viele von uns sind nach Kanada gefahren, nach Amerika. Und die haben recht getan. Aber so klug war ich nicht gewesen. Wenn man erst in die russische Zone gekommen war, dann musste man eine besondere Abteilung durchlaufen – KGB. Da haben wir schon begriffen: Etwas Gute erwartete uns nicht. Es gab kein Entrinnen. Wenn du unter der Besatzung gelebt hattest, dann wurdest du schon nicht mehr in die Partei aufgenommen. Wenn ein Kerl drei Jahre unter der Okkupation gelebt hatte, dann durfte er schon nicht mehr Vorgesetzter sein: „Du warst unter der Okkupation!“ Sie selber waren damals aber abgehauen, mit Autos, in die Dörfer im Ural. Aber wohin hätten wir sollen?

So ist also unser junges Leben vergangen. Dort beinah umgekommen! Und auch hier!

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal, mündlicher Bericht vom Juni 1992.

In Deutschland übergaben sie mich unseren Streitkräften, den russischen. Nach der Armeezeit habe ich dann gearbeitet, aber nirgends wollten sie mich einstellen, weil ich in Deutschland gewesen war. Unsere Landsleute meinten, Stalin meinte damals, wir seien Volksfeinde. Es war sehr schwer, irgendwo Arbeit zu bekommen. Ich konnte nur Arbeit als Lastenträger bekommen und musste sehr schwere Arbeiten verrichten, etwa Wagons entladen. Dann bekam ich einen Infarkt und bin inzwischen Invalide zweiten Grades.

Anatolij Andrejewitsch Kulikow, mündlicher Bericht vom August 1993.

Nach der Überführung in die sowjetische Besatzungszone wurde ich einer Reihe demütigender Überprüfungen durch das NKWD unterzogen. Diese Überprüfungen fanden in Russland später noch mehrmals statt. Nachdem wir gesiebt worden waren, wurden wir zu Fuß zurück in die Heimat geschickt.

Trotz des langen mehrtägigen Fußmarsches, den wir hinter uns hatten, wurden wir ohne ärztliche Untersuchung und Erholung zum Holzeinschlag in den Norden des Landes geschickt. Man brachte uns in die Taiga, quartierte uns in Hals über Kopf gebauten Baracken ein. Wir übernachteten auf dreistöckigen Betten, arbeiteten bei minus 30 Grad, schlugen Holz mit primitivsten Mitteln, mit Äxten und Handsägen. Die Menschen kehrten nach der Arbeit in die Baracken zurück und fielen halb tot vor Müdigkeit nieder, ihre Gesichter und Hände waren erfroren. Wir litten unter ständigem Hunger und am Fehlen jeglicher medizinischer Versorgung und warmer Winterkleidung.

So gerieten viele von uns nach der Rückkehr in die Heimat wieder in Lager, diesmal in eigene Lager in Sibirien, auf dem Kolyma und Magadan. Wir wurden zu Menschen zweiter Klasse. Wir hatten nur ein Recht – zu arbeiten und nochmals zu arbeiten, dort, wo man uns gerade hinschickte. Als Heimkehrende waren wir als „Verräter“ gebrandmarkt und mussten die schwersten Arbeiten verrichten, eingeschränkt in allen Rechten und benachteiligt bei den

Arbeitslöhnen. Auf diese Art empfing unser Vaterland seine unschuldigen Söhne und Töchter, die doch bereits vom Krieg beschädigt waren.

Grigorij Fjodorowitsch Bamburow, Brief vom Januar 1998.

Für den gewöhnlichen Arbeiter gab es keine Schwierigkeiten. Für jemanden in der Führung kann es so etwas gegeben haben, vielleicht für den Leiter oder den Direktor eines Werkes, die hat man nicht genommen. Doch für den einfachen Arbeiter gab es keine Schwierigkeiten. Es konnte dir aber passieren, wenn du dich mal mit einem gestritten hast, dass er gesagt hat: „Du bist ja so einer, du warst ja in Deutschland!“ Man war eben einfach unterdrückt. Man durfte eben nichts sagen. Man galt weniger.

Iwan Andrejewitsch Slipatschenko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Unter denen, die im KZ gewesen waren, war Jewgenij Strandberg aus Moskau. Ich schrieb ihm einen Brief und er lud mich zu einem Apriltreffen ehemaliger KZ-Häftlinge ein. Ich ging zu meinem Direktor. Er sagte: „Grischa, warum hast du denn verschwiegen, dass du im KZ gewesen bist?“ Ich sagte: „Es war mir peinlich.“ Sie hätten mich ja plötzlich auch wer weiß wohin schicken können. Das ist ja schließlich bei uns vorgekommen. Aber davon bin ich verschont geblieben.

Manchmal wollte ich schon darüber sprechen, meinen Gram ausweinen, aber dann gerietst du an so einen Menschen, der meinte: „Ich will nicht hören, wo du warst, ich kann damit nichts anfangen.“ Was ich erlebt habe, würde ich nicht einmal meinem Feind wünschen. Ich beginne zu erzählen – und sofort fließen mir die Tränen wie ein Bach. Sie haben mir mein Leben verkrüppelt. Nun, wir werden es irgendwie zu Ende leben.

Grigorij Fedorowitsch Nedeljko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

Als ich in die Sowjetzone gekommen war, schickte man mich in die Armee. Sie hielten alle für Verräter, die in Deutschland gewesen waren. Kriegs- und Zivilgefangene aus Deutschland wurden zum Wiederaufbau der Volkswirtschaft eingesetzt, einige kamen in Bergwerke, andere nach Sibirien, in den Norden, zum Holz Fällen. Sie wussten aber, dass ich im KZ ein Politischer gewesen war und steckten mich in ein Reserveregiment. Sie fragten uns in aller Ausführlichkeit aus: Wann ich in Gefangenschaft geraten war, unter welchen Bedingungen ...

Ich habe später wieder als Fahrer gearbeitet, mit 71 Jahren habe ich noch immer gearbeitet. In diesem Alter hat sonst niemand dort gearbeitet.

Wassilij Maksimowitsch Kirilenko, mündlicher Bericht vom Mai 1997.

Uns aus der UdSSR Verschleppten hat niemand angeboten, in Deutschland zu bleiben, niemand versuchte uns die Heimkehr auszureden. Für die Kriegsgefangenen war es jedoch schwerer. Aus der Hitlerpropaganda wussten sie, dass sie, die Kriegsgefangenen, in der UdSSR beinahe als Verräter galten. Viele fühlten sich aber in keiner Weise schuldig, sie glaubten nicht, dass man aus den faschistischen in sowjetische Lager geraten könnte. Und doch gerieten sie dorthin. Einer aus meinem Dorf, kein Kriegsgefangener, sondern wie ich ein zur

Zwangsarbeit Verschleppter, musste nach dem Krieg sofort im Ural in einer kleinen Siedlung in einer mit Stacheldraht umgebenen Kohlengrube arbeiten. Ihm wurde sogar ein kurzer Besuch zu Hause verboten. Ein anderer Genosse geriet ebenfalls in den Donbass. Ohne Gericht und Urteil. Er wurde keines Verbrechens beschuldigt: Man brachte ihn einfach in eine Siedlung und sagte: „Lebe und arbeite hier! Und wage nicht, irgendwohin wegzufahren!“ Das war die so genannte „Arbeitsarmee“, die bis 1958 existierte.

Auch ich kam damals nicht nach Hause. Noch in Deutschland schickte man mich sofort in die Rote Armee, in ein Reservebataillon. Zuerst mussten wir als Ungeschulte in der Ernte arbeiten, denn zum Ende des Sommers waren in der sowjetischen Zone viele Dörfer und Bauernhöfe verlassen. Das Getreide war aber reif. Um unseren Befehl auszuführen, suchten wir auf den verlassenen Höfen wenigstens irgendwelches landwirtschaftliches Gerät, damit die Ernte nicht verloren ging.

Erst Mitte 1947 wurde ich vom Militärdienst befreit. Ich konnte danach in Kiew leben und arbeiten. Das war ein großes Glück. In der Armee war ich Koch gewesen und konnte auch als Schlosser und Fräser arbeiten. Ich arbeitete in einer Schuhfabrik als Koch, dann als Zuschneider. 1971 absolvierte ich das Kiewer Institut für Leichtindustrie. Ich wechselte mehrmals den Betrieb. Dennoch konnte ich keine Karriere machen, weil ich kein Parteimitglied war. Und in die Kommunistische Partei wurde ich nicht aufgenommen, weil ich Ostarbeiter gewesen war.

Nikolaj Awerjanowitsch Awdejenko, schriftlicher Bericht „Meine Deutschlandreise“ vom April 1993.

Der KGB weiß mehr über uns als wir selbst. Ich habe vielleicht schon irgendetwas vergessen – der KGB weiß es. Früher hast du ihnen einen Brief geschrieben, dass sie dir eine Bescheinigung geben, aber sie haben es auf jede erdenkliche Weise zu vermeiden versucht: alles sei verloren gegangen, alles sei verbrannt. Aber als bei uns die Perestroika kam, öffneten sie die Türen. Ich habe mich selbst an den KGB gewandt, an den Befehlshabenden. Ich habe ihm erst einen Brief geschrieben. Darauf schickte er mir eine Einladung, dass ich ihn besuchen sollte. Und er brachte die ganze Akte, einen Aktenordner, und dort war alles aufgeschrieben. Sie haben alles: wie ich in Charkow verhaftet wurde, wann ich nach Deutschland verschleppt wurde, wann ich im KZ Neuengamme war, wie ich von Neuengamme nach Drütte kam, dass ich von dem und dem Datum an in Bergen-Belsen war. Alle Nahestehenden, mit denen du zusammen warst, haben sie verhört, alle Daten überprüft. Alles, alles, alles. Sie sagten es gerade heraus, dass sie mehr über dich wüssten als du selbst.

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko, mündlicher Bericht vom 1993.

Das Leben nach dem Krieg war sehr schwer. Insbesondere hatten wir, die ehemaligen KZ-Gefangenen, Heimkehrer aus Deutschland, kein leichtes Leben. Wir hatten uns zuvor eigentlich vorgestellt, dass unsere Gefangenschaft in Deutschland entsprechend gewürdigt werden würde, da wir ja auch gekämpft hatten. Ich hatte zum Beispiel im Rundfunk heimlich Nachrichten gehört und sie weitergegeben. Aber die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Ehemalige KZ-

Häftlinge wurden als Spione betrachtet.

Als Chruschtschow an die Macht kam, änderte sich die Lage ein wenig, trotzdem fühlten wir uns ausgestoßen, als ob wir unser Vaterland verraten hätten. Wir waren aber keine Verräter, sondern noch Kinder. Ich war 13, als der Krieg anfang. Mit 14, 15 Jahren wurde ich verschleppt, noch ein ganz junges Mädchen. Aber auch als Jugendliche wollten wir etwas für unser Vaterland, für den Sieg unternehmen. Wir waren so erzogen: in der Liebe zu unserem Vaterland. Nach der Rückkehr aus Deutschland wurden wir jedoch unterdrückt ...

Nadeschda Aleksejewna Prokopenko, mündlicher Bericht vom März 1998.

Früher durften wir gar nicht sagen, dass wir in Deutschland gewesen waren. Wenn man ein Formular ausfüllen musste, um Arbeit zu bekommen, dann durfte man das nicht sagen. Wenn man das hingeschrieben hatte: „In Deutschland warst du? Ach so ...“ – Aber wir hatten doch gegen die Deutschen gekämpft. – „Und du hast da gearbeitet?“ – Das musste man also verbergen. Jetzt erst kann man offen sagen, dass man damals in Deutschland gewesen ist.

Nikolaj Nikolajewitsch Sadowskij, mündlicher Bericht vom September 1993.

Nach der Rückkehr in die Heimat durften wir nicht in Militärbetrieben oder in sonstigen Geheimunternehmen arbeiten. Man meinte, wir könnten Geheimnisse verraten. Sie begriffen nicht, dass wir Antifaschisten waren, dass wir das nie tun würden, sondern verfolgten uns, gaben uns keine Arbeit. Es schmerzte sehr.

Es dauerte einige Zeit, bevor unsere Regierung ehemalige Gefangene anerkannt und ihnen einige Vergünstigungen zugesprochen hat. Als Erste haben dann ehemalige Häftlinge des KZ Buchenwald ihren Verband OBAS gegründet. Die Regierung hat uns anerkannt, weil sie wusste, dass ehemalige Häftlinge im Ausland sehr respektiert werden. Wir konnten erste Kontakte zu ausländischen Häftlingen knüpfen und unsere Zeitschrift „Sturmläuten von Buchenwald“ herausgeben. Wir führten Gespräche in Schulen, damit sich das nie wiederholt, damit unsere Jugendlichen erfahren, wie schlimm es enden kann, dass ganze Völker von Fanatikern vernichtet werden konnten. Das waren unsere Aufgaben.

Aleksandra Iwanowna Maksa, mündlicher Bericht vom März 1998.

Wir Häftlinge haben das Gelöbnis abgelegt, dass wir der jungen Generation von Faschismus und Krieg erzählen werden. Ich züchte zum Andenken an die Opfer des KZ-Lagers Blumen – rote Tulpen. Und jedes Jahr am Tag der Befreiung, am 11. April, oder – genauer gesagt – am Tag des Aufstandes im Lager Buchenwald, bringe ich diese Blumen zum Denkmal für die Opfer in Nikolajew.

Neonila Aleksandrowna Kurljak, Brief vom Juli 1997.

Den 3. Mai feiere ich. Das ist der Tag meiner Befreiung. Der Tag, als mich die Engländer aus dem Meer zogen ... Wir trinken dann immer ein Gläschen. Ich gedenke derer, die dort umgekommen sind. Der 3. Mai ist ein besonderer Tag in meinem Leben, es ist, als wäre ich ein zweites Mal geboren worden.

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko, mündlicher Bericht vom Mai 1992.

**18.      Statt eines Nachwortes**

Aus Ihrem Brief habe ich vieles über die Arbeit in Erfahrung gebracht, die Sie machen, damit junge Menschen über die Schrecken erfahren, die der Faschismus allen Menschen auf der Welt, darunter auch Deutschland, gebracht hat. Ihre Gedenkstätte leistet viel, um die Erinnerung an KZ-Häftlinge zu bewahren, damit sich diese Tragödie nicht wiederholt. Ich freue mich, dass es in Deutschland Menschen gibt, die die jüngeren Generationen im Sinne der Gleichheit und Brüderlichkeit erziehen.

Aleksandra Iwanowna Maksa, Brief vom Oktober 1997.

## **Verfolgungsschicksale**

Alle Häftlinge des KZ Neuengamme, die in diesem Buch berichten, werden im Folgenden mit ihrem jeweiligen Verfolgungsschicksal vorgestellt.

*Andrussin, Jefim Gawrilowitsch*

Jefim Gawrilowitsch Andrussin wurde am 4. Februar 1924 geboren. Im Januar 1944 wurde er während des Rückmarsches deutscher Streitkräfte zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Nach einem Fluchtversuch Anfang Mai 1944 kam er in mehrere Gefängnisse und im Juli 1944 in ein Konzentrationslager. Er kann sich nicht mehr an den Namen des Lagers erinnern, aber seinem Bericht an die KZ-Gedenkstätte Neuengamme zufolge gelangte er in ein Außenlager des KZ Neuengamme. Als er von britischen Truppen befreit wurde, musste er zunächst in einem Lazarett gepflegt werden und wurde dann der sowjetischen Armee übergeben.

*Awdejenko, Nikolaj Awerjanowitsch*

Nikolaj Awerjanowitsch Awdejenko wurde 1923 geboren. Bei Kriegsbeginn war er 18 Jahre alt und wurde zunächst nicht zur Roten Armee eingezogen, sondern mit anderen Altersgenossen zu Bauarbeiten verpflichtet. Im April 1942 wurde er mit etwa 30 anderen Jugendlichen seines Dorfes zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. In Erfurt musste er als Fräser arbeiten. Nach zwei gescheiterten Fluchtversuchen wurde er zunächst in das KZ Buchenwald, dann in das KZ Sachsenhausen und schließlich im Frühjahr 1944 nach Neuengamme überführt. Seine Häftlingsnummer war 17472. Dort arbeitete er als Schlosser. Außerdem wurde er in einem Trümmerräumkommando in der Hamburger Innenstadt eingesetzt. Das Kriegsende erlebte er in Flensburg.

*Badion, Grigorij Fedossejewitsch*

Grigorij Fedossejewitsch Badion wurde am 30. Januar 1925 geboren. Im November 1942 wurde er nach Deutschland verschleppt. In Kiel musste er Zwangsarbeit verrichten. Dort wurde er im März 1943 von der Gestapo verhaftet, zunächst in einem Straflager inhaftiert und schließlich im Sommer 1943 ins KZ Neuengamme überstellt.

In Neuengamme musste Grigorij Badion unter anderem im Kommando „Klinkerwerk“ arbeiten. Aus dem Stammlager Neuengamme wurde Badion in das Hamburger Außenlager am Bullenhusener Damm überstellt.

Im Frühjahr 1944 kam Grigorij Badion zurück nach Neuengamme, von wo aus er kurze Zeit später mit einem Häftlingstransport zur Zwangsarbeit nach Frankreich gebracht wurde. Dort gehörte er der V. SS-Baubrigade an und wurde dem KZ Buchenwald unterstellt. Seine Häftlingsnummer lautete 45073. Gegen Kriegsende wurde Badion in ein weiteres Konzentrationslager, das KZ Dora-Mittelbau, überstellt. In einem Außenlager wurde er Ende April 1945 befreit.

*Bajdak, Klimentij Iwanowitsch*

Klimentij Iwanowitsch Bajdak wurde am 24. November 1924 geboren. 1942 wurde er mit 17 Jahren aus der Stadt Sewastopol nach Deutschland verschleppt. Er musste in einem Wasserwerk und bei Bauern arbeiten und mehrfach gelang ihm die Flucht. Nach einem erneuten Fluchtversuch wurde er aber aufgegriffen und im September 1944 in das KZ Neuengamme gebracht. Seine Häftlingsnummer war 45804. Nach kurzem Aufenthalt kam er in das Außenlager Blohm & Voss im Hamburger Hafen. Gegen Kriegsende wurde er zurück nach Neuengamme transportiert. Ende April 1945 wurde er im Zusammenhang der Räumung

des KZ nach Lübeck transportiert. Dort überlebte er das Bombardement des Häftlingsschiffes „Cap Arcona“.

*Bamburow, Grigorij Fjodorowitsch*

Grigorij Fjodorowitsch Bamburow wurde am 12. Februar 1927 geboren. 1942 wurde er nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. Nach einem Fluchtversuch wurde Grigorij Bamburow von der Gestapo verhaftet und in das KZ Buchenwald gebracht. Von dort wurde er im Frühjahr 1944 in das Außenlager Lengerich des KZ Neuengamme überstellt. Er musste in einer unterirdischen Rüstungsfabrik arbeiten.

Von Lengerich aus kam er im Herbst 1944 in das Stammlager Neuengamme, wo er in verschiedenen Arbeitskommandos wie zum Beispiel dem Krematorium arbeiten musste. Ende April 1945 flüchtete Grigorij Bamburow bei einem Fußmarsch. Am 2. Mai 1945 wurde er mit dem Eintreffen der alliierten Truppen befreit.

*Bilan, Ananij Wassiljewitsch*

Ananij Wassiljewitsch Bilan, Jahrgang 1924, wurde im Mai 1942 mit einem der ersten Transporte aus der Ukraine nach Deutschland verschleppt. In einem Ort in der Nähe von Leipzig wurde er zum Aufbau eines kohleverarbeitenden Betriebs eingesetzt. Im Herbst 1944 wurde er wegen eines angeblichen Kartoffeldiebstahls von der Polizei verhaftet und zunächst in das KZ Sachsenhausen und etwa zum Jahreswechsel 1944/1945 in das KZ Neuengamme überstellt.

In Neuengamme musste Ananij Bilan in verschiedenen Arbeitskommandos arbeiten. Längere Zeit war Bilan auch in einem Außenlager des KZ Neuengamme in der Nähe von Aurich. Dort mussten die Gefangenen Panzergräben ausheben.

Ende April 1945 wurde Ananij Bilan mit weiteren Gefangenen des KZ Neuengamme mit dem Zug nach Lübeck abtransportiert und auf das Schiff „Athen“ gebracht. Andere Häftlinge kamen auf die „Thielbek“ und die „Cap Arcona“. Bilan überstand dort am 3. Mai 1945 die Bombardierung der Schiffe und wurde am Abend desselben Tages von alliierten Truppen befreit.

*Boboschko, Iwan Semjonowitsch*

Iwan Semjonowitsch Boboschko wurde am 26. Januar 1928 geboren, im April 1942, gerade 14 Jahre alt geworden, nach Deutschland deportiert und zur Zwangsarbeit in der Säurehalle des Kieler Krupp-Werkes eingesetzt. Diese Arbeiten führten zu schweren Körperschäden – seitdem leidet er unter starken Augenschmerzen und Beeinträchtigungen der Sehkraft. Vor Hunger sammelte er von einem Feld Kartoffeln und wurde deshalb verhaftet und in ein Straflager eingewiesen. Wegen Diebstahls von Lebensmittelkarten wurde er erneut verhaftet und schließlich nach Neuengamme in das Konzentrationslager gebracht. Das war ungefähr im März 1943. Zunächst wurde er in den Walther-Werken eingesetzt. Dann kam er in ein Außenlager in Salzgitter. Dort musste er als Dreher in einem großen Metallbetrieb für die Rüstung arbeiten.

Gegen Kriegsende wurde das Außenlager geräumt und während des Fußmarsches wurde Iwan Boboschko von sowjetischen Truppen befreit.

*Chitajlow, Iwan Iwanowitsch*

Iwan Iwanowitsch Chitajlow, geboren am 2. April 1927, wurde in November 1943 nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. Im März 1944 wurde er von der Gestapo wegen eines angeblichen Fluchtversuches verhaftet und in das KZ Groß Rosen eingewiesen. Mit dem Verdacht auf Tuberkulose kam er im Juni 1944 in das KZ Bergen-Belsen und wurde im

Dezember 1944 ins KZ Neuengamme überstellt. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 70105.

Aus dem Stammlager Neuengamme wurde Iwan Chitajlow nach Hamburg in das Außenlager Deutsche Werft des KZ Neuengamme transportiert, wo er Zwangsarbeit verrichten musste.

Im April 1945 wurde dieses Lager geräumt und Chitajlow wurde mit weiteren Gefangenen in das ehemalige Kriegsgefangenenlager Sandbostel gebracht. Dort erlebte Iwan Chitajlow am 29. April 1945 die Befreiung durch alliierte Truppen.

*Dorotjak, Stepan Iwanowitsch*

Stepan Iwanowitsch Dorotjak wurde am 2. Juli 1920 geboren. Im Sommer 1943 wurde er zur Zwangsarbeit in der Norddeutschen Hütte nach Bremen verschleppt. Nach einem Fluchtversuch im Juni 1943 wurde er im August 1943 verhaftet und in Gefängnisse und ein Straflager in Bremen-Farge überstellt.

Nach einer Operation wurde er im März 1944 in das KZ Neuengamme gebracht und erhielt die Häftlingsnummer 28521. Unter anderem musste er im Kommando „Klinkerwerk“ am Stichkanal arbeiten. Im KZ Neuengamme traf er seinen Bruder Wladimir. Im April 1944 wurde er in ein Außenlager nach Porta Westfalica deportiert, wo die Gefangenen eine unterirdische Fabrik bauen mussten. Im April 1945 wurden alle Häftlinge dieses Außenlagers nach Wöbbelin evakuiert. Dort wurden die Häftlinge am 2. Mai 1945 von amerikanischen Truppen befreit.

*Dospechow, Leonid Michajlowitsch*

Leonid Michajlowitsch Dospechow wurde 1923 geboren. Im April 1942 wurde er nach Deutschland verschleppt. In Hamburg arbeitete er in einer Eisenbahnwerkstatt. Am 11. Juli 1943 wurde er wegen eines Fluchtversuches in das KZ Neuengamme eingewiesen. 1944 wurde er in die Konzentrationslager Buchenwald und Sachsenhausen überstellt, wo er am 29. April 1945 von alliierten Truppen befreit wurde.

*Dudoladow, Boris Fjodorowitsch*

Boris Fjodorowitsch Dudoladow wurde am 6. August 1924 geboren. Im Alter von 17 Jahren wurde er zur Zwangsarbeit nach Wolfsburg verschleppt und musste für den Volkswagen-Konzern arbeiten. Er versuchte zu fliehen, wurde jedoch gefasst und ins Gefängnis nach Berlin gebracht. Von Berlin nach Braunschweig überstellt kam er schließlich in das Straflager Nr. 21 in Salzgitter-Hallendorf. Von dort wurde er nach Peine transportiert, wo er in den Norddeutschen Schrauben- und Mutterwerken arbeiten musste. Er wurde der Sabotage verdächtigt und über Gefängnisse in Peine, Hannover und Hildesheim in das Straflager Liebenau überstellt. Von dort kam er mit einem Transport am 1. Januar 1943 in das KZ Neuengamme. Er bekam die Häftlingsnummer 14979. Bereits nach drei Tagen kam er auf Transport in das Außenlager Salzgitter-Drütte. Dort arbeitete er insgesamt zwei Jahre und vier Monate in der Rüstungsproduktion. In den ersten Apriltagen 1945 wurde er zusammen mit anderen Häftlingen nach Bergen-Belsen evakuiert. Unterwegs wurde der Evakuierungszug in Celle bombardiert. Boris Dudoladow überlebte und wurde zusammen mit weiteren Überlebenden zu Fuß nach Bergen-Belsen getrieben, wo er am 15. April 1945 befreit wurde.

*Dzjuba, Grigorij Jakowlewitsch*

Grigorij Jakowlewitsch Dzjuba wurde am 18. März 1927 geboren. 1943 wurde er nach Deutschland verschleppt. In Wolfsburg und Braunschweig musste er als „Ostarbeiter“ arbeiten. Nachdem er wegen der schlechten Behandlung aus dem Zwangsarbeiterlager geflohen war, wurde er verhaftet und war Häftling der Gefängnisse von Hannover, Essen und Hamburg.

Im September 1944 wurde er in das KZ Neuengamme eingeliefert und erhielt die Häftlingsnummer 50564. Am 3. Mai 1945 überlebte er die Bombardierung der Schiffe in der Lübecker Bucht.

*Furdylo, Leonid Pawlowitsch*

Leonid Pawlowitsch Furdylo wurde 1925 geboren. Im Mai 1942 wurde er mit 17 Jahren nach Deutschland verschleppt. Er kam nach Bremen und musste dort zunächst bei den Borgward-Werken arbeiten. Zusammen mit einem Freund flüchtete er von dort, wurde jedoch bereits am Bahnhof von Bremen gefasst und in ein Straflager in Bremen-Farge transportiert. Nach ungefähr zwei Monaten kam er von dort in das KZ Neuengamme. Er erhielt die Häftlingsnummer 15191. Im KZ Neuengamme musste er in dem Kommando „Fertigungsstelle“ arbeiten. Im Juli/August 1944 kam er auf einen Transport in das KZ Buchenwald. Am 11. April 1945 wurde er dort von amerikanischen Soldaten befreit.

*Gawriljtschenko, Wiktor Trofimowitsch*

Wiktor Trofimowitsch Gawriljtschenko wurde am 18. März 1925 geboren. Ende 1943 wurde er als „Ostarbeiter“ nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. Im Sommer 1944 wurde Wiktor Gawriljtschenko von der Gestapo verhaftet und im Oktober 1944 ins KZ Neuengamme überstellt. Er erhielt die Häftlingsnummer 50286. Aus dem Stammlager Neuengamme wurde Wiktor Gawriljtschenko in ein Außenlager in Husum und anschließend nach Meppen-Dalum verlegt, wo er Panzergräben ausheben musste.

Am 25. März 1945 wurde das Außenlager Dalum geräumt und der Evakuierungstransport endete schließlich in Sandbostel, einem ehemaligen Kriegsgefangenenlager. Dort wurde Wiktor Gawriljtschenko Anfang Mai von der britischen Armee befreit.

*Gluschenok, Nikolaj Semjonowitsch*

Nikolaj Semjonowitsch Gluschenok wurde 1925 geboren. 1942 wurde er im Alter von 17 Jahren nach Deutschland zur Zwangsarbeit in Bremen verschleppt. Nachdem er wegen der unerträglichen Zustände aus dem Zwangsarbeiterlager geflohen war, wurde er verhaftet und nach Hamburg ins Gefängnis gebracht. Von dort wurde Nikolaj Gluschenok im Juni 1943 in das KZ Neuengamme eingeliefert. Im Kommando „Klinkerwerk“ und in den Tongruben musste er schwerste Arbeit leisten. Im Zusammenhang der Räumung des Lagers wurde er zusammen mit den anderen Häftlingen des KZ Neuengamme nach Lübeck transportiert und eingeschifft. Er überlebte die Bombardierung der Schiffe am 3. Mai 1945 und wurde von der britischen Armee befreit.

*Gluschko, Wassilij Jakowlewitsch*

Wassilij Jakowlewitsch Gluschko wurde am 19. Februar 1926 geboren. Anfang 1942 wurde er bei einer Straßenrazzia festgenommen und mit anderen Männern und Frauen nach Deutschland verschleppt. Er musste in einer Gelsenkirchener Fabrik arbeiten. Nach einem Streik unter den Zwangsarbeitern wurde er als deren Anführer verdächtigt und bei der Polizei angezeigt. Über Gefängnisse in Bremen und Hamburg erfolgte Ende März 1943 die Einlieferung in das KZ Neuengamme. Seine Häftlingsnummer war 19298. Er arbeitete im Kommando „Klinkerwerk“ und bei der Messap. Gegen Kriegsende wurde er nach Kiel evakuiert und dort auf einen Frachter verladen. Das Schiff brachte ihn und weitere Überlebende nach Malmö in Schweden in Sicherheit.

*Gontscharenko, Grigorij Stepanowitsch*

Grigorij Stepanowitsch Gontscharenko wurde 1925 geboren. 1942 wurde er nach Deutschland verschleppt. In Göttingen musste er in einer Fabrik Zwangsarbeit verrichten. Nach einem gescheiterten Fluchtversuch wurde Grigorij Gontscharenko im Sommer 1942 von der Gestapo

verhaftet und über das Hamburger Gefängnis Fuhlsbüttel ins KZ Neuengamme überstellt. Seine Häftlingsnummer war 9881.

In Neuengamme musste Grigorij Gontscharenko bei der Befestigung des Ufers am Stichkanal arbeiten.

Goschko, Wassilij Stepanowitsch

Wassilij Stepanowitsch Goschko wurde am 27. April 1925 geboren. Er wurde im Mai 1943 als „Ostarbeiter“ nach Hannover gebracht, wo er bis zur Verhaftung durch die Gestapo im April 1944 bei den Albertuswerken arbeitete. Im August 1944 wurde er vom einem Straflager in das KZ Neuengamme überstellt. Seine Häftlingsnummer lautete 42902. Aus dem Stammlager Neuengamme wurde er im September 1944 in das Außenlager Wilhelmshaven des KZ Neuengamme transportiert, wo er in der Kriegsmarinewerft arbeiten musste. Anfang April 1945 wurde das Außenlager Wilhelmshaven geräumt, und Wassilij Goschko wurde mit einem Krankentransport zurück ins Stammlager Neuengamme gebracht. Er überlebte die Bombardierung der Häftlingsschiffe am 3. Mai 1945 in der Lübecker Bucht an Bord der „Athen“.

Gubrijenko, Pjotr Pantelemonowitsch

Pjotr Pantelemonowitsch Gubrijenko, 1922 geboren, wurde 1942 nach Deutschland verschleppt. In Hamburg musste er in einer Gummifabrik arbeiten. Nach einem Fluchtversuch wurde er von der Gestapo in der Nähe von Winsen verhaftet und über das Gefängnis Fuhlsbüttel am 3. 8. 1942 in das KZ Neuengamme überstellt. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 8245.

Anfang 1943 wurde Pjotr Gubrijenko nach Bremen und auf die Insel Alderney vor der französischen Küste im Ärmelkanal transportiert, wo er schwere körperliche Arbeiten beim Bau von Befestigungsanlagen verrichten musste. Er wurde auf Grund der unmenschlichen Lagerbedingungen schwer krank. Ende April 1945 wurde Pjotr Gubrijenko mit weiteren Gefangenen des KZ Neuengamme mit dem Zug nach Lübeck abtransportiert und auf das Schiff „Cap Arcona“ gebracht. Dort erlebte er am 3. Mai 1945 das Bombardement des Schiffes. Pjotr Gubrijenko überlebte und wurde am 3. Mai 1945 befreit.

Iljin, Fjodor Jakowlewitsch

Fjodor Jakowlewitsch Iljin, geboren am 20. Juni 1924, wurde im März 1942 nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. Ein Fluchtversuch scheiterte. Fjodor Iljin wurde verhaftet und Ende 1942 über das Gefängnis in Kiel ins KZ Neuengamme überstellt.

In Neuengamme musste Fjodor Iljin in verschiedenen Arbeitskommandos arbeiten. Ende April 1943 gelang ihm die Flucht aus einem Außenlager des KZ Neuengamme. Er wurde zwar erneut aufgegriffen, konnte sich aber als „Ostarbeiter“ ausgeben und verbrachte die Zeit bis Kriegsende in einem „Ostarbeiterlager“.

Iljtschenko, Wiktor Georgijewitsch

Wiktor Georgijewitsch Iljtschenko wurde am 18. Juli 1925 geboren. Am 13. Oktober 1942 wurde er vom nationalsozialistischen Sicherheitsdienst (SD) verhaftet und der Gestapo in Dnepropetrowsk übergeben. Er kam zunächst in ein örtliches Lager und von dort im August 1943 in das KZ Buchenwald. Dort musste er in mehreren Kommandos wie Saalfeld, Laura und Dora Zwangsarbeit leisten. Im Mai 1944 wurde er in das KZ Bergen-Belsen überstellt und kam von dort lungenkrank in das KZ Neuengamme. Seiner Erinnerung nach lautete seine Häftlingsnummer entweder 66144 oder 66154. Im Krankenrevier wurde Wiktor Iljtschenko Opfer medizinischer Tuberkulose-Versuche. Ende April 1945 kam Wiktor Iljtschenko zusammen mit den anderen Häftlingen des KZ Neuengamme nach Lübeck. An Bord des

Schiffes „Athen“ überlebte er das Bombardement der Schiffe am 3. Mai 1945.

*Jakimenko, Iwan Fjodorowitsch*

Iwan Fjodorowitsch Jakimenko wurde 1925 geboren. 1942 wurde er nach Deutschland verschleppt. In Hannover musste er als „Ostarbeiter“ bei der Firma Continental arbeiten. Anfang 1943 wurde Jakimenko in ein Straflager überstellt und von dort im Mai 1944 in das KZ Neuengamme.

Aus dem Stammlager Neuengamme wurde er in ein Außenlager nach Bremen überstellt, wo er ebenfalls Zwangsarbeit verrichten musste. Im April 1945 wurde Iwan Jakimenko zusammen mit den anderen KZ-Häftlingen des Außenlagers in das Kriegsgefangenenlager Sandbostel gebracht, wo er Anfang Mai von der britischen Armee befreit wurde.

*Karpenko, Iwan Fjodorowitsch*

Iwan Fjodorowitsch Karpenko, Jahrgang 1925, wurde im Juni 1942 nach Deutschland verschleppt. Der Verhaftung durch die Gestapo folgte am 1. Januar 1943 die Überstellung ins Konzentrationslager Neuengamme. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 16092.

Nach kurzem Aufenthalt im Stammlager Neuengamme wurde Iwan Karpenko in das Außenlager Wittenberge des KZ Neuengamme überstellt, wo er bei den Phrix-Werken Zwangsarbeit verrichten musste.

Im Februar 1945 wurde das Außenlager Wittenberge geräumt. Iwan Karpenko wurde zunächst nach Neuengamme zurücktransportiert und anschließend nach Hannover in ein weiteres Außenlager des KZ Neuengamme überstellt. Dieses Lager wurde schließlich nach Bergen-Belsen evakuiert, wo er dann am 15. April 1945 von der britischen Armee befreit wurde.

*Kirilenko, Wassilij Maksimowitsch*

Wassilij Maksimowitsch Kirilenko wurde am 29. April 1920 geboren. Zu Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion war Wassilij Kirilenko Soldat der Roten Armee. Bereits im Winter 1941 geriet Wassilij Kirilenko in deutsche Gefangenschaft. Aus dem Kriegsgefangenenlager Fallingbostel bei Hamburg wurde Wassilij Kirilenko in ein Zwangsarbeiterlager nach Salzgitter-Drütte überstellt. Nach einem missglückten Fluchtversuch erfolgte im Februar 1944 die Einweisung in das KZ Neuengamme. Seine Häftlingsnummer war 26783. Im KZ Neuengamme musste Wassilij Kirilenko in verschiedenen Arbeitskommandos wie „Klinkerwerk“ und „Metallwerke“ Schwerstarbeit verrichten. Ende April 1945 kam Wassilij Kirilenko zusammen mit den anderen Häftlingen des KZ Neuengamme in die Lübecker Bucht auf die drei Häftlingsschiffe. An Bord der „Cap Arcona“ überlebte er die Bombardierung der Schiffe am 3. Mai 1945.

*Korschikow, Anatolij Nikitisch*

Anatolij Nikitisch Korschikow wurde am 17. Januar 1918 geboren. Anfang 1942 wurde er als Soldat der Roten Armee verletzt von Deutschen gefangen genommen und in ein Kriegsgefangenenlager in der Nähe von Regensburg gebracht. Nach einer missglückten Flucht kam er in Nürnberg ins Gefängnis und von dort nach einiger Zeit in das KZ Flossenbürg überstellt. Im Herbst 1942 traf er mit einem Transport im KZ Neuengamme ein. Anatolij Korschikow erhielt die Häftlingsnummer 8676. Im KZ Neuengamme musste er im Kommando „Klinkerwerk“ Kähne be- und entladen. Vom Hauptlager Neuengamme kam Anatolij Korschikow etwa drei Monate später zur II. SS-Baubrigade nach Bremen. Dort wurden die Häftlinge zur Trümmerbeseitigung eingesetzt. Nach den großen Bombenangriffen auf Hamburg wurden Häftlinge aus Bremen nach Hamburg-Rothenburgsort verlegt. Untergebracht in der Schule am Bullenhuser Damm wurden die Häftlinge ebenfalls zum

Trümmerräumen und Bergen von Bombenopfern eingesetzt.

Schließlich erfolgte ein Abtransport nach Alderney, einer Insel im Ärmelkanal zwischen Frankreich und Großbritannien, auf der sich auch ein Außenlager von Neuengamme befand. Anatolij Korschikow musste Gräben zur Kabelverlegung ausheben und betonieren. Nachdem er dort an Tuberkulose erkrankte, kam er in einem Güterzug mit weiteren 150 Tuberkulosekranken zurück in das Hauptlager Neuengamme. Seine Gesundheit stabilisierte sich im Revier. Erneut wurde Anatolij Korschikow abtransportiert – diesmal zum Bau von Befestigungsanlagen nach Frankreich. Ihm gelang allerdings die Flucht und er konnte sich zur Roten Armee durchkämpfen.

Kostanda, Witalij

Witalij Kostanda wurde am 5. Mai 1924 geboren und lebt heute in Deutschland. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen wurde der damals 17-Jährige im Mai 1942 zur Zwangsarbeit kommandiert und nach Deutschland verschleppt. Er wurde in einem Lager in Berlin untergebracht und arbeitete bei der Firma Knorr-Bremse. Weil er unerlaubt den Arbeitsplatz wechselte, kam er ins Gefängnis in Potsdam und dann in das KZ Sachsenhausen. Beim Herannahen der Front wurde Witalij Kostanda Anfang 1945 aus einem Außenlager von Sachsenhausen nach Bergen-Belsen gebracht. Es gelang ihm, einem Häftlingstransport nach Bremen-Farge, einem Außenlager des KZ Neuengamme, zugeteilt zu werden. Von dort wurde er auf den „Todesmarsch“ nach Neuengamme geschickt. Im April 1945 kam er mit den Häftlingen des Stammlagers Neuengamme auf die Schiffe in der Lübecker Bucht. Er gehört zu den wenigen Überlebenden der „Cap Arcona“.

Krischanowskij, Iwan Danilowitsch

Iwan Danilowitsch Krischanowskij wurde am 29. Oktober 1924 geboren und im Mai 1943 nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. Nach einem missglückten Fluchtversuch wurde er von der Gestapo verhaftet und über ein Straflager bei Halle im Juli 1944 ins KZ Neuengamme überstellt.

Aus dem Stammlager Neuengamme wurde Iwan Krischanowskij nach wenigen Wochen in Außenlager des KZ Neuengamme nach Meppen und Ladelund transportiert, wo er Panzergräben ausheben und andere Zwangsarbeit verrichten musste.

Gegen Kriegsende kam Iwan Krischanowskij zurück nach Neuengamme. Ende April 1945 wurde er mit weiteren Gefangenen des KZ Neuengamme mit dem Zug nach Lübeck abtransportiert und auf das Schiff „Cap Arcona“ gebracht. Dort erlebte er am 3. Mai 1945 das Bombardement des Schiffes. Iwan Krischanowskij überlebte und wurde am 3. Mai 1945 abends von britischen Truppen befreit.

Kroner, Saul Sacharowitsch

Saul Sacharowitsch Kroner wurde am 23. Dezember 1917 geboren. Ab 1940 diente er in der Roten Armee. Er geriet bereits in den ersten Kriegstagen in deutsche Gefangenschaft. Er verbergte seine jüdische Herkunft und ließ sich unter einem anderen Namen, Michail Grigorewitsch Kronin, registrieren. Er kam in das Kriegsgefangenenlager Fallingbostal und wurde zur Zwangsarbeit eingesetzt. Nach einem Fluchtversuch und vier Monaten Sonderhaft im Kriegsgefangenenlager wurde er im August 1943 in das KZ Neuengamme überführt. Seine Häftlingsnummer war 22622. Hier und in allen folgenden Lagern konnte er auch durch Hilfe von Mithäftlingen ebenfalls verbergen, dass er Jude war. Die SS wies Saul Kroner einem Transport nach Wittenberge zu, wo die Häftlinge bei den Phrix-Werken arbeiten mussten.

Später kam er noch in das Außenlager Schandelah, wo er als Schlosser eingesetzt wurde. Im Zuge der Räumungen kam er in das Lager Wöbbelin bei Ludwigslust. Dort wurde er am 2. Mai 1945 von amerikanischen Truppen befreit.

*Krotjuk, Wassilij Lukjanowitsch*

Wassilij Lukjanowitsch Krotjuk wurde am 10. März 1924 geboren. Im Frühjahr 1942 wurde er aus dem Elternhaus heraus nach Deutschland deportiert und zur Zwangsarbeit gezwungen. In Hamburg-Harburg musste er bei der Firma Hugo Stinnes arbeiten. 1943 wurde er verhaftet und in ein Hamburger Gefängnis gebracht. Später erfolgte die Überstellung in das Konzentrationslager Neuengamme. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 27403. Wassilij Krotjuk musste im Kommando „Klinkerwerk“ und in der SS-Gärtnerei arbeiten. Aus dem Stammlager Neuengamme wurde er dann in das Außenlager Salzgitter-Drütte des KZ Neuengamme transportiert, wo er in der Hütte Braunschweig der Reichswerke „Hermann Göring“ arbeiten musste. Am 7. April 1945 wurde das Außenlager Salzgitter-Drütte evakuiert. Beim Beschuss des Transportes auf dem Bahnhof in Celle wurde Wassilij Krotjuk verwundet. Mit anderen KZ-Häftlingen wurde er nach Bergen-Belsen gebracht, wo er schließlich am 15. April 1945 von der britischen Armee befreit wurde.

*Kubach, Nikolaj Fjodorowitsch*

Nikolaj Fjodorowitsch Kubach wurde am 20. Januar 1926 geboren. Im Juni 1943 wurde Nikolaj Kubach nach Deutschland verschleppt. Unter anderem war er in dem Straflager Liebenau/Weser und in einem „Ostarbeiterlager“ in Hannover untergebracht. Als „Ostarbeiter“ musste er schwer arbeiten. Im Januar 1944 wurde Nikolaj Kubach verhaftet und im März 1944 über das Gefängnis in Hannover ins KZ Neuengamme überstellt. In Neuengamme erhielt er die Häftlingsnummer 26725 und musste an verschiedenen Stellen arbeiten. Er wusste nicht, dass sein Bruder, der schon vor ihm in das KZ Neuengamme eingeliefert worden war, bereits tot war. Davon erfuhr er erst über fünfzig Jahre später, als er sich an die KZ-Gedenkstätte Neuengamme wandte, um eine Haftbescheinigung zu erhalten.

Aus dem Stammlager Neuengamme wurde Nikolaj Kubach in das Außenlager Porta Westfalica transportiert, wo er in Bergwerksstollen arbeiten musste. Im Frühjahr 1945 wurde das Außenlager Porta Westfalica geräumt. Nikolaj Kubach wurde in das Außenlager Wöbbelin des KZ Neuengamme gebracht, wo er am 2. Mai 1945 von amerikanischen Truppen befreit wurde.

*Kukareschnikow, Jewgenij Danilowitsch*

Jewgenij Danilowitsch Kukareschnikow, geboren 1923, wurde am 12. Juli 1942 nach Deutschland verschleppt. Als „Ostarbeiter“ musste er unter anderem in Geesthacht bei der Firma Dynamit AG, Werk Düneberg, arbeiten. Wegen der schlechten Behandlung floh er im November 1943, wurde aber später verhaftet und Anfang November 1944 in das Konzentrationslager Neuengamme gebracht. Seine Häftlingsnummer lautete 65015.

Aus dem Stammlager Neuengamme wurde er in das Außenlager Helmstedt-Beendorf des KZ Neuengamme transportiert, wo er unter schwersten Bedingungen in Bergwerksstollen arbeiten musste. Am 8. April 1945 wurde er von dort in das Außenlager Wöbbelin des KZ Neuengamme gebracht, wo er am 2. Mai 1945 von amerikanischen Truppen befreit wurde.

*Kulikow, Anatolij Andrejewitsch*

Anatolij Andrejewitsch Kulikow wurde 1926 geboren. Im April 1942 wurde er im Alter von 16 Jahren nach Deutschland verschleppt. In Mecklenburg musste er in der Landwirtschaft arbeiten. Im Sommer 1943 floh er nach Berlin, wurde jedoch auf dem Bahnhof in Berlin gefasst und ins Gefängnis gebracht. Von dort kam er mit einem Transport in das KZ

Neuengamme. Nach kurzer Zeit wurde er in das Außenlager in Bremen-Farge überstellt. Dort musste er Betonierungsarbeiten leisten. Im April 1945 wurde das Lager evakuiert. Anatolij Kulikow kam mit anderen Häftlingen auf das Schiff „Cap Arcona“ in der Lübecker Bucht, welches am 3. Mai 1945 bombardiert wurde. Er sprang vom brennenden Schiff und wurde von britischen Soldaten gerettet.

*Kurljak, Neonila Aleksandrowna*

Neonila Aleksandrowna Kurljak wurde am 27. September 1926 geboren. 1943 wurde sie nach Deutschland zur Zwangsarbeit in eine Munitionsfabrik deportiert. Ein Fluchtversuch scheiterte und Neonila Kurljak wurde im Mai 1944 in das KZ Ravensbrück eingewiesen. Von dort wurde sie Ende August 1944 nach Hamburg-Wandsbek in das Außenlager Dräger des KZ Neuengamme überstellt. Dort musste sie in der Gasmaskenproduktion arbeiten. Ihre Häftlingsnummer war 4422. Gegen Kriegsende kam sie in ein weiteres Hamburger Außenlager des KZ Neuengamme und wurde im Mai 1945 von britischen Truppen befreit.

*Kutjko, Aleksej Antonowitsch*

Aleksej Antonowitsch Kutjko wurde am 13. März 1926 geboren. Im Juni 1942 wurde er zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert, nachdem er bereits in der besetzten Ukraine für die deutschen Besatzer arbeiten musste. Nach einem Fluchtversuch kam er in ein Hamburger Gefängnis und von dort im Herbst 1942 in das KZ Neuengamme. Seine Häftlingsnummer war 8415. Er musste in den Kommandos „Elbe“, „Klinkerwerk“ und „Tarnung“ arbeiten. Aus dem Außenlager Bremen-Farge wurde er über Neuengamme in die Lübecker Bucht evakuiert und überlebte die Bombardierung der „Cap Arcona“ am 3. Mai 1945.

*Maksa, Aleksandra Iwanowna*

Aleksandra Iwanowna Maksa wurde am 7. Juni 1925 geboren. Sie wurde 1942 als Zwangsarbeiterin nach Deutschland verschleppt. Schon während des Transportes versuchte sie zu fliehen und kam in ein Lager für „Ostarbeiterinnen“ bei Frankfurt/Main. 1944 versuchte sie erneut zu fliehen. In Schneidemühl wurde sie verhaftet, kam zunächst für drei Monate ins Gefängnis und wurde schließlich im Mai 1944 ins KZ Ravensbrück eingewiesen. Am 31. August 1944 wurde sie in das Frauenaußenlager Dräger in Hamburg-Wandsbek, einem Lager des KZ Neuengamme, überstellt. Dort erhielt sie die Häftlingsnummer 4597. Sie arbeitete in der Gasmaskenproduktion. Am 2. Mai 1945 wurde Aleksandra Maksa von britischen Truppen in Hamburg befreit.

*Malichin, Jewgenij Sacharowitsch*

Jewgenij Sacharowitsch Malichin wurde am 9. Juli 1924 geboren. Im Frühjahr 1942 wurde er nach Deutschland zur Zwangsarbeit bei den Bremer Borgward-Werken verschleppt. Nach einem gescheiterten Fluchtversuch kam er über Gefängnisse in Bremen und Hamburg in das KZ Neuengamme. Seine Häftlingsnummer war 12117. Er wurde in das Außenlager Wittenberge überstellt, wo er für die Phrix-Werke arbeiten musste. Anfang 1945 kam er nach Neuengamme zurück und wurde im April 1945 auf die „Cap Arcona“ evakuiert. Er überlebte die Bombardierung und wurde am 3. Mai 1945 von britischen Truppen befreit.

*Menschikow, Anatolij Iwanowitsch*

Anatolij Iwanowitsch Menschikow wurde 1925 geboren. Bereits im Herbst 1941 wurde er festgenommen und sollte nach Deutschland zur Zwangsarbeit. Er konnte während des Transportes fliehen und sich auf polnischem Gebiet verstecken. Im Juli 1942 wurde er festgenommen und in ein Hamburger Gefängnis gebracht. Von dort kam er einen Monat später in das KZ Neuengamme. Seine Häftlingsnummer war 8150. Er gehörte dem Kommando „Klinkerwerk“ an und musste Loren entladen und an den Brennöfen arbeiten. Im

Herbst 1944 kam er in das Außenlager Deutsche Werft im Hamburger Hafen. Im Frühjahr 1945 gelang ihm während der Räumung dieses Außenlagers die Flucht. Bis zur Besetzung Hamburgs durch britische Truppen konnte er sich versteckt halten.

*Metla, Petr Petrowitsch*

Als fünfzehnjähriger Jugendlicher kam Petr Petrowitsch Metla, Jahrgang 1927, am 25. Oktober 1942 nach Deutschland. In Kiel musste er als „Ostarbeiter“ bei dem Bau eines Bunkers Zwangsarbeit verrichten. Im November 1944 wurde Metla von der Gestapo verhaftet und über das Gefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel ins KZ Neuengamme überstellt. Wenige Wochen später erfolgte sein Weitertransport in ein Außenlager in Bremen-Blumenthal. Dort mussten die Häftlinge auf einer Werft arbeiten. Gegen Kriegsende erlebte Petr Metla die Räumung dieses Lagers. Mit großem Glück überlebte er die Strapazen des Fußmarsches. Am 29. April 1945 wurde Petr Metla im Kriegsgefangenenlager Sandbostel von britischen Truppen befreit.

*Myschewskij, Jewgenij Nikolajewitsch*

Jewgenij Nikolajewitsch Myschewskij wurde am 10. April 1926 geboren. Im Januar 1942 wurde er in seiner ukrainischen Heimat von Deutschen verhaftet, weil er hatte Sabotage betrieben hatte und denunziert worden war. Er wurde zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Nach einem Fluchtversuch wurde er im Februar 1943 in das KZ Neuengamme gebracht und erhielt die Häftlingsnummer 17401. Im Konzentrationslager Neuengamme musste er u. a. im Kommando „Lorenschieben“ arbeiten. Aus dem Stammlager Neuengamme wurde Jewgenij Myschewskij dann in das Außenlager Salzgitter-Drütte transportiert, wo er in der Hütte Braunschweig der Reichswerke „Hermann Göring“ arbeiten musste. Am 7. April 1945 wurde das Außenlager Salzgitter-Drütte evakuiert. Mit anderen KZ-Häftlingen wurde Jewgenij Myschewskij nach Bergen-Belsen gebracht, wo er schließlich am 15. April 1945 von der britischen Armee befreit wurde.

*Nawnyko, Michail Afanassjewitsch*

Michail Afanassjewitsch Nawnyko wurde 1925 geboren. Mitte 1942 wurde er mit anderen Jugendlichen aus seinem Dorf zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt und kam nach Hannover. Dort musste er als „Ostarbeiter“ in einer Metallgießerei arbeiten. Nach einem Fluchtversuch wurde er im Frühjahr 1943 verhaftet und über das Gefängnis Hannover in das KZ Neuengamme überstellt. Gegen Kriegsende wurde er in ein weiteres KZ-Lager gebracht, von wo er fliehen konnte. Mit großem Glück überlebte er die Strapazen der Verfolgung und wurde Anfang Mai 1945 befreit.

*Nedeljko, Grigorij Fedorowitsch*

Grigorij Fedorowitsch Nedeljko, geboren am 24. April 1924, wurde am 19. August 1942 nach Deutschland verschleppt. In verschiedenen Städten musste er Zwangsarbeit leisten, so im Schacht „Fürst Hardenberg“ in Dortmund und bei den Gaswerken in Hannover.

Im Sommer 1944 floh er zusammen mit drei Kameraden aus dem „Ostarbeiterlager“ und versuchte, zu den alliierten Truppen zu gelangen. In der Nähe von Hannover wurde er jedoch verhaftet und dann am 18. Juli 1944 in das Konzentrationslager Neuengamme gebracht. Er erhielt die Häftlingsnummer 37337. Aus dem Stammlager Neuengamme wurde er in das Außenlager Bullenhuser Damm in Hamburg transportiert, wo er bei der Trümmerbeseitigung und im Bombensuchkommando arbeiten musste. Im April 1945 wurde das Außenlager Bullenhuser Damm evakuiert. Grigorij Nedeljko wurde zusammen mit den anderen KZ-Häftlingen in das Kriegsgefangenenlager Sandbostel gebracht, wo er am 29. April 1945 von der britischen Armee befreit wurde. Wegen Erkrankungen während seiner KZ-Haft wurde er zunächst in einem britischen Militärhospital bei Sandbostel behandelt. Danach wurde er in die

sowjetische Besatzungszone gebracht, wo er in Neuruppin arbeitete, bis er im Dezember 1945 er in seine Heimat zurückkehrte.

#### Ostapenko, Wladimir Stepanowitsch

Wladimir Stepanowitsch Ostapenko wurde 21. November 1924 geboren. Beim Einmarsch der deutschen Truppen in seine Heimatstadt wurde er verhaftet und nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert. In Rostock wurde er in eine Fabrik gebracht, die Teile für die Marine herstellte. Dort verweigerte er die Arbeit und rief auch die anderen Zwangsarbeiter dazu auf. Wegen dieser Teilnahme am antifaschistischen Kampf wurde er von der Gestapo verhaftet und schwer misshandelt. Anschließend brachte man ihn in ein Gefängnis in Rostock. Von dort wurde er Ende Februar/Anfang März 1943 in das KZ Neuengamme überstellt. Dort musste er u. a. im Kommando „Lorenschieben“ arbeiten. Aus dem Stammlager Neuengamme wurde er nach einigen Monaten in das Außenlager Salzgitter-Drütte transportiert, wo er in der Hütte Braunschweig der Reichswerke „Hermann Göring“ zur Arbeit eingesetzt wurde. Am 7. April 1945 wurde dieses Außenlager geräumt und Wladimir Ostapenko in das KZ Bergen-Belsen gebracht, wo er am 15. April 1945 von der britischen Armee befreit wurde.

#### Owtscharenko, Wassilij Maksimowitsch

Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko wurde am 29. Dezember 1922 geboren. Im Juni 1942 deportierte man ihn als Zwangsarbeiter nach Deutschland. In Schleswig-Holstein wurde er in der Landwirtschaft eingesetzt. Nach einer Auseinandersetzung mit seinem Dienstherrn wurde er verhaftet, kam zunächst in ein Gefängnis in Flensburg und im März 1943 in das KZ Neuengamme, wo er die Häftlingsnummer 18954 erhielt. Dort arbeitet er als Lastenträger. Nach kurzer Zeit wurde er in das Außenlager Wittenberge verlegt, wo er beim Aufbau einer Chemiefabrik arbeiten musste. Nach der Auflösung dieses Lagers wurde er über das Stammlager Neuengamme in das Außenlager Schandelah bei Braunschweig gebracht. Er wurde am 2. Mai 1945 im Außenlager Wöbbelin befreit.

#### *Pajuk, Karl Iwanowitsch*

Karl Iwanowitsch Pajuk, geboren am 15. Februar 1926, wurde im September 1942 nach Deutschland verschleppt. Nach einem missglückten Fluchtversuch aus dem „Ostarbeiterlager“ wurde Karl Pajuk von der Gestapo verhaftet und über das Straflager Liebenau Mitte Januar 1943 ins KZ Neuengamme überstellt. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 15002.

Aus dem Stammlager Neuengamme wurde Karl Pajuk nach wenigen Tagen in das Außenlager Salzgitter-Drütte transportiert, wo er in der Hütte Braunschweig der Reichswerke „Hermann Göring“ arbeiten musste. Am 7. April 1945 wurde dieses Außenlager evakuiert. Mit anderen KZ-Häftlingen wurde Karl Pajuk in das KZ Bergen-Belsen gebracht, wo er schließlich am 15. April 1945 von der britischen Armee befreit wurde.

#### Pawlenko, Pawel Wassiljewitsch

Pawel Wassiljewitsch Pawlenko wurde 1925 geboren. Im Mai 1942 wurde seine Wohnsiedlung von ukrainischer Polizei umstellt. Er wurde festgenommen und zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert. Er kam nach Hamburg in ein „Ostarbeiterlager“ am Sandtorkai. Dort musste er Schiffe be- und entladen. Das gesamte Kommando wurde wegen Widerstandsarbeit von der Gestapo verhaftet und Pawel Pawlenko im Juni 1942 in das KZ Neuengamme eingewiesen, wo er die Häftlingsnummer 11720 erhielt. Er wurde zunächst zu Erdarbeiten am Klinkerwerk eingesetzt. Mit Glück kam er dann in ein leichteres Kommando und konnte so die KZ-Haft überstehen.

Im Oktober 1942 wurde Pawel Pawlenko der II. SS-Baubrigade zugeteilt und musste in Bremen und anschließend in Hamburg nach Bombenangriffen Trümmer räumen, Leichen

bergen und Bombenblindgänger freilegen.

Kurz vor Kriegsende wurde er von der SS nach Bayern verschleppt und dem KZ Buchenwald unterstellt. Dort gelang ihm schließlich die Flucht und er konnte sich bis zum Eintreffen amerikanischer Truppen verbergen.

Perederijew, Aleksandr Markowitsch

Aleksandr Markowitsch Perederijew wurde am 16. Februar 1925 geboren. Im Herbst 1942 wurde er zur Zwangsarbeit nach Emden verschleppt. Von dort kam er ins Gefängnis und wurde im Frühjahr 1944 in das KZ Neuengamme eingeliefert. Die Häftlingsnummer lautete 30114. Er kam in ein Außenlager – vermutlich in das Lager Laagberg in Fallersleben beim Volkswagen-Werk. Bei der Räumung des Lagers glückte ihm im Frühjahr 1945 die Flucht.

Pletenj, Iwan Konstantinowitsch

Iwan Konstantinowitsch Pletenj wurde am 21. August 1925 geboren. 1942 wurde er nach Deutschland verschleppt und musste in Burg/Dithmarschen in Schleswig-Holstein Zwangsarbeit verrichten. 1943 wurde er von der Gestapo wegen angeblicher defäistischer Äußerungen verhaftet und über das Gefängnis Fuhlsbüttel im Mai 1943 in das KZ Neuengamme überstellt. Seine Häftlingsnummer war 22409. In Neuengamme musste Iwan Pletenj in verschiedenen Arbeitskommandos wie dem Kommando „Lorenschieben“ und in den Walther-Werken arbeiten. Ende April 1945 wurde er mit weiteren Gefangenen des KZ Neuengamme mit dem Zug nach Lübeck abtransportiert und auf das Schiff „Cap Arcona“ gebracht. Dort erlebte er am 3. Mai 1945 das Bombardement des Schiffes. Iwan Pletenj wurde am 3. Mai 1945 abends von britischen Truppen befreit.

Ponomarjow, Aleksej Jakowlewitsch

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow wurde 31. Oktober 1924 geboren. Im Oktober 1942 wurde er nach Deutschland verschleppt. In einem Lager für „Ostarbeiter“ in Bremen musste er in der Norddeutschen Hütte Zwangsarbeit leisten. Wegen seiner Beteiligung am Widerstand wurde Aleksej Ponomarjow verhaftet und im Winter 1943/44 aus dem Bremer Gefängnis in das KZ Neuengamme überstellt. Er hatte die Häftlingsnummer 25965. Im Konzentrationslager Neuengamme musste Aleksej Ponomarjow im Kommando „Klinkerwerk“ arbeiten. Auch in Neuengamme fand er Kontakt zu Widerständlern. Ende April 1945 kam Aleksej Ponomarjow zusammen mit den anderen Häftlingen des KZ Neuengamme in die Lübecker Bucht. An Bord der „Thielbek“ überlebte er die Bombardierung der Häftlingsschiffe am 3. Mai 1945 und wurde von britischen Truppen befreit.

Prokopenko, Nadeschda Aleksejewna

Nadeschda Aleksejewna Prokopenko wurde am 30. September 1927 geboren. Im Sommer 1943 wurde sie als 16-jähriges Mädchen nach Erfurt zur Zwangsarbeit verschleppt. Nach Abhören eines sowjetischen Radiosenders und Weitergabe der Informationen in Briefen nach Hause wurde sie 1944 von der Gestapo verhaftet und in das KZ Ravensbrück eingewiesen. Von dort wurde sie in ein Außenlager des KZ Neuengamme nach Salzgitter überstellt. Dort musste sie in einem Metallbetrieb für die Rüstung arbeiten. Im März 1945 wurde dieses Frauenaußenlager geräumt. Zunächst kamen die Frauen in ein weiteres Lager in Salzgitter und wurden schließlich im April 1945 mit dem Zug abtransportiert. Der Räumungstransport wurde in Celle bombardiert. Frau Nadeschda Prokopenko überlebte und kam in das KZ Bergen-Belsen. Dort wurde sie Mitte April 1945 von britischen Truppen befreit.

Riwkin, Dmitrij Grigorjewitsch

Dmitrij Grigorjewitsch Riwkin wurde am 15. Dezember 1916 geboren. Er kam aus einer

religiösen jüdischen Familie. 1940 wurde er zur Armee eingezogen. Am 27. Juni 1941 wurde er in Lettland verwundet und kam in Kriegsgefangenschaft. Weil er Jude war, gab er einen falschen Namen an und diese Täuschung gelang. 1944 wurde Dmitrij Riwkin in das KZ Neuengamme überstellt. Seine Häftlingsnummer war 48008. Dort musste er in verschiedenen Arbeitskommandos Zwangsarbeit verrichten, darunter am längsten in der Schlosserkolonnie. Aus dem Stammlager Neuengamme wurde er im September 1944 in das Außenlager Wilhelmshaven überstellt. Er überlebte den „Todesmarsch“ bei der Räumung dieses Lagers und wurde am 2. Mai 1945 in Wöbbelin befreit.

*Romanjuta, Wiktor Iwanowitsch*

Wiktor Iwanowitsch Romanjuta wurde am 17. Dezember 1926 geboren. 1942 wurde er zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. In der Nähe von Berlin musste er in Eisenbahnwerkstätten arbeiten. Wegen seiner Beteiligung am Widerstand wurde er von der Gestapo verhaftet und Anfang 1944 in das KZ Neuengamme überstellt. Seine Häftlingsnummer war 43453. In Neuengamme musste Wiktor Romanjuta in verschiedenen Arbeitskommandos arbeiten und wurde dann in ein Außenlager in der Hamburger Innenstadt transportiert, wo er dem Bombensuchkommando angehörte. Er musste Trümmer beseitigen, Bombenblindgänger freilegen sowie Schutzgräben ausheben. Kurz vor Kriegsende kam Wiktor Romanjuta mit weiteren Gefangenen seines Kommandos in das Kriegsgefangenenlager Sandbostel. Am 29. April 1945 wurde Wiktor Romanjuta von britischen Truppen befreit.

*Schaposchnikow, Wassilij Kirillowitsch*

Wassilij Kirillowitsch Schaposchnikow, geboren am 20. Oktober 1923, wurde im Juli 1942 nach Deutschland verschleppt. In der Nähe von Wilhelmshaven musste er im Hafen Zwangsarbeit verrichten. Auf Grund misslungener Fluchtversuche wurde er von der Gestapo verhaftet, misshandelt und in das KZ Neuengamme überstellt. Seine Häftlingsnummer war 19099.

Aus dem Stammlager Neuengamme wurde Wassilij Schaposchnikow nach wenigen Tagen in ein Außenlager des KZ Neuengamme in Wittenberge überstellt, wo er für die Phrix-Werke arbeiten musste. Von Wittenberge kam er im Januar 1945 zurück nach Neuengamme.

Kurze Zeit später erfolgte seine Überstellung in das Außenlager Kaltenkirchen, wo er auf einem Flugplatz arbeitete. Im März 1945 gelang Wassilij Schaposchnikow die Flucht und er konnte sich zu sowjetischen Einheiten durchschlagen.

*Schapowal, Nikolaj Grigorjewitsch*

Nikolaj Grigorjewitsch Schapowal wurde am 30. März 1924 geboren. Im Alter von 17 Jahren wurde er in Polen inhaftiert und über Gefängnisse in Hamburg und Hannover in ein Straflager in Bremen-Farge verschleppt. Im August 1942 kam er mit einem Transport in das KZ Neuengamme und erhielt die Häftlingsnummer 7938. Dort musste er bei dem Aufbau des neuen Klinkerwerkes arbeiten. Im August 1944 kam er auf Transport in ein Außenlager nach Wilhelmshaven. Dort musste er nach Bombenangriffen Aufräumarbeiten leisten. 1945 wurde Nikolaj Schapowal im Zuge der Räumung dieses Außenlagers mit anderen Häftlingen zu Fuß nach Bremen und von dort in Richtung Neuengamme getrieben. Wegen der Räumung des Stammlagers Neuengamme wurde der „Todesmarsch“, den sehr viele Häftlinge nicht überlebten, nach Kiel umgeleitet. Dort kamen die Häftlinge auf ein Schiff. In Flensburg wurden sie an Land gebracht und in Wagons verladen. Aus dem Zug flüchtete Nikolaj Schapowal, versteckte sich in einem Wald und konnte sich bis zur Befreiung bei einem Bauern verbergen.

*Schramko, Nikolaj Wassiljewitsch*

Nikolaj Wassiljewitsch Schramko wurde am 8. Juni 1925 geboren. Im Mai 1942 wurde er im Alter von 17 Jahren nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. Bereits bei der Ankunft in Hamburg floh er und gelangte in einem Güterzug bis Lübeck. Dort wurde er jedoch sofort gefasst und zurück nach Hamburg ins Gefängnis gebracht. Nach einer Woche kam er in das KZ Neuengamme. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 7529 und musste im Kommando „Klinkerwerk“ arbeiten. Im April 1945 wurde das Stammlager Neuengamme nach Lübeck evakuiert und Nikolaj Schramko kam auf das Schiff „Thielbek“. Er überlebte die Bombardierung der Schiffe am 3. Mai 1945 und wurde von britischen Truppen befreit.

*Slipatschenko, Iwan Andrejewitsch*

Iwan Andrejewitsch Slipatschenko wurde am 6. Juni 1923 geboren. Im Jahre 1942 wurde er im Alter von 19 Jahren nach Deutschland verschleppt. Bereits am zweiten Tag nach seiner Ankunft in Essen floh Iwan Slipatschenko. Er wurde jedoch sehr bald in einem nahe gelegenen Wald festgenommen und im Essener Gefängnis inhaftiert. Von dort kam er in ein Straflager der AEG, wo er verschiedene Arbeiten verrichten musste. Nach erneuter Flucht wurde er in das KZ Neuengamme transportiert. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 8093 und musste im Kommando „Klinkerwerk“ arbeiten. Von Neuengamme aus kam er zur II. SS-Baubrigade nach Osnabrück, wo er Aufräumarbeiten erledigen musste. 1944 wurde er mit weiteren Häftlingen in das KZ Buchenwald überstellt.

*Sadowskij, Nikolaj Nikolajewitsch*

Nikolaj Nikolajewitsch Sadowskij wurde am 9. Juni 1924 geboren. Im Mai 1942 wurde er nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. Nach einem Fluchtversuch Anfang Januar 1943 kam er zunächst in ein Hamburger Gefängnis und von dort wenige Tage später in das KZ Neuengamme (Häftlingsnummer 16379). Er arbeitete zunächst im Kommando „Klinkerwerk“, wurde dann aber zu den Reichswerken „Hermann Göring“ nach Salzgitter gebracht, wo ein Außenlager des KZ Neuengamme eingerichtet war. Auf Grund der Arbeitsbedingungen in dem Stahlwerk und den Lagerverhältnissen wurde Nikolaj Sadowskij schwer krank und kam als Arbeitsunfähiger in das Stammlager Neuengamme zurück. Trotz seiner Erkrankung erfolgte die Überstellung in weitere Außenlager wie Lengerich, Porta Westfalica und schließlich Beendorf, wo in Bergwerksstollen unterirdische Rüstungsfabriken aufgebaut wurden. Am 2. Mai 1945 befreiten ihn alliierte Truppen.

*Semjonow, Witalij Georgijewitsch*

Witalij Georgijewitsch Semjonow wurde am 1. Januar 1927 geboren. Sein Vater wurde von den Deutschen als Kommunist verdächtigt und verhaftet und die ganze Familie im März 1942 nach Deutschland deportiert. Auf einem Bauernhof musste Witalij Semjonow arbeiten. Nach einem erneuten Fluchtversuch wurde er 1944 von der Gestapo verhaftet und über das Arbeitserziehungslager Lahde im September 1944 in das KZ Neuengamme überstellt. Seine Häftlingsnummer war 52426. Von Neuengamme aus wurde Witalij Semjonow in das Außenlager Kaltenkirchen transportiert, wo er auf einem Flugplatz zur Zwangsarbeit eingesetzt wurde. Von dort flüchtete er und wurde erneut verhaftet, konnte aber seine tatsächliche Identität verheimlichen. So kam Witalij Semjonow Anfang 1945 zurück nach Neuengamme.

Ende April 1945 wurde Witalij Semjonow mit weiteren Gefangenen des KZ Neuengamme per Bahn nach Lübeck abtransportiert und auf das Schiff „Athen“ gebracht. Dort wurde er am 3. Mai 1945 abends von britischen Truppen befreit.

*Sidaschew, Wladimir Nikolajewitsch*

Wladimir Nikolajewitsch Sidaschew, Jahrgang 1925, wurde im Oktober 1942 nach Hamburg zur Zwangsarbeit verschleppt. Nach einem gescheiterten Fluchtversuch wurde er von der

Gestapo verhaftet und im Januar 1943 ins KZ Neuengamme überstellt. Er erhielt die Häftlingsnummer 15319.

Aus dem Stammlager Neuengamme wurde Wladimir Sidaschew etwa 14 Tage später in das Außenlager Drütte in Salzgitter transportiert, wo er bei den Reichswerken „Hermann Göring“, einem großen Stahlwerk, arbeiten musste.

Am 7. April 1945 wurde das Außenlager Salzgitter-Drütte evakuiert. Nach dem Beschluss des Transportes auf dem Bahnhof in Celle wurde Wladimir Sidaschew in das KZ Bergen-Belsen gebracht. Mit großem Glück überlebte er auch dieses Lager und wurde am 15. April 1945 von der britischen Armee befreit.

Simonow, Nikolaj Jossifowitsch

*Nikolaj Jossifowitsch Simonow wurde am 25. Dezember 1920 geboren. Als Soldat der Roten Armee geriet er am 9. August 1941 in deutsche Kriegsgefangenschaft. Er konnte aus dem Kriegsgefangenenlager fliehen, wurde aber später wieder gefangen genommen und in ein Lager nach Wilhelmshaven deportiert. Am 6. Juli 1942 wurde er wegen „Störung des Arbeitsfriedens“, so die Gestapo, verhaftet und nach einmonatiger Haft in das KZ Neuengamme gebracht. Seine Häftlingsnummer war 8092. Er musste an der Elbe und am Klinkerwerk arbeiten. Von Oktober 1943 bis zum Frühjahr 1945 war er im Außenlager Bremen-Farge und dort beim Bau des U-Boot-Bunkers „Valentin“ eingesetzt. Er überlebte die Evakuierung dieses Außenlagers und die Bombardierung der Häftlingsschiffe in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945.*

Sinjawin, Jurij Aleksejewitsch

Jurij Aleksejewitsch Sinjawin wurde 1925 geboren. Er war Häftling im KZ Auschwitz und wurde 1944 in das KZ Neuengamme nach Hamburg und von dort in ein Außenlager in Bremen überstellt. Dort und in dem Außenlager Meppen musste er Panzergräben ausheben. Mit sehr großem Glück überlebte er das Ende des Krieges: Er musste an einem „Todesmarsch“ von Meppen zurück nach Neuengamme teilnehmen und wurde dann nach der Räumung des KZ Neuengamme auf das Schiff „Cap Arcona“ gebracht. Dort beteiligte er sich an einer spektakulären Flucht. Diese scheiterte und Jurij Sinjawin wurde zurück zur „Cap Arcona“ gebracht. Dennoch hat ihn das Glück nicht ganz verlassen: Er überlebte das folgende Bombardement des Schiffes und wurde am 3. Mai 1945 abends befreit.

Stadnitschuk, Iwan Dmitrijewitsch

Iwan Dmitrijewitsch Stadnitschuk wurde am 14. Mai 1926 geboren. Am 25. April 1942 wurde er zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Im Oktober 1944 kam Iwan Stadnitschuk in das Konzentrationslager Neuengamme. Er musste schwere Erdarbeiten verrichten. Aus dem Stammlager Neuengamme wurde er in das Außenlager Spaldingstraße des KZ Neuengamme in Hamburg verlegt, wo er nach Bombenangriffen auf Hamburg Trümmer räumen musste. Am 17. April 1945 wurde das Außenlager Spaldingstraße evakuiert. Iwan Stadnitschuk wurde zusammen mit anderen KZ-Häftlingen in das Kriegsgefangenenlager Sandbostel gebracht, wo er am 29. April 1945 von der britischen Armee befreit wurde.

Storoschuk, Iwan Jemeljanowitsch

Iwan Jemeljanowitsch Storoschuk wurde am 6. Januar 1923 geboren. Schon in der Ukraine zwangen ihn die deutschen Besatzer zur Arbeit. Im Mai 1942 wurde er schließlich nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert. Im März 1943 wurde er verhaftet, nachdem er sich gegen den Übergriff eines Bauern gewehrt hatte. Er kam in ein Gefängnis in Lüneburg und wurde von dort in das KZ Neuengamme überstellt. Er erhielt die Häftlingsnummer 19233. In

Neuengamme musste Iwan Storoschuk in verschiedenen Arbeitskommandos arbeiten und wurde einige Wochen später in das Außenlager Wittenberge überstellt. Dort arbeitete er bei den Phrix-Werken, einer chemischen Fabrik. Von Wittenberge kam Iwan Storoschuk Ende 1944 zurück nach Neuengamme. Auf Grund der unmenschlichen Lagerbedingungen erkrankte er schwer. Ende März 1945 wurde er mit dem Zug zum Konzentrationslager Bergen-Belsen abtransportiert. Ihm gelang jedoch die Flucht und er konnte sich bis zur Befreiung durch britische Truppen Mitte April 1945 versteckt halten.

*Strischikow, Pjotr Petrowitsch*

Pjotr Petrowitsch Strischikow wurde am 12. Februar 1924 geboren. Am 2. Mai 1942 wurde er im Alter von 18 Jahren nach Deutschland deportiert. In Braunschweig musste er in einer Fabrik Zwangsarbeit verrichten. Er wurde wegen Sabotage im Dezember 1942 in das Straflager Nr. 21 in Salzgitter-Hallendorf gebracht. Anfang 1944 wurde er in das KZ Buchenwald überführt. Kurze Zeit später kam er mit einem Gefangenentransport aus dem KZ Buchenwald in das KZ Neuengamme und erhielt dort die Häftlingsnummer 28038. Als KZ-Häftling musste er bis unmittelbar vor Kriegsende im Schacht „Bartensleben“ in Beendorf arbeiten, einem Außenlager des KZ Neuengamme mit einer unterirdischen Fabrik. Dann wurde dieses Außenlager geräumt und die Häftlinge in das Außenlager Wöbbelin gebracht, wo er am 2. Mai 1945 befreit wurde.

*Swjatenjkij, Aleksandr Iossifowitsch*

Aleksandr Iossifowitsch Swjatenjkij wurde am 5. Mai 1924 geboren. Im Mai 1942 wurde er zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. In Magdeburg musste er für die Krupp-Werke arbeiten. Nach einem Fluchtversuch kam er ins Gefängnis in Magdeburg und dann in das KZ Sachsenhausen. Nach kurzer Zeit wurde er im Herbst 1942 von dort aus in das KZ Neuengamme weitertransportiert. Seine Häftlingsnummer lautete 9403. Nach einer schweren TBC-Erkrankung wurde er am 17. September 1943 nach Dachau überstellt und dort Ende April 1945 von amerikanischen Truppen befreit.

*Taranowskij, Michail Michajlowitsch*

Michail Michajlowitsch Taranowskij wurde am 10. Januar 1925 geboren. Im Juni 1942 wurde er nach Deutschland, Soest, zur Zwangsarbeit verschleppt. Nach einem gescheiterten Fluchtversuch wurde Michail Taranowskij im August 1943 von der Gestapo verhaftet, in mehrere Gefängnisse gesperrt und schließlich Ende Januar 1944 über das Gefängnis Fuhlsbüttel ins KZ Neuengamme überstellt. Im Februar 1944 kam er nach Salzgitter in das Außenlager Drütte. Im April 1945 wurde dieses Außenlager evakuiert. Nach dem Beschluss des Transportes auf dem Bahnhof in Celle konnte Michail Taranowskij fliehen, wurde aber wieder ergriffen und mit anderen KZ-Häftlingen nach Bergen-Belsen gebracht, wo er am 15. April 1945 von der britischen Armee befreit wurde.

*Tilischinskij, Grigorij Iwanowitsch*

Grigorij Iwanowitsch Tilischinskij wurde 1919 geboren. Er geriet bereits im August 1941 in deutsche Kriegsgefangenschaft. Wegen seiner Beteiligung am Widerstand wurde er im August 1944 verhaftet und über das KZ Dachau in das KZ Neuengamme überstellt, wo er von Oktober 1944 bis Kriegsende blieb. Seine Häftlingsnummer war 62326.

Aus dem Stammlager Neuengamme wurde er in verschiedene Außenlager wie Ladelund, Kaltenkirchen und Meppen-Dalum gebracht, wo er beim Panzergrabenbau eingesetzt wurde. Im April 1945 gelang ihm mit weiteren Gefangenen des KZ Neuengamme die Flucht und er konnte sich bis zum Eintreffen der alliierten Truppen versteckt halten.

*Zhernownikow, Wladimir Afanassjewitsch*

Wladimir Afanassjewitsch Zhernownikow wurde am 1. Mai 1924 geboren. Im Januar 1942 wurde er nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt. Er gelangte in ein „Ostarbeiterlager“ in Kiel und musste dort als Dreher für die Firma Anschütz arbeiten. Im Mai 1943 entschloss sich Wladimir Zhernownikow zur Flucht. In Hamburg wurde er verhaftet und in das Gefängnis Fuhlsbüttel gebracht und von dort in das „Arbeitserziehungslager“ Wilhelmsburg überstellt. Im Juni 1944 kam er in das KZ Neuengamme und erhielt die Häftlingsnummer 42225. Er hatte Glück und musste in einem leichteren Kommando arbeiten – bei der Aufzucht von Angora-Kaninchen. Im April 1945 wurde das Lager geräumt. Wladimir Zhernownikow wurde auf die Häftlingsschiffe in die Lübecker Bucht transportiert und überlebte als einer der Wenigen die Versenkung der „Thielbek“.

*Zhila, Wiktor Danilowitsch*

Wiktor Danilowitsch Zhila, Jahrgang 1921, geriet als Soldat der Roten Armee bereits am 28. Juni 1941 in deutsche Gefangenschaft. Er wurde nach Deutschland deportiert und kam in das Kriegsgefangenenlager Fallingbostal. Nach mehrfachen Fluchtversuchen erfolgte schließlich im Spätsommer 1943 die Einweisung in das KZ Neuengamme. Er erhielt die Häftlingsnummer 23343 und musste in den Metallwerken arbeiten. Als im April 1945 das KZ Neuengamme geräumt wurde, geriet Wiktor Zhila auf das Schiff „Cap Arcona“. Er überlebte das Bombardement des Schiffes am 3. Mai 1945.

*Zhuk, Nikolaj Grigorjewitsch*

Nikolaj Grigorjewitsch Zhuk wurde am 10. Mai 1919 geboren. Im November 1939 wurde er zur Armee eingezogen. Am 25. Juni 1941 geriet er auf litauischem Gebiet in deutsche Gefangenschaft und wurde als Kriegsgefangener in Deutschland zur Zwangsarbeit eingesetzt. Nach einer Flucht am 1. September 1943 wurde er festgenommen und kam über ein Straflager in Wilhelmshaven und ein Gefängnis in Bremen schließlich ins Konzentrationslager Neuengamme. Seine Häftlingsnummer war 25864. Vom Stammlager kam er bald ins Außenlager Bremen-Farge. Dort wurde er beim Bau des U-Boot-Bunkers „Valentin“ eingesetzt. Kurz vor Kriegsende wurde Nikolaj Zhuk nach Neuengamme gebracht und von dort mit den anderen Häftlingen nach Lübeck. Nikolaj Zhuk überlebte die Bombardierung der „Cap Arcona“.

## **Begriffserläuterungen**

Erklärt werden sowohl typische Begriffe der Lagersprache, die Häftlinge in den Konzentrationslagern verwendeten und die in Berichten häufig verwendet werden, als auch weitere deutsche Begriffe, die in den russischsprachigen Berichten unübersetzt zitiert werden, da ihre Übersetzung ins Russische oft den Sinn entstellen würde.

Abzählen (siehe Appell)

Ältester (auch: Lager-, Block- und Stubenältester)

Einzelne Häftlinge wurden von der SS dazu bestimmt, in ihrem Auftrage und unter ihrer Kontrolle Aufgaben bei der Verwaltung des Häftlingslagers selbst auszuführen. Der Lagerälteste wurde von der SS als verantwortlicher Vertreter aller Häftlinge eingesetzt, der zugleich die Befehle der SS weiterzugeben und für ihre Umsetzung zu sorgen hatte. Er konnte zu Rechenschaft gezogen werden, wenn es innerhalb des Häftlingslagers zu Problemen kam. Die Block- und Stubenältesten waren Häftlinge, die für Ordnung in den Häftlingsunterkünften und für die Verteilung des Essens verantwortlich waren. Diese Häftlinge, die von der SS besser behandelt wurden, verfügten über eine große Macht, die viele dazu missbrauchten, Mitgefangene zu schikanieren. Andere nutzten sie dagegen, um zu helfen, zu schützen und Widerstand zu leisten.

Appell (auch: Appellplatz, Abzählen)

Die Häftlinge mussten sich morgens und abends auf einem zentralen Platz, dem Appellplatz, in einer bestimmten Formation zum Zählen, dem Appell, aufstellen. Ein Appell konnte über eine Stunde dauern und diente der SS zur Kontrolle des Häftlingsbestandes. Fluchten wurden spätestens bei diesen Appellen für alle Häftlinge des Lagers oder auch bei solchen für einzelne Blocks oder Kommandos bemerkt.

Aufseherin

Bei der SS angestellte Frauen, die in den Frauenaußenlagern des KZ Neuengamme Funktionen der Block- und Kommandoführer (siehe auch "Führer") ausübten. Die ersten Aufseherinnen kamen aus dem KZ Ravensbrück in die Außenlager des KZ Neuengamme. Später wurden Frauen auf ihre Aufgabe als Aufseherinnen auch direkt im KZ Neuengamme ausgebildet. Sie meldeten sich entweder freiwillig, wurden von den Firmen gestellt oder auch über das Arbeitsamt zur Arbeit im Konzentrationslager dienstverpflichtet.

Autobahn

Nach der Einlieferung in das Konzentrationslager wurde den Häftlingen sämtliche Körperhaare abrasiert. Das war Teil einer schrittweisen Entwürdigung der Menschen, die mit der Verhaftung begonnen hatte. Den sowjetischen Gefangenen wurden zusätzlich die Kopfhaare so rasiert, dass auf dem Kopf ein Muster entstand, das an eine Autobahn erinnerte. Dieses Muster wurde regelmäßig nachrasiert.

Bibelforscher

Angehörige der Glaubensgemeinschaft Zeugen Jehovas, die im Nationalsozialismus wegen Verweigerungen, insbesondere des Kriegsdienstes, verfolgt und mit Gefängnis- und KZ-Haft bestraft wurden.

Block

Unterkunft für mehrere hundert Häftlinge. Jedem Block war als Leitung ein SS-Blockführer zugeordnet. Hilfsdienste verrichtete ein als Blockältester eingesetzter Häftling, der gemeinsam mit den ihm unterstellten "Stubendiensten" für Ordnung, Sauberkeit und die ordentliche Führung eines Blockbuches zu sorgen hatte.

## Bunker

Im KZ Neuengamme war der "Bunker" das Lagergefängnis, in dem Häftlinge Arreststrafen absitzen mussten. Im Bunker von Neuengamme wurden im September und November 1942 in zwei "Aktionen" 448 sowjetische Häftlinge mit Zyklon B vergast. Außerdem wurden an diesem Ort viele hundert Häftlinge und zur Hinrichtung durch die örtliche Gestapo-Einstelle eingelieferte Personen erhängt.

## Dorfältester

Ein Dorfältester in Russland oder der Ukraine war ein Dorfbewohner mit der Aufgabe, Verwaltungsaufgaben wahrzunehmen und das Dorf nach außen zu vertreten.

## Ersatzstoff

Erzeugnisse mit neuer chemischer Zusammensetzung oder aus unüblichen Rohstoffen – als Ersatz für Produkte, die wegen der Kriegswirtschaft oder aus Devisenmangel nicht mehr verfügbar waren sowie für knapp gewordene Nahrungsmittel.

## Führer

Die Wachmannschaften des KZ Neuengamme gehörten der SS an. Die SS war hierarchisch gegliedert; jeder, der über andere SS-Angehörige Befehlsgewalt hatte, war ein "Führer". So hatte Martin Weiß, der Lagerkommandant des KZ Neuengamme bis 1942, den Rang eines SS-Hauptsturmführers; sein Nachfolger Max Pauly war SS-Obersturmbannführer. Zusätzlich wurden SS-Angehörige mit bestimmten Funktionen im Lager als Führer bezeichnet: Schutzhaftlagerführer, Rapportführer, Blockführer, Kommandoführer oder Arbeitseinsatzführer. Ihre Aufgabenbereiche:

Schutzhaftlagerführer – Verantwortlicher SS-Offizier für das Häftlingslager,

Rapportführer – Zuständig für Zählappelle, Bestrafungen, Aufsicht über Blockführer,

Blockführer – Verantwortlich für jeweils eine Häftlingsunterkunft (Block),

Arbeitseinsatzführer – Organisation und Kontrolle des Arbeitseinsatzes der Häftlinge,

Kommandoführer – Kontrolle eines großen Arbeitskommandos.

## Funktionshäftling

Ein Häftling, dem die SS eine bestimmte Verwaltungsaufgabe im Häftlingslager oder Arbeitskommando übertragen hat (siehe auch Kapo, Ältester).

Häftling (auch: KZ-Häftling, KZ-Gefangener, Häftlingsnummer)

Die Insassen eines Konzentrationslagers werden als KZ-Häftlinge oder als KZ-Gefangene bezeichnet. Sie waren von der Geheimen Staatspolizei, der Kriminalpolizei oder dem Sicherheitsdienst der SS in das Konzentrationslager eingewiesen worden. Auf der Kleidung und im Fall des KZ Neuengamme auch auf einer um den Hals zu tragenden Blechmarke trugen sie eine Nummer, die ihnen bei der Ankunft im Lager zugewiesen wurde. Die Nummern wurden an die im KZ Neuengamme neu ankommenden Häftlinge fortlaufend vergeben.

Hauptlager (siehe Stammlager)

## Holzschuhe

Schuhe waren im Konzentrationslager überlebenswichtig. Dennoch besaßen etliche sowjetischen Häftlinge überhaupt kein Schuhwerk. Die Mehrzahl der Inhaftierten trug Schuhe, die vollständig aus Holz gefertigt waren oder Holzsohlen hatten. Sie waren sehr

unbequem, boten nur wenig Schutz vor Nässe und Kälte und führten zu Fußkrankungen. Wenn Häftlinge die Straßen entlang getrieben wurden, war das Getöse der Schuhe auf den asphaltierten Straßen weit zu hören.

#### Kapo

Häftling mit der ihm von der SS zugewiesenen Aufgabe, andere Häftlinge bei der Arbeit zu beaufsichtigen und – insbesondere bei den großen Arbeitskommandos unter freiem Himmel – zur schnellen Arbeit anzutreiben.

#### Karre

Kleiner, ein-, zwei- oder dreirädriger Wagen, der schiebend vorwärts bewegt wird.

Kommando (Klinkerwerk-, Elbe-, Fertigungsstelle-, Metallwerke-, Flecht-, Angora-, Leichen-, Bombensuch-, Latrinenkommando usw.)

Häftlinge wurden in Gruppen auf dem Lagergelände oder auch in der näheren Umgebung in verschiedenen Bereichen zur Arbeit eingesetzt. Sie bildeten Arbeitskommandos. Manche dieser Kommandos waren mit über 1000 Häftlingen äußerst groß, andere mit weniger als zehn dagegen sehr klein.

Im Kommando “Klinkerwerk” arbeiteten Häftlinge beim Aufbau einer neuen Ziegelei zur Herstellung besonders hart gebrannter Steine (“Klinker”), in der Produktion dieser Steine oder von Betonplatten oder in den Tongruben, wo sie Loren mit Ton und Sand beladen und zum Klinkerwerk schieben mussten. Häftlinge des Kommandos “Elbe” wurden zu Regulierungsarbeiten an einem Nebenarm der Elbe und zum Bau eines Kanals eingesetzt. Im Kommando “Fertigungsstelle” wurden die Gebäude der Walther-Werke errichtet. Das Kommando “Metallwerke” stellte für die Firma Walther Gewehre her. In dem SS-Betrieb Deutsche Ausrüstungswerke war das Flechtkommando mit dem Flechten von Matten und Tarnnetzen beschäftigt. Kaninchen einer besonderen Rasse (“Angora”), deren Fell zur Fütterung von Fliegerjacken genutzt wurde, wurden vom “Kaninchenstallkommando” versorgt. Das “Latrinenkommando” leerte die Latrinen, das “Leichenkommando” brachte die Toten zum Krematorium. Häftlinge, die tagsüber in der Hamburger Innenstadt zum Suchen und Bergen von nicht explodierten Bomben eingesetzt wurden, bildeten das “Bombensuchkommando”.

#### Kommissarbefehl

Völkerrechtswidrige Anordnung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 6. Juni 1941 zur Ermordung gefangener sowjetischer politischer Kommissare. Auf der Grundlage dieses Befehls und weiterer Durchführungsverordnungen wurden auch jüdische sowjetische Kriegsgefangene selektiert und erschossen. Im KZ Neuengamme wurden erstmals am 28. und 29. August 1941 46 jüdische Kriegsgefangene aus dem Lager Wietzendorf in der Lüneburger Heide erschossen. Etliche weitere Transporte ausselektierter Kriegsgefangener zur Ermordung ins KZ Neuengamme folgten.

#### Mütze ab (auch: Mütze auf)

Der Lageralltag war von schikanösen SS-Befehlen geprägt. So war selbst das Grüßen eines SS-Mannes streng reglementiert. Dazu gehörte das Herunterreißen der Kopfbedeckung.

#### Muselman

Häftling, der durch schwere Arbeit und ungenügende Verpflegung körperlich völlig entkräftet und dem Tode nahe war.

#### Ostarbeiter / Ostarbeiterin

BürgerInnen der besetzten Sowjetunion, die während des Zweiten Weltkrieges nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt wurden, mussten eine spezielle Kennzeichnung "Ost" tragen und wurden als "Ostarbeiter" bzw. "Ostarbeiterinnen" bezeichnet.

Posten (auch: Postenkette)

Posten waren SS-Angehörige, die die Aufgabe hatten, eine Flucht aus dem Lager oder einem Kommando mit Waffengewalt zu verhindern. Mehrere Posten, die in Sichtweite zueinander standen, bildeten eine so genannte Postenkette.

Revier (auch: Krankenrevier oder Krankenbau)

Als Revier wurde die Krankenabteilung bezeichnet, die in gesonderten Baracken untergebracht war.

Rollwagen

Größerer Transportwagen, der von Häftlingen gezogen wurde.

Schreibstube

In der Schreibstube, die im KZ Neuengamme in Block 5 untergebracht war, arbeiteten der Lagerschreiber und weitere Häftlinge. In diesem Büro erledigten sie für die SS alle Schreibarbeiten, die nicht einer besonderen Geheimhaltung unterlagen.

Schutzpolizei

Zweig der Polizei, dessen Aufgabe im Schutz der Bürger und in der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit besteht.

SD / Sicherheitsdienst (auch: Sicherheitspolizei)

Der Sicherheitsdienst der SS (SD) war ein zentraler Nachrichtendienst des nationalsozialistischen Deutschlands. Geleitet wurde er vom Reichssicherheits-Hauptamt in Berlin. Beamte und Mitarbeiter der Kriminalpolizei und der Gestapo wurden während des Krieges in den besetzten Gebieten als Sicherheitspolizei des SD zur Ermittlung und Ermordung von angeblichen politischen Gegnern und von "rassisch Unerwünschten" eingesetzt. Viele 100 000 Zivilpersonen wurden vom SD bzw. der Sicherheitspolizei in den von der Wehrmacht besetzten Ländern erschossen.

Stammlager (auch: Hauptlager)

Während des Krieges verfügten die Konzentrationslager über zahlreiche Außenlager, die auch als Nebenlager bezeichnet werden. Wenn vom Haupt- oder Stammlager Neuengamme berichtet wird, ist damit immer das Konzentrationslager in Hamburg-Neuengamme gemeint.

Stube (auch: Stubendienst)

"Stube" ist einerseits in ländlichen Gebieten ein alter Begriff für Wohnzimmer. Es werden aber auch Schlaf- und Wohnräume für Gruppen wie für Soldaten als Stube bezeichnet. Im Konzentrationslager waren die Häftlingsunterkünfte in Blocks und diese in Stuben unterteilt. Der Stubendienst war dem Stubenältesten gegenüber für Ordnung und Sauberkeit in der Häftlingsstube verantwortlich.

Stundisten

In Russland 1824 entstandene Religionsgemeinschaft, die den Heiligenkult, die Sakramente und die Ikonenverehrung ablehnte.

Transport

Wenn ehemalige Häftlinge davon sprechen, dass sie "auf Transport" kamen, meinen sie, dass

sie entweder einzeln oder in Gruppen zu Fuß, mit Lastwagen oder mit der Eisenbahn zu einem anderen Ort gebracht wurden. Das war meist ein Außenlager oder ein anderes KZ-Hauptlager.

#### Volksdeutsche

Der Begriff "Volksdeutsche" wurde im Nationalsozialismus die amtliche Bezeichnung für Angehörige des deutschsprachigen Kulturkreises, die nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen und hauptsächlich in Siedlungen Ost- oder Südosteuropas lebten.

#### Volkssturm

Gegen Kriegsende gegründete örtliche oder regional gebundene Truppe aus bis dahin nicht eingezogenen Männern im Alter zwischen 16 und 60 Jahren, die zu Sicherungs- und Bewachungsaufgaben und Schanzarbeiten herangezogen wurden.

#### Vorarbeiter

Die den Kapos unterstellten Vorarbeiter wiesen Häftlinge in die Arbeit ein, lernten sie an, beaufsichtigten sie und kontrollierten die Arbeitsergebnisse. Die Vorarbeiter verfügten in der Regel über fachliche Kompetenz; im Unterschied zu den Kapos standen sie nicht außerhalb des Arbeitsprozesses, sondern mussten selbst mitarbeiten. In den Betrieben, in denen Häftlinge arbeiten mussten, wurden oftmals auch die zur fachlichen Anleitung eingesetzten Firmenangehörigen, die nicht der Befehlsgewalt der SS unterstanden, als Vorarbeiter (oder Meister) bezeichnet. In den Berichten werden die Begriffe "Kapo" und "Vorarbeiter" aber häufig gleichbedeutend verwendet.

#### Winkel

KZ-Häftlinge trugen auf ihrer Kleidung in Brusthöhe ein farbiges Dreieck – den "Winkel". Mit dieser Kennzeichnung wurde der jeweilige Verfolgungsgrund sichtbar gemacht. Die allermeisten Ausländerinnen und Ausländer trugen den roten Winkel – das Zeichen für einen politischen Häftling. Andere Häftlinge trugen schwarze, grüne, rosa oder lila Winkel. Sie galten als kriminell oder asozial, waren homosexuell oder gehörten der religiösen Gruppe der Zeugen Jehovas an.

#### Zivilist

Ein "Zivilist" ist im Zusammenhang von Krieg und Konzentrationslagerhaft eine Person, die keine Uniform trägt und nicht Soldat oder SS-Angehöriger ist. Der Meister in dem Betrieb, in dem Häftlinge arbeiteten, oder der Lastwagenfahrer, der das Lager belieferte, waren Zivilisten.

#### Zulage (auch: Prämien)

In bestimmten Arbeitsbereichen wurden Häftlinge mit Prämien und Essenzulagen unter Arbeitsdruck gesetzt. Wenn zusätzliches Essen, also Zulagen, ausgeteilt wurden, war es eine Belohnung für gute Arbeit und diente der weiteren Sicherung dieser Arbeitskraft. Prämien wie Zigaretten oder Lebensmittel wurden aus ähnlichen Gründen verteilt.

### Ausgewählte Literatur zur Geschichte des KZ Neuengamme

Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland. Hg.: KZ-Gedenkstätte Neuengamme.

Heft 1: Rassismus in Deutschland. Bremen 1994.

Heft 2: Kriegsende und Befreiung. Bremen 1995.

Heft 3: Die frühen Nachkriegsprozesse. Bremen 1997.

Heft 4: Abgeleitete Macht – Funktionshäftlinge zwischen Widerstand und Kollaboration. Bremen 1998.

Heft 5: Verfolgung von Homosexuellen im Nationalsozialismus. Bremen 1999.

Borgsen, Werner/Klaus Volland: Stalag X B Sandbostel. Zur Geschichte eines Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939 - 1945. Bremen 1991.

Bringmann, Fritz: KZ Neuengamme. Berichte, Erinnerungen, Dokumente. Frankfurt am Main 1981.

Eiber, Ludwig: Außenlager des KZ Neuengamme auf den Hamburger Werften. In: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. 10. Jg. 1995, Heft 2, S. 57 - 73.

Eiber, Ludwig: Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945. Überarbeitete Neuauflage, Hamburg 1990 (Hamburg-Porträt Heft 16) (auch in russischer Sprache erhältlich).

Goguel, Rudi: Cap Arcona. Report über den Untergang der Häftlingsflotte in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945. Frankfurt am Main 1972.

Jureit, Ulrike/Karin Orth: Überlebensgeschichten. Gespräche mit Überlebenden des KZ Neuengamme. Mit einem Beitrag von Detlef Garbe. Hamburg 1994.

Kaienburg, Hermann: Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945. Hg.: KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Bonn 1997.

Kaienburg, Hermann: Zwangsarbeit für das „deutsche Rohstoffwunder“. Das Phrix-Werk Wittenberge im Zweiten Weltkrieg. In: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. 9. Jg. 1994, Heft 3, S. 12-41.

Lebensläufe. Lebensgeschichtliche Interviews mit Überlebenden des KZ Neuengamme. Ein Archiv-Findbuch. Hg.: KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 1994.

Romey, Stefan: Ein KZ in Wandsbek. Zwangsarbeit im Hamburger Drägerwerk. Hamburg 1994.

Rundwegführer über das Gelände der Gedenkstätte Neuengamme. Hg.: KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 1996 (auch in russischer Sprache erhältlich).

Schwarberg, Günther: Angriffsziel Cap Arcona. Hamburg 1983.

Schwarberg, Günther: Der SS-Arzt und die Kinder. Bericht über den Mord vom Bullenhusen Damm. München 1982.

Überlebenskämpfe – Häftlinge unter der SS-Herrschaft. Das KZ Neuengamme 1938-1945. Hg.: KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 1996 (Begleitbroschüre zur ständigen Ausstellung; auch in russischer Sprache erhältlich).

„Und vielleicht überlebte ich nur deshalb, weil ich sehr jung war“. Verschleppt ins KZ Neuengamme: Lebensschicksale polnischer Jugendlicher. Hg.: KZ-Gedenkstätte

Neuengamme/Projektgruppe für die vergessenen Opfer des NS-Regimes. Redaktion: Georg Erdelbrock. Bremen 1999.

Wysocki, Gerd: Häftlinge in der Kriegsproduktion des „Dritten Reiches“. Das KZ Drütte bei den Hermann-Göring-Werken in Watenstedt-Salzgitter, Oktober 1942 bis April 1945. 2. Aufl., Salzgitter 1986.

## Fotos

Zu 1: (Zuordnung: Kap.: 1)

Rückzug deutscher Soldaten am Dnjepr, 1943.

Foto: Gerd Germin-Mingram (Germin-Mingram)

Zu 2: (Zuordnung: Kap.: 3)

Kriegsgefangene Rotarmisten, bei Charkow, Mai 1942.

Foto: Unbekannt (Bildarchiv preußischer Kulturbesitz)

Zu 3: (Zuordnung: Kap.: 2)

Deportation sowjetischer Frauen und Männer zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich, Kiew, ca. 1942.

Foto: Unbekannt (Bildarchiv preußischer Kulturbesitz)

Zu 4: (Zuordnung: Kap.: 6)

Lagerstrasse und Postenkette am Eingang zum Häftlingslager des KZ Neuengamme.

Zeichnung: Hans P. Sørensen (Neuengamme Erindringer, Sønderborg o. J.)

Zu 5: (Zuordnung: Kap.: 10)

Häftlinge beim „Abendappell“.

Zeichnung: Hans P. Sørensen (Neuengamme Erindringer, Sønderborg o. J.)

Zu 6: (Zuordnung: Kap.: 9)

Häftlinge tragen Steckrüben in die Häftlingsküche.

Zeichnung: Hans P. Sørensen (Neuengamme Erindringer, Sønderborg o. J.)

Zu 7: (Zuordnung: Kap.: 8)

Hinrichtung eines Häftlings auf dem Appellplatz.

Zeichnung: Hans P. Sørensen (Neuengamme Erindringer, Sønderborg o. J.)

Zu 8: (Zuordnung: Kap.: 9)

Essensausgabe im „Schonungsblock“.

Zeichnung: Hans P. Sørensen (Neuengamme Erindringer, Sønderborg o. J.)

Zu 9: (Zuordnung: Kap.: 12)

Die Krankenreviere.

Foto: SS (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 10: (Zuordnung: Kap.: unbekannt)

SS-Appell im Garagenhof des SS-Lagers am 9. November 1943.

Foto: SS (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 11: (Zuordnung: Biografien im Anhang)

Portrait eines unbekanntes sowjetischen Häftlings.

Zeichnung: W. Petrow (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 12: (Zuordnung: Biografien im Anhang)

Portrait eines unbekanntes sowjetischen Häftlings.

Zeichnung: W. Petrow (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 13: (Zuordnung: Biografien im Anhang)

Portrait eines unbekanntes sowjetischen Häftlings.

Zeichnung: W. Petrow (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 14: (Zuordnung: Biografien im Anhang)

Portrait eines unbekanntes sowjetischen Häftlings.

Zeichnung: W. Petrow (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 15: (Zuordnung: Kap.: 7)

Häftlingskolonne; einzelne Häftlinge sind zu schwach, um allein zu laufen, und werden gestützt.

Zeichnung: W. Petrow (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 16: (Zuordnung: Kap.: 7)

Flechtkommando der „Deutschen Ausrüstungswerke (DAW)“ im KZ Neuengamme, Juni 1944.

Foto: SS (Public Record Office)

Zu 17: (Zuordnung: Kap.: 7)

Flechtkommando der „Deutschen Ausrüstungswerke (DAW)“ im KZ Neuengamme, Juni 1944.

Foto: SS (Public Record Office)

Zu 18: (Zuordnung: Kap.: 7)

Flechtkommando der „Deutschen Ausrüstungswerke (DAW)“ im KZ Neuengamme, Juni 1944.

Foto: SS (Public Record Office)

Zu 19: (Zuordnung: Kap.: 13)

Häftlinge beim Ausheben von Panzergräben, 1945.

Zeichnung: Hans P. Sørensen (Neuengamme Erindringer, Sønderborg o. J.)

Zu 20: (Zuordnung: Kap.: 7)

Kommando Tongruben im KZ Neuengamme.

Zeichnung: Hans P. Sørensen (Neuengamme Erindringer, Sønderborg o. J.)

Zu 21: (Zuordnung: Kap.: 7)

Kommando Tongruben im KZ Neuengamme, ca. 1942/43.

Foto: SS (Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie)

Zu 22: (Zuordnung: Kap.: 7)

Kommando Dove-Elbe des KZ Neuengamme.

Zeichnung: W. Petrow (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 23: (Zuordnung: Kap.: 7)

Kommando Dove-Elbe des KZ Neuengamme bei Regulierungsarbeiten, 1941/42.

Foto: SS (Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie)

Zu 24: (Zuordnung: Kap.: 4)

Der russische Zwangsarbeiter Iwan Dmitrijewitsch Stadnitschuk (re.) mit seinem Arbeitgeber, dem Bauern Erich L. in Hambühren im Juli 1942.

Foto: unbekannt (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 25: (Zuordnung: Kap.: 4)

Der russische Zwangsarbeiter Iwan Jemeljanowitsch Storozhuk in Lüneburg am 25. März 1943, wenige Tage vor seiner Verschleppung ins Konzentrationslager Neuengamme.

Foto: unbekannt (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 26: (Zuordnung: Kap.: 13)

Häftlinge der 2. SS-Baubrigade bei der Trümmerräumung in Bremen, Dezember 1943.

Foto: Walter Cüppers (Staatsarchiv Bremen)

Zu 27: (Zuordnung: Kap.: 13)

Häftlinge der 2. SS-Baubrigade bei der Trümmerräumung in Bremen, Dezember 1943.

Foto: Walter Cüppers (Staatsarchiv Bremen)

Zu 28: (Zuordnung: Kap.: 13)

Häftlinge der 2. SS-Baubrigade bei der Trümmerräumung in Bremen, Juni 1943.

Foto: Walter Cüppers (Staatsarchiv Bremen)

Zu 29: (Zuordnung: Kap.: 13)

Häftlinge der 2. SS-Baubrigade bei der Trümmerräumung in Bremen, Juni 1943.

Foto: Walter Cüppers (Staatsarchiv Bremen)

Zu 30: (Zuordnung: Kap.: 8)

SS-Mann prügelt auf einen Häftling bei der Arbeit ein.

Zeichnung: Hans P. Sørensen (Neuengamme Erindringer, Sønderborg o. J.)

Zu 31: (Zuordnung: Kap.: 16)

Befreiung eines Transportes in das KZ Dachau durch amerikanische Truppen.

Zeichnung: Georg Tauber (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 32: (Zuordnung: Kap.: 16)

Frauen im KZ Bergen-Belsen nach der Befreiung.

Foto: Britische Armee (Imperial War Museum)

Zu 33: (Zuordnung: Kap.: 16)

Frauen im KZ Bergen-Belsen nach der Befreiung.

Foto: Britische Armee (Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie)

Zu 34: (Zuordnung: Kap.: 16)

Befreite Häftlinge des KZ Bergen-Belsen werden durch britische Soldaten mit Nahrung versorgt.

Foto: Britische Armee (Imperial War Museum)

Zu 35: (Zuordnung: Kap.: 16)

Befreiter Häftling im KZ Bergen-Belsen.

Foto: Britische Armee (Imperial War Museum)

Zu 36: (Zuordnung: Kap.: 15)

Die brennende „Cap Arcona“ in der Lübecker Bucht, Mai 1945.

Foto: Britische Armee (Imperial War Museum)

Zu 37: (Zuordnung: Einleitung)

Ehemalige ukrainische Häftlinge am Mahnmal für die Opfer der „Cap Arcona“- Katastrophe,

Neustadt, Mai 1997.

Foto: Herbert Diercks (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 38: (Zuordnung: Einleitung oder Schluss)

Ehemalige Häftlinge des KZ Neuengamme mit Mitarbeitern der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und des Freundeskreises vor dem Mahnmal für die Opfer der Erschießungen in Babi Yar (Kiew), April 1999.

Foto: Herbert Diercks (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 39: (Zuordnung: Titelgestaltung)

Der ehemalige Häftling Wassilij Maksimowitsch Owtscharenko im Gespräch mit einer Mitarbeiterin des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme e.V., Mai 1997.

Foto: Herbert Diercks (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 40: (Zuordnung: Kap.: 4)

Zwangsarbeiter bei Gleisbauarbeiten am Diestelkai, Hamburg, 1943.

Foto: W. Bentler (Landesmedienzentrum Hamburg)

Zu 41: (Zuordnung: Kap.: 4)

Ostarbeiter in einem Hamburger Betrieb, Mai 1942.

Foto: W. Bentler (Landesmedienzentrum Hamburg)

Zu 42: (Zuordnung: Kap.: 4)

Sowjetische Zwangsarbeiter bei der Firma Still in Hamburg-Boberg, Mai 1942.

Foto: W. Bentler (Landesmedienzentrum Hamburg)

Zu 43: (Zuordnung: Kap.: 13)

KZ-Außenlager Drütte bei den „Hermann-Göring-Werken“, Salzgitter. Blick auf den ehemaligen Appellplatz (Bildmitte) und die Unterkünfte unterhalb der Hochstraße (vor den Fabrikationsanlagen), 1946.

Foto: unbekannt (Public Record-Office)

Zu 44: (Zuordnung: Kap.: 13)

KZ-Häftlinge der 2. SS-Baubrigade mit SS-Bewachung in Wilhelmshaven, ca. 1942.

Foto: unbekannt (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 45: (Zuordnung: Kap.: 13)

Außenlager Wittenberge, Phrix-Werk. Häftlinge nach Aufräumarbeiten nach einem Bombenangriff, 1944.

Foto: unbekannt (Staatsarchiv Potsdam)

Zu 46: (Zuordnung: Kap.: 12)

Das illegale Radio war in einem Stromzähler versteckt. Im Mai 1945 führt es ein ehemaliger Häftling britischen Soldaten vor.

Foto: unbekannt (Imperial War Museum, London)

Zu 47: (Zuordnung: Kap.: 12)

André Mandrycx war eine treibende Kraft des Widerstands der Häftlinge im KZ Neuengamme. Er starb bei der Bombardierung der „Cap Arcona“ am 3. Mai 1945.

Foto: unbekannt (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 48: (Zuordnung: Kap.: 12)

Fritz Bringmann rettete im Krankenrevier zahlreichen sowjetischen Häftlingen das Leben. Zum Dank steckten sie ihm einen Kassiber zu, in dem sie ihm für seine solidarische Hilfe danken.

(Archiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 49: (Zuordnung: Kap.: 13)

Festsaal des Hotels Kaiserhof, in dem die Häftlinge des Außenlagers Porta Westfalica untergebracht waren.

Foto: unbekannt (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 50: (Zuordnung: Kap.: 13)

KZ-Häftlinge bei Aufräumarbeiten in Hamburg-Hammerbrook, ca. August 1943.

Foto: Wilhelm Pempelfort (Staatsarchiv Hamburg)

Zu 51: (Zuordnung: Kap.: 8)

Auszug aus dem Totenbuch der Außenlager des KZ Neuengamme 1944. Rechte Spalte: Angaben zur Todesursache wie „Auf der Flucht erschossen“ oder „exekutiert“.

(Archiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 52: (Zuordnung: Kap.: 6)

Eingang ins Häftlingslager 1941.

Foto: SS (Fotoarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme)

Zu 53: (Zuordnung: Kap.: 6)

Eintreffen eines neuen Häftlingstransportes.

Zeichnung: Jörgensen (Jörgensen, Slavemarked, København 1945)

Zu 54: (Zuordnung: Kap.: 6)

Scheren der Körperhaare.

Zeichnung: F. L. Bertrand, 1944 (Musée de l'Ordre de la Libération, Paris).

Zu 55: (Zuordnung: Kap.: 13)

KZ-Häftlinge beim Bau des U-Boot-Bunkers „Valentin“, Mai-September 1944.

Foto: unbekannt (United States Holocaust Memorial Museum)

Zu 56 : (Zuordnung: Kap.: 16)

Befreite kranke Häftlinge des Lagers Wöbbelin werden mit Lastwagen in ein Krankenhaus gebracht, 4. Mai 1945.

Foto: Ralph Forney (United States Holocaust Memorial Museum)

Zu 57: (Zuordnung: Kap.: 16)

Ehemalige Häftlinge aus dem Lager Wöbbelin tragen einen Mithäftling. Links: amerikanische Soldaten, 4. Mai 1945.

Foto: Ralph Forney (United States Holocaust Memorial Museum)

Zu 58: (Zuordnung: Kap.: 16)

Ehemaliges Kriegsgefangenenlager Sandbostel. Befreite KZ-Gefangene tragen Essen, 30. April 1945.

Foto: unbekannt (Imperial War Museum, London)

Zu 59:

Außenlager Sandbostel. Häftlinge nach der Befreiung, 30. April 1945.

Foto: unbekannt (Imperial War Museum, London)